

2907



Wanderungen  
durch  
die deutschen  
Gebirge  
von  
Karl Kollbach.



Von der Elbe zur Donau.













Von der

# Elbe zur Donau.

---

Eine Wanderung

durch

das Erzgebirge, das Fichtelgebirge,  
den Böhmerwald und den Fränkischen Jura

von

Karl Kollbach,

Verfasser von

„Bilder vom Rhein“, „Die deutschen Alpen“, „Von der Tatra zur Sächf. Schweiz“  
Europäische Wanderungen u. m. a.

---

Mit 38 Vollbildern.

---

Köln a. Rh.

Verlag von Paul Neubner.

CBGiOŚ, ul. Twarda 51/55  
tel. 22 69-78-773



Wa5163161



2907

MH-61506





## V o r w o r t.

**I**m ersten Bande dieses Werkes haben wir die Gebiete der deutschen Alpen durchwandert, im zweiten jene weit sich hinziehenden Gebirge kennen gelernt, die sich von der Hohen Tatra im Osten bis zur Sächsischen Schweiz und dem Elbdurchbruch im Westen erstrecken.

Im vorliegenden Bande beginnen wir die Reise von Dresden aus. Nachdem wir diese glänzende Hauptstadt des Königreichs Sachsen mit ihrem durchgeistigten Leben, ihren herrlichen Kunstwerken aus der Blütezeit des Barockstiles kennen gelernt und ihre anmutige Umgebung durchstreift haben, verlassen wir die Ufer der Elbe und wenden uns westwärts dem Gebirge zu. Wir durchwandern die Waldschlucht der wilden Weißeritz, ziehen an Tharandt vorüber und erreichen die sanft aufsteigenden Stufenlandschaften des nördlichen Erzgebirges. Bald gelangen wir hier nach Freiberg an der Mulde mit seinem großartigen Bergbau und hochentwickelten Hüttengewerbe. Sahen wir in Dresden in seiner Kunst, in seinen glänzenden Bauten, in seinem verfeinerten großstädtischen Leben gewissermaßen die Blüten und Früchte des sächsischen Gewerbefleißes reifen und sich entfalten, so ist in Freiberg ein Teil der Wurzeln dieser Kultur und dieses Wohlstandes vor unserem Auge bloßgelegt. Wir fahren hier mit dem Bergmann zur Tiefe, verfolgen seine mühevollen Arbeit und sehen hernach, wie ein hochentwickelter Hüttenbetrieb unter sorgfamer Verwertung aller

neuen Errungenschaften der Technik und der Chemie diese Erzeugnisse des Bergbaues in erstaunlicher Weise vielfältig verwertet und so erfolgreich den Wettbewerb mit günstiger bedachten ausländischen Betrieben durchführt.

Daselbe Bild rührigen Schaffens begegnet uns dann weiterhin in Chemnitz, einem der Hauptpunkte des sächsischen Kohlenbergbaues und dem Sitze einer fast einzig in Deutschland dastehenden weltberühmten Eisen- und Textilindustrie. Wie wir nun weiter in die höheren und inneren Gebiete des Erzgebirges vordringen, sehen wir allerwärts einen ähnlich entwickelten Gewerbefleiß tausende fleißige Hände der Bewohner in Bewegung setzen, denen in dem rauhen Gebirge der oft dürftige Boden selbst bei harter Arbeit allein nicht die Mittel zum Lebensunterhalte gewährt. Indem wir diese vielfältigen Gewerbe der Gegend von Glauchau und Zwickau, von Annaberg und Buchholz, von Adorf, Markneukirchen und Klingenthal kennen lernen, öffnet sich uns nicht allein ein Einblick in die großartige sächsische Industrie als solche, sondern es werden uns dabei auch manche Beziehungen klar, die in langem und bewundernswertem Entwicklungsgange zwischen den bescheidenen, wenn auch regsamem Anfängen einer weitverbreiteten Hausindustrie in den Waldthälern des Gebirges und der gewaltigen Stellung des heutigen Fabrikwesens in den großen sächsischen Städten obwalten.

Alle diese fesselnden Eindrücke erlangen eine Vervollständigung, wenn wir in die alte Handelsstadt Leipzig eintreten, wo uns der Besuch der großartigen Märkte, der Verlagsanstalten, Buchhandlungen und Rauchwarengeschäfte nicht nur ein klares Bild von der heutigen Handelsbedeutung der Stadt gewährt, sondern uns auch zu einem geschichtlichen Rückblicke anregt, der uns in die glänzenden Zeiten der mittelalterlichen Blüte Leipzigs zurückführt.

Aus dem Verkehr und Getriebe der großen Stadt wenden wir dann unsere Schritte dem Stamme des Erzgebirges zu; bald stehen wir auf seinen höchsten Gipfeln und blicken nach Norden über die weiten vorgelagerten Berglandschaften des Königreichs



Sachsen, nach Süden aber unvermittelt in das tiefe Egerthal und auf die nördlichen Gebiete Böhmens hinunter. Zu diesen Landschaften des Biela- und Egerthales steigen wir nun hinab, und ein neues Landschaftsbild liegt vor unserem Blicke. Hier ragt gegen Norden der Riesenkamm des Erzgebirges stattlich und dunkel empor, nach Süden zu aber streben die wechselvollen, schöngesformten Kegel und Kluppen des basaltischen Böhmisches Mittel- und Duppauer Gebirges auf. In der Thalsenkung zwischen diesen Gebirgen aber begegnen uns bald öde, vom Betrieb und Hauche der Braunkohlen-Industrie verheerte Landstriche, bald wieder besuchen wir glänzende Badeorte in wundervollen Gebirgsgegenden, vor allem Karlsbad, vielleicht das großartigste Bad der Welt mit seinem internationalen Betriebe.

Weiter geht es gegen Westen, beruhigten Laufes fließt neben uns die Eger, das Elstergebirge grüßt herüber, und vor uns streben aus einer weiten, sanften Hügellandschaft die Türme von Eger empor, an die sich eine so reiche und wechselvolle Geschichte knüpft. Aber nicht nur manche trübe Erinnerung aus der Vergangenheit weckt die Stadt, auch ein trauriges Blatt aus der Gegenwart enthüllt ihr Besuch. Der Verzweiflungskampf der Deutschen in Böhmen gegen eine rücksichtslose tschechische Übermacht spielt sich gewissermaßen unter unseren Augen ab.

Für uns freilich weichen bald diese trüben Bilder. Bergesfriede und Waldeinsamkeit umwehen uns, wenn wir nun ins Fichtelgebirge vordringen, zu jenem Knotenpunkte im deutschen Mittelgebirge, dessen geognostischer Aufbau so reichhaltig und dessen Stellung zum Flußgebiete der großen deutschen Ströme so bevorzugt ist.

Noch großartiger aber tritt uns die Hoheit und der Ernst weiter unabsehbarer Waldgebiete entgegen, wenn wir nun, dem Laufe der Naab und des Regen folgend, in das Innere des Böhmerwaldes vorgedrungen sind. Hier, im Gebiete des Länderbeherrschenden, finsternen Arber mit seiner Fernsicht bis zu den Schneehäuptern der Alpen zeigt sich uns das Mittelgebirge in einer so

mächtigen Geartung, daß es mit dem Riesengebirge und den Vorlandscraften des Hochgebirges sich vergleichen läßt.

Ein ganz anderes Landschaftsbild voll tiefer Schluchten und wildzerrissener Felsen bietet sich uns bald darauf im Fränkischen Jura, dessen Entstehung in eine der interessantesten Epochen der Erdgeschichte zurückfällt.

Aber noch einmal werden diese Eindrücke aus dem Leben der Natur unterbrochen durch den Eintritt in zwei Städte, die seit alters her eine glänzende Rolle in der deutschen Geschichte gespielt haben. Wir sehen das vieltürmige, gestaltenreiche Nürnberg, noch heute, trotz seiner riesigen Entwicklung, ein wahres Schmuckkästlein aus der glänzendsten und fröhlichsten Zeit des deutschen Städtelebens, und dann Regensburg, die ehrwürdige, düstere Stadt mit ihrem ragenden Dome, deren Geschichte bis in die ferne Zeit der Römerherrschaft zurückreicht. Rauschend fließt an ihren Staden die Donau entlang, die kurz vorher in einem großartigen, wilden Engpasse einen vorgeschobenen Kiesel des Jura gebirges durchbrochen hat. Mit den Gewässern des großen Stromes ziehen wir durch die gesegneten Landschaften Oesterreichs abwärts bis Wien.

So ist es ein reichhaltiges und vielgestaltiges Gebiet, das wir durchwandern. Es war nicht möglich, alles das aufzufassen und darzustellen, was diese Teile des deutschen Mittelgebirges Bemerkenswertes bieten. So möge denn der Leser verzeihen, wenn er vielleicht einiges nicht findet, was er sucht. Aber dafür war es das Bestreben des Verfassers, sich auch bei der vorliegenden Darstellung im wesentlichen auf das zu beschränken, was unmittelbare Eindrücke ihm geboten, und so hofft er, daß auch diesen Schilderungen wenigstens dieselbe Frische und Anschaulichkeit innewohnen wird, welche die Kritik ausnahmslos bei den vorausgegangenen Bänden anerkannte.

Remagen, im September 1899.

**Karl Kollbach.**





## I.

### Dresden.

**E**s giebt wenige Städte in Deutschland, ja, nicht manche in Europa, die an Großartigkeit des Gesamteindrucks, an Fülle prächtiger Bauwerke und künstlerischer Anregung, an Regsamkeit des gewerblichen und Handelslebens, lebhaftem Verkehr und wechselvoller, anmutiger Umgebung sich mit Dresden messen könnten.

Die Stadt ist bedeutend und volkreich genug, um die ganze Eigenart einer Großstadt zu entfalten, und doch ist sie auch wieder räumlich nicht so ausgedehnt, um dem Beschauer nicht ein ganz einheitliches Gesamtbild zu bieten, welches besonders von der Elbseite her als eine der schönsten Städteansichten Deutschlands gelten kann.

Vor uns zieht der breite Fluß mit eilendem Wasser dahin. Stolze Brücken wölben sich über der Flut, die dumpf rauschend gegen die Pfeiler prallt und dahinter quirlende Strudel bildet. Von Süden her ragen noch die höheren Berge herüber, von denen wir herabgekommen sind, die den wasserreichen Strom bei seinem Durchbruche durch das Sandsteingebirge so lange zwischen ihre malerischen Felsenengen bannten. Anschließend an diese

fernen Berge der Sächsischen Schweiz und des Erzgebirges schweifen zu beiden Seiten des Flusses niedere Höhen aus, die ihn in großem Abstände meilenweit begleiten und ein Thalgelände von reichem Anbau und köstlicher Abwechslung umschließen.

Und mitten in dieser Landschaft, welche die Anmut eines Gartens besitzt, liegt Dresden, von dem Baumgrün der Vororte und Landhäuser lieblich umzogen.

Aus Quader sandstein massiv erbaute Häuser geben der Stadt ein gediegenes Äußere. Hohe, kunstvolle und reich gegliederte Türme ragen darüber hinaus. Ein einheitlicher Baustil stempelt sie als Schöpfungen einer einzigen großen Zeit. Und neben ihnen streben Kuppeln und massige Fronten anderer Prachtbauten empor, während ein vielgestaltiges Heer von kleineren Türmen, von reich verzierten Giebeln, Friesen und anderen baulichen Einzelheiten dem Gesamtbilde der Stadt einen besonderen Reichtum und ein schon äußerlich wahrnehmbares Gepräge hoher Kunstentwicklung verleiht.

Wir werden sie zum Teil noch einzeln besuchen, jene herrlichen Bauwerke drüben in der Stadt: den gewaltigen, dunklen Kuppelbau der Frauenkirche, die Hofkirche mit ihrem zierlichen, durchbrochenen Turme und den mächtigen Standbildern, das königliche Schloß mit seinem stattlichen Turme, das stolze Theater, die Kunstakademie mit der schimmernden Glaskuppel und andere hervorragende Gebäude.

Über den volksbelebten Staden steigt die weltberühmte Brühlsche Terrasse empor, von Standbildern überragt, von Baumwipfeln gekrönt, und darunter auf dem Flusse regt sich das wechselvolle Schiffsleben der Stadt. Kräftige Schleppdampfer mit schwerbeladenen Rähnen im Anhang durchfurchen die Fluten, kleine Personenboote vermitteln in rastloser Fahrt den großen Verkehr zwischen den beiden Ufern und den flußab- und aufwärts gelegenen Vororten. Größere Dampfer von schmuckem Äußeren beginnen oder beenden die Fahrt nach Süden zu den gepriesenen und vielbesuchten



Landschaften der Sächsischen Schweiz, die wir im vorigen Bande durchreisten. Rechnen wir nun noch auf dem Flusse die langsam dahingleitenden Flosse hinzu, die zu den Schwimmanstalten rudierenden Nachen, die schwer befrachteten Kähne vom Lande, die vom Bette des Flusses den Sand ausschöpfenden Bagger, nennen wir noch vor uns auf den Straßen und Staden die rollenden elektrischen Wagen, die mächtigen Omnibusse mit den stattlichen Vorreitern, die Lastwagen, welche die von den Schiffen hergebrachten Güter der Stadt zuführen, endlich die Menge der Kutschen, Fahrräder und den lebendigen Strom der Menschen, — so ist es verständlich, daß man staunenden Blickes und erhobenen Gemütes sich gern stundenlang der Betrachtung dieses Stadtbildes und seines Lebens und Treibens überläßt.

Bevor wir aber den einzelnen Sehenswürdigkeiten Dresdens uns zuwenden und auf Ausflügen seine reizvolle Umgebung kennen lernen, wollen wir uns in Kürze seine Geschichte vergegenwärtigen, die uns gewisse Eigentümlichkeiten in der Bauweise und dem Gesamteindrucke der Stadt erst erklärlich macht.

Dresden als Stadt hat nicht das Alter mancher anderer deutscher Plätze; im Jahre 1206 findet es sich zuerst genannt. Zu einer Zeit also, wo z. B. in den linksrheinischen Städten neben den teilweise noch vorhandenen großartigen Bauresten aus der Römerzeit jene herrlichen romanischen Kirchen und später jene schlanken gotischen Dome emporwuchsen, die der Reisende noch heute dort bewundert, war Dresden ein unbedeutender Ort von dörflichem Charakter, mit Holzhäusern und ohne hervorragende Bauwerke. Trotzdem würde man fehl gehen, wollte man die Gründung der Stadt in jene Zeit verlegen, in der ihr zuerst in den Chroniken Erwähnung geschieht. Schon die Thatsache, daß Dresden bereits 1216 als „Stadt“ bezeichnet wird, verbürgt ein lang vorhergegangenes Bestehen dieses Ortes. Vermutlich fand sich an dieser Stelle auch schon in der Wendenzeit eine Niederlassung; denn, wie wir schon

an früherer Stelle gehört haben, bewegte sich schon damals ein reger und regelmäßiger Handel elb- und abwärts und führte zu der Gründung zahlreicher Ansiedlungen, aus denen später unter deutscher Herrschaft zum Theil größere Orte hervorgingen. Waren es doch gerade die in jenen Landschaften an der Elbe und weiter ostwärts bestehenden Handelsbeziehungen der Wenden, welche den deutschen Herrschern die Eroberung jener Gebiete, — abgesehen von der Sicherung der Reichsgrenzen und der Ausbreitung des Christentums unter den Slaven, — als begehrenswert erscheinen ließen.

Für die Anlage einer Niederlassung gerade hier sprechen manche natürlichen Verhältnisse, deren Gunst zum Theil auch noch heute der Stadt zu gute kommt.

Ungefähr an dieser Stelle nämlich gehen die Verkehrsstraßen, welche nördlich vom Erzgebirge, dem Elbsandsteingebirge und den Sudeten, wenig mehr behindert von den vorgelagerten Höhenzügen, vorüberziehen, über die Elbe hinweg. Ähnlich wie bei Köln am Rhein bildet sich also auch hier bei Dresden ein bedeutamer Knotenpunkt des Verkehrs, dessen Hauptlinien der vorgenannte Straßenzug, ferner der von Süd nach Nord gerichtete Wasserweg der Elbe und endlich die an ihren Ufern entlang führenden Straßen bilden. Dazu gesellen sich als weitere günstige Umstände eine vor den Übersflutungen des Stroms ziemliche Sicherheit bietende Erhöhung des Bodens an dieser Stelle und die Lage inmitten der herrlichen Thalsohle, die hier von Norden her, durch einfassende Höhenlandschaften gebildet, in die Bergmassen des Erz- und Sandsteingebirges hinein vordringt. Und zu diesen günstigen Verhältnissen der näheren Umgebung gesellen sich die vielen Vorteile, welche das reiche Hinterland mit seinen vielfältigen Boden- und Gewerbezeugnissen spendete und auch heute noch in erhöhtem Maße gewährt.

Die erste Anlage der Stadt ist bei Dresden auf der rechten Seite der Elbe zu suchen, wo heute die „Neustadt“ steht; aber während erstere bald nachher in der Entwicklung zurückblieb,





Die Frauenkirche in Dresden.





gewann der Stadtteil auf der linken Elbseite eine erhöhte Bedeutung. Erst in neuerer Zeit ist dies Mißverhältnis durch die großartige Erweiterung der Neustadt wieder in etwa ausgeglichen.

Nachdem mit dem Jahre 1267 Dresden Herrscheritz der Markgrafen von Meißen geworden war, wuchs seine Bedeutung und sein Umfang. Damals wurde eine steinerne Brücke über die Elbe gebaut, und neben den bisherigen Holzhäusern entstanden schon einzelne steinerne Gebäude. Der Stadtteil auf dem linken Ufer war besetzt und von Gräben und Festungswerken umgeben.

Es ist hier nicht unsere Aufgabe, auf die wechselnden Schicksale Dresdens in den folgenden Jahrhunderten einzugehen; auf die Teilung des Landes nach Heinrich des Erlauchten Tod im Jahre 1288, auf den Verkauf und die Übertragung desselben an Böhmen und Brandenburg, auf die entsetzliche Verwüstung Dresdens durch die Hussiten im Jahre 1429, welche fast die ganze Altstadt einschichteten, während Kurfürst Friedrich der Friedfertige, der Sohn Friedrichs des Streitbaren, sich in der Neustadt eingeschlossen hatte. Im Juni des Jahres 1491 brannte dann abermals ein großer Teil der Stadt nieder, aber auch dieser Schlag war bald überwunden.

Daß dies möglich war und eine fast stete Entwicklung Dresdens bis zum dreißigjährigen Kriege anhielt, zeugt am besten von der Gunst der äußeren Verhältnisse und dem regamen Sinne und der Thatkraft der Bewohner der Stadt. Aber damals stand auch noch der Bergbau in den benachbarten Gebirgen in vollster Blüte und lieferte reiche Ausbeute. Das Erzgebirge und ein Teil der Sudeten spendeten von ihrem Überflusse der Stadt, deren Herrscher zum Teil sich gleichfalls das Emporblühen Dresdens angelegen sein ließen. Besonders unter dem Herzog Georg dem Bärtigen, der das nach ihm benannte Schloß erbaute und Alt- und Neu-Dresden vereinigte, sowie unter Kurfürst August, einem tüchtigen Regenten, der die Straßen pflastern, die Kreuzschule, die Annenkirche, das Zeughaus erbauen ließ und den ersten Grund zu

den berühmten Sammlungen legte, nahm Dresden einen gewaltigen Aufschwung.

Die Stockung in der Entwicklung, welche der Dreißigjährige Krieg für alle Städte Deutschlands mit sich brachte, machte sich auch in Dresden fühlbar. Allein gleich nach diesen trüben Zeiten sehen wir die Stadt gerade den Schmuck durch hervorragende Bauwerke erhalten, welcher heute noch die sächsische Hauptstadt zu einer so einzig in ihrer Art dastehenden stempelt. Kunst- und prachtliebende Fürsten waren es, deren reichlich gespendete Mittel damals jene großen Schöpfungen hervorriefen, in denen berühmte Baumeister ihre Namen verewigt haben. Freilich ging unter diesen Herrschern der äußere Aufwand mit den gebotenen Mitteln nicht immer Hand in Hand. Während das Land unter schier unerschwinglichen Lasten seufzte und die drückendsten Abgaben von seinen Bewohnern gefordert wurden, lebte der Hof in Verschwendung und entfaltete eine Pracht, die den Einkünften in keiner Weise entsprach. Besonders unter Friedrich August I. und August II. war dies der Fall, aus deren Regierungszeit die hervorragendsten Bauwerke Dresdens stammen. Die Baulust war nur eine Form der damals herrschenden Verschwendung und würde, ebenso wie der Ankauf der großartigen Kunstschätze, allein nicht so viel Elend über das Land haben bringen können. Aber daneben wurde ein unerhörter Aufwand in äußerem Prunk, in Schmuck, in Kleidung, in Gastmählern und Festen getrieben. Opernvorstellungen und Jagden, Turniere und Prunkaufzüge, Feuerwerke, Jahrmärkte und Maskeraden lösten einander ab. Juwelen von Millionen an Wert zierten oft die Gewänder des Fürsten und der Damen des Hofes.

Es ist diese Thatsache erwähnenswert, um zu zeigen, wie die glanzvollen Bau- und Kunstwerke aus den letzten Jahrzehnten des 17. und aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts nicht ohne weiteres einen Schluß gestatten auf den Reichtum und auf gesunde Verhältnisse der damaligen Zeit im allgemeinen.



Aber uns, die wir heute Dresden besuchen, ist es leicht, über jene trüben Erinnerungen hinwegzusehen, die in einem so schroffen Gegensatz zu den gegenwärtigen gesunden Verhältnissen und dem allgemeinen Wohlstande Dresdens stehen, — wir freuen uns nur der noch erhaltenen Pracht und einer prunkliebenden Zeit und gedenken der großen Meister, denen die reichlich fließenden Mittel es gestatteten, jene herrlichen Werke zu schaffen.

Den ersten Aufschwung nach dem Dreißigjährigen Kriege nahm Dresden unter dem Herzog Johann Georg II., der von 1656 bis 1680 regierte und unter anderem das erste Opernhaus erbauen ließ. Zugleich begünstigte dieser Herrscher mit klugem Blicke die Gewerbethätigkeit, namentlich die Seiden- und Wollweberei in seinem Lande.

Mächtiger verschönerte sich Dresden unter Friedrich August I., dem Starken, der zugleich König von Polen war. Damals entstanden jene unvergleichlichen Werke des Barockstiles, der Zwinger sowie die Frauenkirche. Großartige Erweiterungspläne schwebten diesem Herrscher vor, zahllose Häuser wuchsen, durch seine Unterstützung gefördert und aus dem bildsamen Sandstein der Sächsischen Schweiz errichtet in dem reichen Schmuck des damals herrschenden Barockstiles in allen Theilen der Stadt empor. Noch heute wird der Wanderer, der durch die Straßen Dresdens schreitet, durch ihre stattliche Anzahl lebhaft an die alte Zeit erinnert. Unter der Regierung desselben Herrschers wurden auch die vorhandenen Sammlungen durch großartige Ankäufe vervollständigt und zu dem Reichtum gebracht, der später ihren Weltruf begründete. Die Errichtung der Dresdener Malerakademie fällt in dieselbe Zeit.

Was Friedrich August I. begonnen, setzte sein Nachfolger August II. in noch größerem Maßstabe fort. Der Luxus unter ihm erfuhr sogar noch eine Steigerung. Unter seiner Regierung wurde die Hofkirche und ein neues königliches Palais erbaut. Mit der Verschwendung und Prunkliebe des Herrschers selbst wett-

eiferte die seiner Hofleute, besonders die des allmächtigen Ministers Grafen Brühl, unter dessen Regierung das Land seufzte. Herrliche, palastartige Häuser reden noch heute von jener leichtlebigen Zeit, für die der üppige und prunkvolle, gerade damals allmählich in Rokoko übergehende Barockstil ein erwünschtes Mittel zum Ausdruck ihres Empfindens bilden mußte.

Nach dieser prunkvollen Kunstperiode, in welcher selbst die Verheerungen und Drangsale, die Feuersbrünste und die Beschießung im österreichischen Erbfolgekriege und im Siebenjährigen Kriege nur eine vorübergehende Stockung eintreten ließen, brachte das Ende des 18. und der Anfang des 19. Jahrhunderts für Dresden einen Rückgang und eine allgemeine Erschlaffung. Die Zeit der Erniedrigung Deutschlands unter der Herrschaft Napoleons war nicht dazu angethan, hierin einen Wandel zum Besseren hervorzubringen. Vielmehr litt auch Dresden unter den endlosen Kriegswirren jener Zeit, deren Schlachten sich zum Theil, wie besonders die im März und August des Jahres 1813 in der Nähe der Stadt abspielten. Eine Grundbedingung für die weitere Entwicklung und räumliche Ausdehnung Dresdens wurde durch die Niederlegung der alten Befestigungswerke gegeben, die im Jahre 1815 erfolgte. Aber immerhin blieben die Fortschritte bis gegen die Mitte des Jahrhunderts unbedeutend. Von da ab beginnt jener unerhörte Aufschwung der Stadt, der in fast beständiger Steigerung in den letzten Jahrzehnten Dresden in die Reihe der Weltstädte emporgehoben hat. Abgesehen von der ungeahnten Erweiterung der Stadt und der Vergrößerung ihrer Vororte, von der Gediegenheit der neuen Wohnhäuser, der Erbreiterung und Verschönerung der Straßen und Plätze, der Gründung der vielfältigsten gemeinnützigen Anlagen, der Erbauung neuer stolzer Elbbrücken, hat auch in herrlichen öffentlichen Bauwerken die Neuzeit einen Beweis geliefert, daß ihr das künstlerische Verständnis nicht abhanden gekommen ist.

Und nicht wie in der vorhin kurz gekennzeichneten Kunstperiode





Der Zwinger in Dresden.





beruht deren Entfaltung auf einer einseitigen Neigung einzelner bevorzugter Stände, sondern heute ist sie der Ausdruck einer allgemeinen Zunahme der Wohlhabenheit und ein Zeichen gesunder, auf dem Aufschwung von Handel und Gewerbesleiß beruhender Entwicklung.

Wir sind, elbabwärts kommend, an den belebten Staden Dresdens unterhalb der Brühl'schen Terrasse gelandet und wenden uns nun der inneren Stadt zu, die uns gleich beim Eintritt schon einige ihrer hervorragendsten Bauwerke entgegenstellt. Eben sehen wir vor uns die Hofkirche, im Barockstile erbaut, ein Werk des Italieners Gataëno Chiaveri, der unter Friedrich August II. in Dresden wirkte. Prächtigt ragt über das in reichem ornamentalem Schmuck prangende und von mächtigen Standbildern gekrönte, in zwei Etagen sich aufbauende Schiff des Gotteshauses der schlankt Turm empor. Der blaue Himmel schaut zwischen den zierlichen Säulen hindurch, welche die beiden oberen Etagen tragen, die mit ihren Balustraden und zierlichen Ecktürmchen wie ein kunstvoll gedrechseltes Werk bis zu der obersten kleinen Kuppel hinaufstreben.

Durch einen überdeckten Gang mit der Hofkirche verbunden, steht neben ihr das Königliche Schloß. Dunkel und massigt dehnen sich seine breiten Flächen aus, hoch überragt von einem mächtigen Turme, unter dem das Grüne Thor in den geräumigen großen Binnenhof führt. Ein gut Teil der Dresdener Geschichte ist mit diesem Bauwerk verknüpft, dessen Anlage in die Regierungszeit Herzog Georgs, ins Jahr 1534, fällt, und an dessen Vergrößerung und Umbau Kurfürst Moritz und August der Starke Anteil hatten.

Wenige Schritte führen vom Schlosse auf die Mitte des Theaterplatzes, in dessen Bereich Dresdens bedeutendste Bauwerke stehen. Auf der einen Seite bilden das Schloß und die Hofkirche den wirkungsvollen Abschluß, nach zwei anderen Seiten hin aber erheben sich Bauten der Neuzeit, in edlem Renaissancestil von Gottfried Semper geschaffen, wahre Meisterwerke moderner Archi-

tektur: das Museum und das Theater. Die Wirkung dieser herrlichen Bauwerke erhöhen Skulpturen von Meisterhand. Dort auf einem turmartigen Sockel über der großen Rundung der Stirnseite des Theaters thront Schillings Biergespann: Dionysos und Ariadne auf dem von Pantheren gezogenen Triumphwagen. Andere Statuen von demselben Meister stehen zu Seiten des Haupteinganges, und vom Museum her schauen die Bildsäulen großer Männer: Dichter und Maler herüber, aus den Händen eines Hähnel und Rietschel hervorgegangen.

So vorbereitet und in erwartungsvolle Stimmung versetzt, durchschreiten wir die hohe, von einer Kuppel gekrönte Durchfahrt des Museums und stehen nun überrascht und entzückt vor dem eigenartigsten der Dresdener Bauwerke, dem weltberühmten Zwinger. Seine Erbauung fällt in die Regierungszeit August II., deren Prunk wir schon vorhin kennen lernten. Der Architekt Pöppelmann ist der Erbauer des Zwingers, in dem uns der Barockstil im beginnenden Übergang zum Rokoko so reich und wundervoll entgegentritt, wie in keinem anderen Bauwerke Deutschlands. Über die Bestimmung des Baues, der nur teilweise zur Ausführung gelangte, äußert sich der Baumeister selbst wie folgt:

„Gleichwie die alten Römer unter ihren anderen erstaunenswerten Bauanstalten auch dermaßen große Staats-, Pracht- und Lustgebäude aufzurichten pflegten, daß dieselben einen weiten Umfang machen, ebenso ist auch dieses Gebäude des königlichen Zwingergartens dermaßen kunstreich angelegt, daß es alles dasjenige in sich begreift, was in jenen römischen Erfindungen Prächtiges oder Nützlichendes vorgekommen; denn außer den verschiedenen großen Speise-, Spiel- oder Tanzsälen, kleineren Zimmern, Bädern, Grotten, Bogenstellungen, Lust- oder Spaziergängen, Baum- und Säulenreihen, Gras- und Blumenbeeten, Wasserfällen, Lustplätzen, und dem anstoßenden prächtigen Opern- und Komödienhause, beschließt das ganze Bauwerk zusammen einen so ansehnlich länglich



runden Platz, daß in demselben nicht nur die fast unzählbaren, des Winters in den Galerien verwahrten Bäume zur Sommerzeit bequemlich in schönster Ordnung ausgesetzt, sondern auch aller Arten öffentlicher Ritterspiele, Gepränge und andere Lustbarkeiten des Hofes angestellt werden.“

Es ist, wie gesagt, nur ein kleiner Teil von dem geplanten großartigen Gebäudekomplex im ehemaligen Zwingergarten zur Ausführung gelangt, aber was davon damals unter der glanz- und kunstliebenden Regierung August des Starken geschaffen wurde, ist so einzig in seiner Fülle und seinem Reichtum, daß der kunstliebende Besucher des Schauens nicht müde wird.

Über die bauliche Eigenart des Zwingers schreibt Heinrich Gebauer in seinem schönen Buche: „Bilder aus dem Sächsischen Berglande“: „Der Zwinger bildet ein Viereck, das einen 117 m langen und 107 m breiten Hofraum einschließt und sich im Nordwesten und Südosten durch hinausgeschobene, mit Bogen endigende Teile erweitert. Er besteht wesentlich aus Arkaden, die aber in den vier Ecken durch Saalbauten, in der Mitte der Südwestseite durch ein Portal, im Nordwesten und Südosten durch Pavillons unterbrochen sind. Die Arkaden zeigen nur ein Erdgeschoß und oben eine Plattform als Wandelbahn, während den Ecksaalbauten, dem Portal und den Pavillons ein Stockwerk aufgesetzt ist. An der Nordwestecke schließt sich ein Springbrunnenhof an, das Diana- oder Nymphenbad. Brunnenanlagen mit phantastischem Figurenbeinwerk finden sich auch im Hofe an den Arkaden zu beiden Seiten des Portals.“

Am üppigsten entfaltet sich die Architektur am südwestlichsten Portale und den beiden Pavillons. Es giebt beinahe keine Mauerfläche mehr, alles ist aufgelöst in Säulen und Pfeiler, in vielfach gegliederte und gebrochene Simse, die sich nach oben in Konsolen mit übertollen Fruchtkörben auflösen. Karyatiden tragen die Steinlast über ihren Häuptern mit Leichtigkeit, nur wenige schauen

mürrisch drein. Wappen, Gesichter, die Gestalten der Wald- und Flußgötter und andere Bildsäulen blicken uns überall entgegen, und um und durch das alles ranken sich reiche Blumen- und Fruchtguirlanden, quellen zackige Blattmassen hervor. Nach oben schließt das Portal mit einer Krone, und die Dächer der Pavillons schmückt Atlas mit der Weltkugel. Der Übergang vom Barock- zum Rokoko-Stil tritt uns im Zwinger in seiner ganzen graziösen Ungebundenheit entgegen.“

Nicht weit entfernt von den genannten Bauwerken steht ein anderes, am Neumarkte: die Frauenkirche, welches zu den hervorragendsten Dresdens gehört und gleich dem Zwinger aus der Blütezeit der Stadt in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts stammt. Der Erbauer der Frauenkirche, Georg Bähr, der aus dem Erzgebirge stammte, hatte sich durch Beanlagung und Fleiß vom schlichten Zimmermann zum genialen Baumeister emporgeschwungen. Französische und italienische Architekten waren dazumal die tonangebenden am Hofe zu Dresden, und der kühne Baumeister hatte einen schweren Kampf zu bestehen, ehe er seine Idee verwirklichen konnte. Von Zweiflern angefochten, von Neidern verfolgt, arbeitete er an seinem großen Werke, dessen Vollendung er leider nicht mehr erlebte. Aber der schwierigste Teil des ganzen Bauwerkes, die stolze Kuppel, deren Haltbarkeit man so heftig angefochten, zeigte sich wenige Jahrzehnte nachher so prächtig ausgeführt, daß im Siebenjährigen Kriege die Bomben aus den preußischen Geschützen wirkungslos an ihren festgefügtten Sandsteinquadern abprallten. Wie bei den meisten anderen älteren Bauwerken Dresdens hat Ruß und Staub die Oberfläche der ehemals hellen Sandsteinquadern auch bei der Frauenkirche geschwärzt, aber wuchtig und stolz steigt das Gotteshaus noch immer mit seiner ragenden Kuppel empor, welche in ihrer kühnen Konstruktion fast an die Peterskirche in Rom oder an die Paulskirche in London erinnert.

Es ist nicht die Aufgabe des Verfassers, den Leser hier nun



weiterhin gewissenhaft mit allen anderen hervorragenden Bauwerken Dresdens bekannt zu machen und ihn auf vielfältigen Stadtwanderungen zu den zahlreichen einzelnen Denkwürdigkeiten hinzuführen; über diese Bauwerke und Kunstwerke Dresdens belehren uns zahlreiche, ins einzelne gehende Schriften. Wir haben hier nur einige wenige Bauten herausgegriffen, die für das äußere Stadtbild und die Charakteristik desselben bedeutungsvoll erscheinen.

Zeugen aus der verflossenen großen Bauperiode des 17. und 18. Jahrhunderts sind dann unter anderen noch das ehemalige Zeughaus, als Albertinum neuerdings zur Aufnahme der plastischen Sammlungen umgebaut, das Museum-Johanneum, das in seinen ältesten Theilen aus dem 16. Jahrhundert stammt, das Japanische Palais in der Neustadt auf der rechten Elbseite, das Prinzenpalais in der Nähe des Zwingers und die benachbarte Sophienkirche, die freilich aus früherer Zeit, aus dem 13. und 14. Jahrhundert herrührt, aber in der Mitte dieses Jahrhunderts in großem Umfange in gotischem Stile umgebaut worden ist.

Die Kunstblüte der Neuzeit verkünden außer den prächtigen Elbbrücken und dem schon erwähnten Theater und Museum mehrere Kirchen, darunter die vieltürmige russische, die Synagoge, das Polytechnikum, das Kunstgewerbemuseum, die Kreuzschule und andere öffentliche Bauwerke der Stadt.

Nicht minder großartig wie die genannten Bauten als solche sind die Sammlungen und Kunstschätze, die in einigen derselben vereinigt sind. Der Reichtum und Wert derselben ist ein so außergewöhnlicher, daß allein schon ihretwegen Dresden einzig in Deutschland da steht und insbesondere hinsichtlich seiner Gemäldegalerie nur noch mit Florenz und Paris verglichen werden kann. Die ersten Anfänge dieser Sammlungen reichen bis in die ersten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts zurück und sind in der inneren Ausstattung des herzoglichen Schlosses zu suchen. Waffen und Rüstungen, Brunkgefäße und Juwelen, Schmuckgegenstände und Porzellanwaren,

Gemälde und Skulpturen schmückten dazumal schon die Schlösser der Fürsten, in besonders reichem Maße auch die der sächsischen Herrscher. Allmählich aber reichten die Räume der Schlösser nicht mehr zur Unterbringung der sich häufenden Kunstgegenstände aus, und es machte sich das Bedürfnis zum Bau eigener Museen geltend. Schon unter dem Kurfürst August wurde die Bibliothek, sowie das Kunst- und Naturalienkabinett von den übrigen Sammlungen gesondert; nur die Küst- und die Schatzkammer — mehr zum wirklichen Gebrauche bestimmt — verblieben im Schlosse.

Ihre großartige Ausdehnung und ihren Weltruf aber erlangten die Sammlungen Dresdens erst unter August dem Starken, der stolze Neubauten zu ihrer Aufnahme ausführen ließ und unter Aufwendung verschwenderischer Geldmittel aufkaufte, was nur an Kunstschätzen feilgeboten wurde. Besonders wertvoll für Dresdens Ruf als Kunststadt war der Ankauf der berühmten Gemäldegalerie des Herzogs Franz von Este-Modena, welche eine große Anzahl von Werken der größten Meister aus der Blütezeit der italienischen Malerschulen enthielt.

Für einen nach den damaligen Verhältnissen enormen Preis wurde bald darauf Rafaels unsterbliches Werk: die Sixtinische Madonna erstanden, die allein schon Dresden zu einem Wallfahrtsorte kunstliebender Menschen stempeln würde. Des Kurfürsten Unterhändler waren aber nicht nur in Italien, sondern ebenso regelmäßig auf den Gemäldeauktionen in Holland und in Paris vertreten, und auch hier wurden Perlen der niederländischen und französischen Schule für die Dresdener Galerie erworben. Schon gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts besaß Dresden in letzterer einen Schatz, wie wenige Städte der Welt, der heute — noch durch mannigfache Neuerwerbungen vergrößert — den Besucher mit so mächtigem Zauber an die Stadt fesselt. Vor seinem entzückten Auge stehen die herrlichsten Schöpfungen der großen italienischen Meister der Blütezeit. Rafael und Leonardo, Correggio und Tizian, Veronese und Tintoretto und



alle anderen großen Künstler der Schulen von Venedig, Mailand, Florenz und Parma sind mit ihren besten Werken hier vertreten.

Und in anderen Sälen überrascht uns der ganze Reichthum der niederländischen Schule, gleichfalls in ihrer höchsten Blüte. Rubens und van Dyck, Rembrandt und Jordans, Ostade und Ruissdael und die stattliche Zahl der übrigen großen Meister jener glänzenden Zeit treten uns in ihren unsterblichen Werken entgegen. Rechnen wir hierzu die berühmten Gemälde der deutschen Schule, Werke eines Holbein, Dürer, der beiden Cranach, von den spanischen Meisterwerken eine Madonna Murillos, ein Bildnis von Velasquez, von den französischen Gemälde von Poussin, Claude Lorrain und neben der schier unererschöpflichen Zahl anderer hervorragender Gemälde jener Epochen die Fülle neuer Meisterwerke bis herab zu unseren großen zeitgenössischen Malern, — so wird man schon aus diesen kurzen Andeutungen ersehen, welch unvergleichlichen Schatz Dresden in seiner Gemäldegalerie besitzt.

Niemand vermag die Fülle der geistigen Anregung zu ermessen, die von ihr schon ausgegangen, obwohl es bekannt ist, daß einzelne Männer — man braucht nur an die schon erwähnten Baumeister Pöppelmann und Bähr und an Winkelmann zu erinnern — dem Verkehr mit Dresden und seinen Kunstwerken fruchtbringende Anregung für ihr ganzes späteres Wirken verdanken.

Von den Tausenden, die alljährlich hierhin pilgern, fühlen sich fast ebenso viele erhoben und erfrischt von dem Anblick dessen, was allein die Gemäldegalerie ihnen bietet.

Und doch bildet sie nur einen Teil der Dresdener Sammlungen; daneben fesselt das Grüne Gewölbe, die Schatzkammer des sächsischen Königshauses, mit ihrem Reichthum an Juwelen und Meisterwerken der Goldschmiedekunst aus alter und neuer Zeit, die Bibliothek mit ihrem großartigen Bestande, ihren unschätzbaren Handschriften, Inkunabeln und Landkarten. Unererschöpflich in seiner Reichhaltigkeit ist auch das Museum Johanneum mit seinen alten

Waffen, Rüstungen und Geräten verflossener Zeiten, mit seiner Porzellan- und Gefäßsammlung, die ihresgleichen nicht hat in der Welt und allein schon einen schier unschätzbaren Wert darstellt. Und nun sind noch die Kupferstichsammlung, das Kunstgewerbemuseum, das Antikenkabinet mit seinen plastischen Bildwerken und die naturhistorischen Sammlungen zu nennen, welche dem Kenner eine unererschöpfliche Fülle von Anregung und neuen Eindrücken bieten.

In der That, kaum eine andere Stadt der Welt kann sich in dieser Hinsicht mit Dresden messen, und man ist dankbar dem Geschick, das so viel Herrliches in einer deutschen Stadt vereinigte. Ja, selbst die vielen Schattenseiten in der Regierung eines August des Starken und August II. möchte man übersehen über dem Gedanken, was ihrem Kunstsinne und ihrem Sammeleifer Dresden verdankt. Dresdens Bedeutung in geistiger Hinsicht und insbesondere im wissenschaftlichen und künstlerischen Leben des deutschen Volkes tritt uns so recht verkörpert vor Augen, wenn wir die zahlreichen Denkmäler großer Männer betrachten, die auf den Plätzen und in den öffentlichen Anlagen errichtet sind und an die Beziehungen erinnern, welche jene Männer mit der Stadt verbanden.

Aber nicht nur in geistiger Hinsicht gewinnt die Stadt an diesen Anregungen, indem sie befruchtend die Keime austreut zu neuem künstlerischem Wirken, auch in sehr materieller Weise zieht Dresden seinen Nutzen daraus; denn tausende von Menschen strömen lediglich der Kunstschätze wegen hierher, entweder indem sie sich dauernd hier niederlassen oder nur vorübergehend in Dresden aufhalten. Der Gewinn aber bleibt in beiden Fällen für die mächtig emporblühende Stadt nicht aus.

Es ist nicht ohne Interesse, zu beobachten, wie selbst die Industrie, die heute in Dresden schon eine bedeutende Rolle spielt, nicht unbeeinflusst von der Kunstrichtung der Stadt sich entwickelt und herausgebildet hat. Gerade diejenigen Gewerbe, die von





Dresden von der Neustadt aus gesehen.





künstlerischem Geschmack abhängig oder beeinflusst sind, haben in Dresden eine besondere Pflege gefunden. Da sind Kunstmöbel-fabriken und Holzbildhauereien, Goldschmiedewerkstätten und Kunstschlossereien, Fein-Leder- und Bronzewarenfabriken, Kunst- und Handelsgärtnereien, Porzellanöfen-, Klavierfabriken und zahlreiche andere Gewerbe zu nennen.

Daneben haben freilich auch die Maschinenfabrikation, die Textil- und die chemische Industrie sich in den Vororten angefiedelt und bereits eine achtungswerte Bedeutung erlangt.

Alles in allem giebt dies aber Zeugnis von dem strebsamen Sinne und dem Fleiß der Bewohner der Hauptstadt, in deren Kreis sich der Fremde bald heimisch fühlt. Unter den vielen, uns sympathischen Charaktereigenschaften des Sachsen und insbesondere auch des Dresdener Bürgers darf man die treue Anhänglichkeit an das angestammte Fürstenhaus und den verehrten König nicht unerwähnt lassen. Aber innig verschmolzen mit dieser Liebe zu seinem Herrscher ist beim Sachsen die edle Begeisterung für Kaiser und Reich und ein offenes Verständnis für die Notwendigkeit des engen Zusammenschlusses der Deutschen zu einem einheitlichen Staatsganzen, in dessen großem Verbande allerdings auch das Land erst zu der heutigen Blüte und dem gegenwärtigen Aufschwung sich emporheben konnte.



## II.

### Dresden und Meissen und ihre Umgebung.

In der Stadt erwacht das Leben. Durch die Straßen, die zum Böhmischem Bahnhof führen, eilen die ersten Reisenden zu den Frühzügen. Truppweise schreiten Arbeiter den Außenorten zu, wo die Schloten der Fabriken rauchen. Vom Lande her kommen in langen Zügen die Wagen und Karren der Bauern mit Gemüse, Obst und Feldfrüchten beladen, und nun rollen auch schon die ersten Wagen der elektrischen Straßenbahn durch die Stadt den Vororten entgegen.

Polternd gehen die Kolläden vor den großen, glänzenden Schaufenstern in die Höhe, aber die Vorüberreisenden schauen so früh noch wenig nach den ausgestellten Sachen; sie wenden sich den Kirchen zu, von deren Türmen eben der Klang der Glocken den Beginn der Frühmessen verkündet, oder sie streben den Märkten und Markthallen entgegen, wo bereits ein reges Leben herrscht. Dies vermehrt sich nun schnell; denn in den kurzen, flüchtigen Morgenstunden will der Einkauf für den Bedarf von Tausenden besorgt sein. Ungeheuer sind die Vorräte, die hier vor unseren Blicken aufgestapelt liegen. Die Umgebung der Stadt, das fruchtbare Elbthal, die reichen Landschaften der Mulde, der Saale und ihrer Nebenflüsse sandten



ihre Feld- und Gartenerzeugnisse herüber, der wohleingerichtete Gilgut-Verkehr, auf zahlreichen, von der Stadt ausstrahlenden Bahnlinien unterhalten, brachte die Ausbeute des Fischfanges der Nordsee und der baltischen Häfen. Da stehen zu Hunderten die Körbe mit den Schellfischen, Aalen, Flundern und Schollen. Auf den Tischen der Verkäuferinnen liegen die mächtigen Kabliaus, die Seezungen und Lachse. Die meisten dieser Fische schwammen gestern noch in den Fluten der Nord- oder Ostsee, jetzt liegen sie, meilenweit von der Küste, im Binnenlande, um am Mittage auf den dampfenden Schüsseln bereits ihrer letzten Bestimmung entgegenzugehen. Und ähnlich verhält es sich mit den anderen Nahrungsmitteln: Böhmen und die östlichen Provinzen Preußens haben Scharen von Gänsen und anderem Geflügel geliefert, ja selbst von Ungarn und den slavischen Ländern, jenseits der Donau, ist vieles herübergekommen. Das Fleisch, das dort der Metzger mit scharfem Messer zerlegt, rührt vom Rinde her, das auf den hochgelegenen Triften des Erzgebirges weidete, anderes Vieh wird von Norden bezogen, wo die fetten und ebenen Marschlandschaften Mecklenburgs und Schlesiens die Zucht einer schwereren Rasse ermöglichen. Aber neben dem Notwendigen zum Lebensunterhalte fehlt auch das Schöne nicht; anmutige Blumensträuße und blühende Topfgewächse aus den Handelsgärtnereien der Vorstädte harren in mächtigen, duftenden Gruppen der Käuferinnen. Diese kommen und gehen in hellen Scharen, bis auch hier das Getriebe abnimmt.

Um so mehr haben sich nun aber draußen die Straßen bevölkert. Auf den verkehrreichsten im Mittelpunkte der Stadt ist ein beständiges Rollen und Knirschen der zahllosen Fuhrwerke aller Art auf dem Asphaltpflaster des Bodens. Mit gedämpftem Stimmengewirr bewegt sich dazwischen und auf den breiten Bürgersteigen der lebendige Strom der Menschen. Alle Augenblicke vernehmen wir neben der sächsischen Mundart um uns herum andere Laute. Nicht nur das Deutsche tönt uns in allen Klangfarben ent-

gegen, auch fremde Sprachen rühren an unser Ohr. Das Englische und Französische behauptet den Vorrang. Besonders der Engländer, die sich dauernd in der Stadt niedergelassen haben, giebt's eine Menge. Aber der Mehrzahl nach sind es während der Reisezeit doch Fremde, die uns in den Straßen Dresdens begegnen. Es sind die Pilger, die zu den hehren Naturschönheiten der Sächsischen Schweiz und zu den unerreichten Kunstschätzen der sächsischen Hauptstadt wallen.

So entfaltet sich stellenweise ein internationales Volksbild, besonders bietet sich uns das in den größeren Gasthöfen und in den glänzend ausgestatteten Kaffeehäusern der inneren Stadt. Dort sitzt es sich angenehm hinter den großen Spiegelscheiben, während draußen das Leben der Straße in seinen stets wechselnden Augenblicksbildern vorüberflutet.

Nach der Ruhepause um die Mittagszeit beginnt am Nachmittage ein neues Hasten. Alsdann streben tausende Erholungsbedürftige den Vororten, dem Lande, der freien Natur entgegen. Die Fiaker, die Omnibusse, die Wagen der elektrischen Bahn, die Dampfschiffe sind überfüllt; aber alle diese Menschenschwärme verlieren sich draußen fast; denn Dresden hat ringsherum keine Vergnügungsorte, seine Gärten und Anhöhen, seine Anmut; nicht umsonst heißt es die Stadt der Gärten.

Und selbst wenn der Abend hereingebrochen ist, eine blendende Fülle elektrischen Lichtes die Straßen erhellt und in seinem Strahle die prunkvolle Ausstellung der Geschäfte hinter klaren Schaufenstern die Blicke auf sich lenkt, wenn die glänzenden Karossen zu den Vorstellungen im Theater und den Konzerten durch die Straßen jagen und der Widerschein zahlloser Lichter von beiden Stadtteilen auf dem dunklen Spiegel der leise aufrauschenden Elbe erglänzt, wird der Verkehr und das rege Leben nicht schwächer, sondern dauert fort, bis tief in die Nacht hinein.

Das sind einzelne skizzenhafte Bilder aus dem Straßenleben



Dresdens; typisch nur gerade für diese Stadt sind sie freilich nicht; denn Sachsens Metropole ist zur Weltstadt geworden, in der die Charaktereigentümlichkeiten kleinerer Provinzialstädte von internationalen Zügen verhüllt werden, — wenigstens nach außen hin; im inneren Leben, im Kreise der alteingesessenen Familien waltet auch heute noch der alte biedere sächsische Geist in seiner ausgesprochenen Eigenart.

Wie sehr aber Dresden trotz seines internationalen Verkehrs und Lebens sich in baulicher Hinsicht und im äußeren Stadtbilde seine Eigenart bewahrt hat, das sahen wir schon im vorigen Abschnitte, als wir Dresdens unvergleichliche Bauwerke kennen lernten. Aber noch ein Wahrzeichen, das zugleich einen Glanzpunkt der Stadt bildet, müssen wir besuchen: die Brühl'sche Terrasse an der Elbe.

In der Nähe der alten Augustusbrücke führt eine breite Freitreppe zu ihr empor: Mächtige vergoldete Standbilder schauen von ihrer Höhe herab, und oben empfängt uns auf breitem Plane der Schatten von Zierbäumen, die auf der Terrasse angepflanzt sind. In beträchtlicher Ausdehnung zieht sich letztere längs des Flusses hin; wuchtige Mauern, die zu den belebten Elbstädten abfallen, stützen das erhöhte, aussichtsreiche Bollwerk.

Die Gartenanlagen des Grafen Brühl, des allmächtigen Ministers Augusts III., die hier vor des ersteren Palais auf dem Boden ehemaliger Festungswerke angelegt wurden, gaben der Terrasse den Namen. Seit 1814 sind diese Anlagen bedeutend erweitert und verschönert und bilden heute einen Anziehungspunkt für Einheimische und Fremde. Nach der Stadt zu erheben sich prächtige Bauwerke, vor allem die Akademie der Künste und das alte Brühl'sche Palais; auf der Terrasse selbst stehen die Standbilder großer Dresdener Künstler sowie das Belvedere, ein Pavillon, in dem allabendlich gediegene Konzerte die feine Welt von Dresden vereinigen. — Nach dem Flusse zu aber überrascht den Besucher die wundervolle Aussicht, die in erster Reihe der Brühl'schen Terrasse ihren Weltruf verschafft hat.

Das Leben und Treiben auf dem Flusse und an seinen Ufern zu schildern, wie es sich von hier aus dem Beschauer bietet, ist nicht notwendig, da es im Wesentlichen eine Wiederholung dessen wäre, womit wir den vorausgegangenen Abschnitt eröffneten. Zwar hat man von der Brühl'schen Terrasse aus nicht den prachtvollen Blick auf die linksseitige Stadt und ihre schönsten Bauwerke, allein die Auschau auf Neu-Dresden ist auch nicht ohne Reize, und gern schweift der Blick über den belebten Strom zu dem grünen Rasensaum des jenseitigen Ufers, hinter dem die stolze Neustadt mit ihren prächtigen Bauten ansteigt, während in weitem Halbkreis darüber hinaus der Rand des nahen Gebirges den Gesichtskreis begrenzt und durch vorspringende Waldeshöhen die Reize der Natur mit den Vorzügen des achtungsgebietenden Stadtbildes vereinigt.

Zu einem kleinen Ausfluge besteigen wir vor der Brühl'schen Terrasse den Omnibus, der in die Neustadt fährt. Wir erklettern die obere Plattform des geräumigen Wagens und schauen nun von oben herab auf den Platz und sein Getriebe. Ein schmucker Reiter auf starkem Rosse, das den beiden Pferden des Wagens Vorspann auf die Höhe der Brücke leistet, trabt heran, und bald genießen wir wieder für Augenblicke das unvergleichliche Rundgemälde von der Augustusbrücke, bis unsere Blicke jenseits des Flusses von neuen Eindrücken gefesselt werden. Wir haben den Marktplatz in der Neustadt erreicht, in dessen Mitte das überlebendgroße, in reicher Vergoldung gleißende Reiterstandbild August des Starken thront. Weiter geht's über die baumbepflanzte Hauptstraße, an der zwei Kirchen stehen, welche von wirkungsvollen Bildwerken Hähnel's geschmückt sind. Wir erreichen dann den Albertplatz, wo zwei Brunnengruppen von Robert Diez der Aufstellung harren. Des Meisters großartige Schöpfungen bewunderten wir schon im plastischen Museum. „Ruhige Wogen“ und „stürmische Wogen“ sind diese benannt. Beides sind Meisterwerke der Bildhauerkunst, die dem Beschauer das erhebende Bewußtsein geben, daß die Neuzeit in



ihren Leistungen sich wahrlich nicht vor denen verfloßener Epochen zu schämen braucht. Zugleich aber freut man sich, daß hier einmal dem künstlerischen Können eine andere Aufgabe und andere Ziele gesetzt sind, als sie die Schöpfung des Standbildes eines berühmten Mannes — des gesuchtesten Gegenstandes heutiger Zeit — beansprucht.

Nun schwenken wir auf unserer Fahrt in die Bauzener und Schiller=Strasse ein und bewegen uns bald zwischen den hübschen Häusern der Außenstadt, die sich in grünen Gartenanlagen verstecken und zu der freien Landschaft um das Waldschlößchen überleiten.

Was der Große Garten für die Bewohner des Stadttheiles zur Linken der Elbe, das ist das Waldschlößchen für die Neustädter. Hier locken waldbedeckte Höhen zu weiteren Spaziergängen, hier öffnet sich ein wundervoller Blick in das Elbthal, auf das nahe Dresden und zu der fernen Bergwelt des Erzgebirges, hier sorgt endlich eine vielbesuchte Brauerei mit Gartenwirtschaft für leibliche Stärkung und Erfrischung. An Sonntag=Nachmittagen ist alles bis zum letzten Platze gefüllt, und durch das fröhliche Lachen und Stimmengeschwirr, durch das Klappern der Gläser und Teller hindurch tönen ermunternd die Klänge der Musik. Dann sieht man von der Terrasse herab die Landstraße und drüben die Wiesen von Tausenden belebt. Über grüne Baumwipfel hinweg glänzt der Spiegel der Elbe, auf dem die Dampfer kommen und gehen. Am anderen Flußufer erhebt sich auf der „Vogelwiese“, dem großen Vergnügungsplatze der Dresdener, eine weiße Zelt- und Budenstadt. Rings herum aber blicken aus Baumgrün heraus die schmucken Landhäuser der Vororte. Und dahinter liegt die Stadt, prächtig überragt von ihren stolzen Thürmen und Kuppeln mit der wuchtigen Sägerkaserne im Vordergrund. Die Berge des Plauenschen Grundes und der Höhenzug von Meißen umrahmen das Bild und geben ihm eine wirkungsvolle Fassung. Gegen Süden aber sieht man das Land jenseits des Elbthales allmählich zu den höheren Ge-

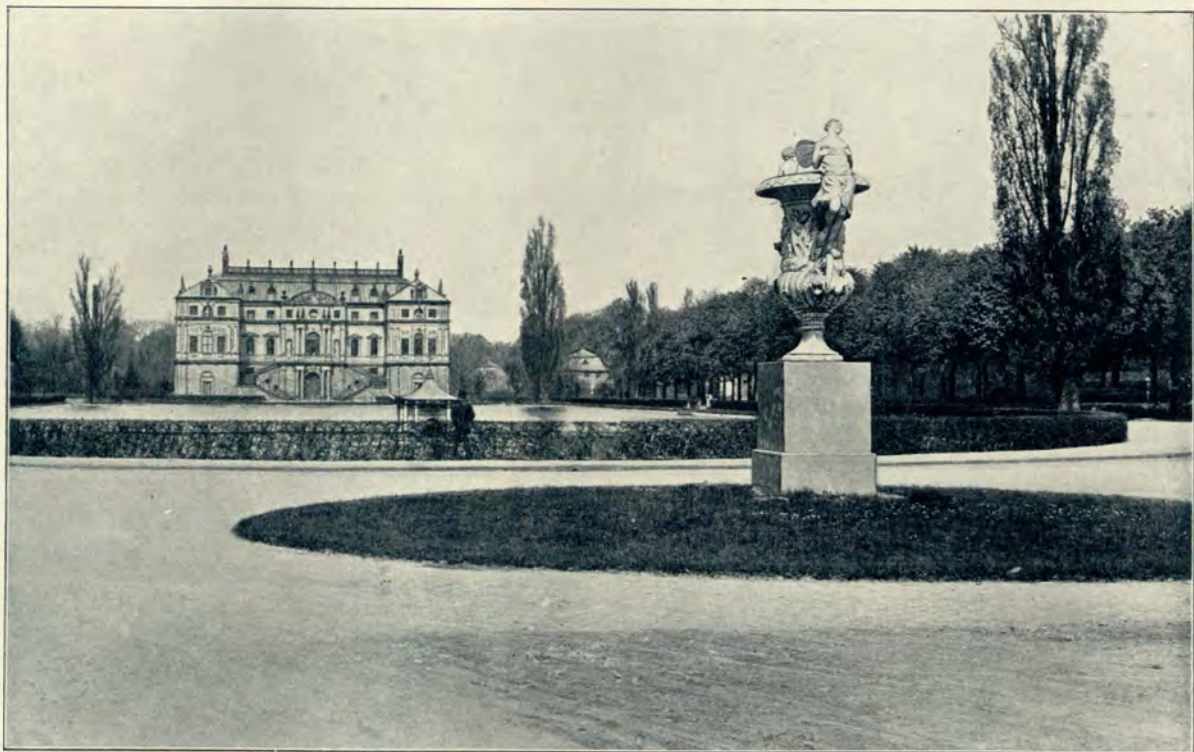
bieten des Erzgebirges ansteigen. Bis zum Wilich und Luchberge im oberen Loschwitzthale und noch weiter landeinwärts dringt der Blick. Der ganze Reichthum jener Landschaft offenbart sich in diesen wellenförmig ansteigenden Gebieten. Und gleich wie in den Alpen weiße Schneefelder oft allein noch von weit her durch den Dunst der Ferne blinken, welcher die übrigen Einzelheiten dort verhüllt, so grüßen hier — während unsere Blicke aufwärts wandern, — goldene Fluren reifender Saat im hellen Sonnenlicht durch den Duftschleier, der die fernen Höhen des Gebirges umzieht.

Besonders im Frühlinge ist es herrlich in dieser Landschaft, durch welche die Straße nach Loschwitz aufwärts führt. In das frische Grün des jungen Laubes mischen sich die hellen Farben der blühenden Obstbäume: weiß schimmernde Aprikosen, Kirschchen- und Pflaumen, rötliche Pfirsiche und Apfelbäume. Dazu gesellen sich in den Gärten und Parkanlagen der Landhäuser von Loschwitz manche fremdländischen Gewächse, so daß ein Hauch südlicher Fülle über die Landschaft weht. Wirkungsvoll wird dies lachende Bild durch die dunklen Kieferwälder gehoben, welche die dahinter ansteigenden Höhenzüge umkleiden.

Dem Willenorte Loschwitz, der sich an den rechtsseitigen Höhen hinzieht, gegenüber, liegt auf einem flachen Vorlande, über welches ehemals sich einsame Kieferwäldungen ausbreiteten, der Ort Blasewitz, der gleichfalls durch die Landhäuser und Sommerwohnungen zahlreicher Städter eine früher nicht geahnte Ausdehnung erlangt hat. Die Gartenkunst hat hier den dürftigen Sandboden umgewandelt und gleichfalls zu einer Stätte freundlicher Gartenanlagen veredelt, die mit denen von Loschwitz wetteifern.

Aber die Nähe der großen Stadt und das sich steigende Bedürfnis nach Landaufenthalt hat auch die Gegend flussaufwärts von Blasewitz und Loschwitz mit Wohnhäusern und Villen besiedelt, zwischen denen die früheren Bauernhäuser fast verschwinden. So reicht sich von Loschwitz bis Pillnitz Ort an Ort, und jeder der-





Palais und Ceich im Grossen Garten in Dresden.





selben hat seine Vorzüge und seine besondere Anmut. In Pillnitz selbst, das wir schon auf einer früheren Fahrt kennen lernten, thront inmitten seines weiten Parkes und mit seinen Freitreppen bis an den Spiegel der Elbe heranreichend, das prunkvolle Schloß, in dessen Bauweise neben italienischen Zügen sogar Anklänge an japanische und chinesische Bauwerke zu finden sind.

Aber nicht die Anmut der Landschaft als solche allein ist es, welche der Fahrt von Dresden elbaufwärts bis Pillnitz einen so eigenen Reiz verleiht, es sind zugleich die Erinnerungen geistiger Art, die diesen Genuß verfeinern. Dresdens Kunstleben wirft auch bis hierhin seine Lichtblicke. Dort in dem Weinberghäuschen auf halber Höhe des Bergabhanges von Loschwitz schrieb Schiller den Don Carlos und mehrere andere seiner Dichtungen. Er wohnte damals, in den Jahren 1785 bis 1787, beim Appellationsrat Körner, dem Vater des Freiheitsdichters, der ein Landgut in Loschwitz besaß. In derselben Umgebung empfing der junge Theodor Körner seine ersten Eindrücke, und von ihrem Zauber umstrickt, schrieb Karl Maria von Weber, der große Tondichter, in Hosterwitz, unfern von Pillnitz, während der Jahre 1818 bis 1824 in den Sommermonaten seinen „Freischütz“ und Teile des „Oberon“.

Was die anderen großen Männer Dresdens diesen Anregungen einer lieblichen Natur verdanken, läßt sich nicht im einzelnen ausdrücken, aber gleich wie am Rheine aufwärts von Bonn sich die Blüten eines reichen Kunst- und Geisteslebens um die Berge schlingen, so vertiefen auch hier bei Dresden gleiche Erinnerungen die Freude an der Landschaft.

Näher noch wie die Bewohner der Neustadt haben die Dresdener des Stadtteiles links vom Flusse die Annehmlichkeiten der freien Natur; denn hier schließt sich im Südosten unmittelbar der Große Garten an die Stadt an. Lange schattige Alleen führen durch diesen Park hindurch. Umrahmt von herrlichen Baumgruppen und dichtem Gehölz ruhen weite Rasenflächen, auf großen Teichen ziehen

langsam die Schwäne dahin. Und wenn am frühen Morgen noch der perlende Tau auf den Wiesen funkelt, die stillen Gewässer die hohen, massigen Baumwipfel ihrer Ufer widerspiegeln und ein Konzert munterer Vogelstimmen durch die weiten Räume schallt, glaubt man sich fast in eine stille Waldeinsamkeit versetzt und vergißt die Stadt, die in der Nähe eben mit ihrem Geräusch beginnt. Neben dem Schlosse besitzt der Große Garten mehrere Wirtschaften, in denen der Spaziergänger ausruhen kann. Einen Teil des Parkes nimmt der Zoologische Garten ein, der insolgedessen einen Reichthum alter Bäume besitzt, unter deren Schatten manche Tiere sich wie in der Wildnis bewegen. An einer anderen Stelle liegt der Botanische Garten, und in der Nähe des Großen Gartens erhoben sich vor etlichen Jahren auch die Bauten der Gewerbeausstellung, in der Dresdens Leistungsfähigkeit und Bedeutung in Handel und Gewerbeleiß jedem Beschauer überraschend entgegentrat.

Dresden heißt die „Stadt der Gärten“ und nicht mit Unrecht; denn auch, wenn wir unsere Schritte elbabwärts lenken, umgiebt uns bald die Anmut einer durch die Gartenkunst verschönerten Berglandschaft. Als Glanzpunkt ist hier die Löbniß zu nennen. Hier breitet sich auf der rechten Elbseite, vor steil zum Thale abfallenden Syenithöhen, ein flaches Vorland aus, auf dem die Villen reicher Dresdener Familien inmitten ihrer freundlichen Gärten sich erheben.

Wie bei Loschwitz erfreut uns auch hier der Gegensatz zwischen anmutigen Parkanlagen und schroffen Höhen, die sogar, wie schon gesagt, zum Teil mit nackten Felswänden abfallen. Weinberge nehmen hier die sonnenseitigen Gehänge ein, und eine Fülle von Obstbäumen umgiebt die Wohnstätten und umrahmt die Felder. Das „sächsische Nizza“ hat man die vor kalten Winden geschützte Löbniß genannt, und schon die bedeutende Ausfuhr an Obst bestätigt das hier herrschende milde Klima. In einem Abschnitt



des Buches „Von der Tatra bis zur Sächsischen Schweiz“ lernten wir schon die anstoßende mächtige Granitplatte kennen, die sich vor einem Teile des Sudetenzuges und des Lausitzer Gebirges ausbreitet und im Westen selbst bis über die Elbe hinüberreicht.

Auf der rechten Seite des Flusses, in nördlicher Richtung unweit von Dresden, sind zahlreiche kleine Seen in diese felsige Tafellandschaft eingebettet. Prächtige Waldungen umhüllen die Gestade dieser Wasserbecken, und ein reicher Wildbestand erfreut hier den Wanderer. Aber auch an öden Heidestrichen fehlt es nicht, und düstere Kieferholzungen bringen einen melancholischen Zug in die Landschaft. Häufig tritt der Granit, der den Untergrund bildet, massig zu Tage und taucht selbst in Form von Inseln aus dem Spiegel einzelner der genannten Seen empor.

Inmitten dieser eigenartigen Landschaft liegt malerisch das königliche Jagdschloß Moritzburg, welches an die glänzenden Tage und Feste unter August dem Starken erinnert. Noch heute fesselt den Besucher eine Menge alten Prunkgerätes und eine in ihrer Art einzig dastehende Sammlung von Hirschgeweihen, welche für den Kenner einzelne Prachtstücke aufweist, die ihm nicht leicht anderswo begegnen mögen.

Wenn man auf der Fahrt nach Meißen elbabwärts Dresden verlassen hat, wenn die mächtigen Warenhäuser, die breiten Werste mit ihren Bahngeläisen, die hohen Staden mit den ragenden Kranen den Blicken entschwinden sind, wenn wir zur Linken den schon zur Wendenzeit genannten Ort Briesnitz mit seiner uralten Kirche haben vorüberziehen sehen und zur Rechten die Villenstadt Löbnitz mit ihren steilen Felsabhängen zurückgeblieben ist, — begleiten uns auf dem linken Flußufer noch immer jene anmutigen Höhen, welche der Abfall einer Hügellandschaft von plateauartigem Charakter sind, die im Pinkert bei Kaufbach sich noch bis zu 301 m Höhe erhebt.

Zur Rechten treten dagegen die Höhen noch weiter zurück; und nur noch einmal steigen dort aus dem Flachlande isolierte

Granitrücken fest und schroff empor. Unsere Blicke fesselt aber jetzt vornehmlich das linke Elbufer.

Die schönen natürlichen Bergformen, die zu tiefeingeschnittenen, den Felsrand durchbrechenden Thalspalten sich niederstrecken, werden gehoben durch den Reichtum und Wechsel des Anbaues und der vor ihnen hingelagerten Ansiedlungen. Die meisten der letzteren grüßen von der Höhe des Gebirgsrandes herüber, umgeben von sorgsam bestellten Äckern und halb verhüllt von der Fülle der Obstbäume. An den Gehängen selbst wechseln in anmutiger Weise Getreidefluren und andere Fruchtfelder mit Wiesen und kleinen Waldungen, mit Obsthainen und Rebenterrassen. Letztere liefern in den besten sonnenseitigen Lagen ein ganz gutes Gewächs, das den über ihn vielfach ausgegossenen Spott gar nicht verdient. Mit dem Grüneberger teilt er dies herbe Geschick, aber mehr wie bei diesem zu Unrecht; in guten Jahren erfreut auch der „Meißener Wein“ des Menschen Herz. Freilich ist der Anbau der Reben, der auf Bischof Benno, ins 11. Jahrhundert, zurückgeführt wird, seit dem letzten Jahrhundert zurückgegangen, aber immerhin ist der Weinbau auch heute nicht ohne Bedeutung für die dortige Landschaft, da er die Ausnutzung solcher Gehänge ermöglicht, die kaum zu einer anderen Kultur sich eignen würden. „Meißener Wein“ ist dabei die Bezeichnung für das Gewächs dieses ganzen Höhenzuges abwärts von Dresden.

Aus dem reichen Kranze von Ortschaften und Ansiedlungen oberhalb unseres Zieles, Meißen, nennen wir Schloß Scharfenstein, in dessen Nähe alte, neuerdings zum Teil wieder in Betrieb genommene Gruben auf Silbererze liegen, und Schloß Siebeneichen mit seinem prächtigen, von alten, vielfach fremdländischen Bäumen gebildeten Parke.

Und nun haben wir uns Meißen selbst genähert, der alten ehrwürdigen Stadt, dem Stammstizze des sächsischen Fürstengeschlechtes, der Wiege des sächsischen Staates.



Meißen ist eine der ältesten Städte des mittleren und östlichen Deutschlands; denn schon König Heinrich I. errichtete hier ums Jahr 925 eine Burg als Stützpunkt für seine kriegerischen Unternehmungen gegen die slavischen Bewohner der Gegend. Der Platz war trefflich gewählt: zwei Bäche münden hier in die Elbe, die Triebisch und die Meiße; ihre Thäler schneiden eine schroffe Bergmasse von den übrigen Höhen aus, die somit von drei Seiten vor Angriffen gesichert ist. Aber auch an der der Elbe abgewandten Seite scheidet ein Sattel den Schloßberg von dem dahinter gelegenen St. Ausraberge. Beide Höhen verband später eine steinerne Bogenbrücke, die durch eine Zugbrücke gesperrt werden konnte. Aber auch abgesehen von der Örtlichkeit im engeren Sinne, war die Stätte für eine Burganlage gut gewählt; denn hier treten beherrschende Höhen zur Linken dicht an den Fluß heran, der bald darauf das Thalbecken, das von Pirna bis in diese Gegend reicht, verläßt, um abermals einen schmaleren Durchlaß durch die nördlich vorgelagerten Höhengelände aufzusuchen.

Was Heinrich I. geschaffen, vervollständigte und erweiterte sein großer Nachfolger Otto I., der im Jahre 967 auch das Bistum Meißen gründete, das neben der schon bestehenden Markgrafschaft der Burg Meißen eine erhöhte Bedeutung verlieh. In der genannten Markgrafschaft ist der erste Ursprung des sächsischen Staates zu suchen, gleichwie auch dessen Fürstenhaus auf Meißen als seinen Stammsitz blickt.

Außer den Markgrafen, als dessen erster Wigbert im Jahre 978 starb, und neben den Bischöfen, die als Reichsfürsten bedeutungsvoll in die Geschichte der damaligen Zeit eingriffen, hatte auf der Burg Meißen auch ein Burggraf seinen Sitz; und es ist erklärlich, daß aus dieser hier vereinigten Machtfülle, den reichen Hofhaltungen und aus dieser Bedeutung eines vielfältigen, weltlichen und geistlichen Mittelpunktes für die Burg Meißen und für die zu ihren Füßen und unter ihrem Schutze sich entwickelnde gleichnamige Stadt

zahlreiche Vorteile hervorgehen mußten, welche eine frühzeitige Blüte bedingten. Erst nach der Gründung Dresdens, das mehr und mehr von den sächsischen Herrschern bevorzugt wurde, tritt ein langsamerer Fortschritt Meißen's ein, der schließlich einem Stillstand oder Rückschritt gleichkam.

Die Anlage der Stadt Meißen, die sich um die burggekrönte Höhe und den Ufern der Elbe entlang gegen die vorgenannten Seitenthäler hin ausdehnt, war wegen Raummangel von vornherein eine enge und düstere. Schmale Straßen und Gassen, zum Theil steil an dem Bergabhänge aufsteigend, kleine Plätze, aber eine Fülle architektonischer Eigentümlichkeiten an allen Bauten, — waren seit alters her für den Ort charakteristisch. Meißen hat sich — wie wenige andere Städte des sächsischen Landes — sein altertümliches und fesselndes Gepräge bis in unsere Tage hinein bewahrt: malerisch und stolz ragen die Albrechtsburg, die Martins- und die St. Axfkirche auf ihren Berghöhen empor, zu denen die Häuser der Stadt terrassenförmig emporklettern. Anmutige und nicht unbedeutende Höhen umrahmen das würdige, in seiner reichen Gestaltung, seinem etagenförmigen Aufbau, seinem eigenartigen Gesamteindrucke fast an italienische Landschaften erinnernde Stadtbild.

Im Inneren der Stadt herrscht dieselbe Vielgestaltigkeit und ein köstlicher Reichtum an baulichen Reizen. Hohe Giebel und skulpturenreiche Portale, zierliche Erker und vorspringende Balkone gewölbte Einlässe und stille Binnenhöfe treten uns seltsam, wie aus längst verflossener Zeit, auf Schritt und Tritt entgegen. Altertümliche Kirchen schauen über Straßen und Märkte hinweg; und die Erinnerungen einer reichen und wechselvollen Geschichte, in der neben erhebenden Zügen auch düstere und blutige Kriegsschicksale nicht fehlen, knüpfen sich an zahlreiche, noch heute erhaltene Bauten. Besonders die alte Elbbrücke bei Meißen spielt eine große Rolle in der Kriegsgeschichte der letzten Jahrhunderte. Nicht weniger als neunmal wurde seit dem Jahre 1547, wo Johann Friedrich der



Großmütige im Kampfe gegen Kaiser Karl V. die Brücke abbrennen ließ, letztere durch Menschenhand ganz oder teilweise zerstört, und daneben ist noch die Geschichte der Hochfluten und Eisgänge, welche das Bauwerk bedrohten oder ihm Schaden brachten, reich an aufregenden Episoden.

Im Mittelpunkte des Interesses für den Besucher Meißens aber stehen die Albrechtsburg und der daneben gelegene Dom.

Wer eine Geschichte der Meißener Burg schreiben will, muß zugleich eine Geschichte der Markgrafschaft geben, so eng und innig sind deren Schicksale mit der Burg verknüpft, aber auch die späteren Begebenheiten, die sich hier abgespielt haben, sind neben denen der Hauptstadt zum Teil bedeutungsvoll für die Geschichte Sachsens.

Die erste Erbauung einer Burg auf der Meißener Höhe fällt, wie wir schon vorhin hörten, in sehr frühe Zeiten, in die beginnende deutsche Herrschaft über die slavischen Völker der Elbe unter Heinrich I.; das heute noch erhaltene Schloß dagegen wurde viel später, während der Jahre 1471 bis 1483 unter dem Kurfürsten Ernst und dem Herzog Albrecht von dem Meister Arnold von Westfalen und zwar im spätgotischen Stile erbaut.

Eine durchgreifende Erneuerung erfuhr die Meißener Burg im 17. Jahrhundert, wonach ihr zugleich die Neubezeichnung Albrechtsburg gegeben wurde. Mit dem Jahre 1710 wurde das Schloß der Porzellanmanufaktur eingeräumt, und von da ab beginnt sein allmählicher Verfall. Aber nachdem für die Porzellanfabrik neue Gebäude im Triebischthale errichtet worden waren, und die Übersiedlung nach dort im Jahre 1860 stattgefunden hatte, wurde das Schloß von außen und innen einer abermaligen und gründlichen Erneuerung unterworfen. Die Schäden wurden ausgebessert, die alten, für die sächsische Architektur so typischen Gewölbe wieder in ursprünglicher Weise hergestellt und die inneren Räume mit wertvollen Wandgemälden bedeutender Künstler geschmückt. So ist für den Besucher heute wieder die Erinnerung an die verfloffenen Glanz-

zeiten der Burg aufgefrischt. Aber fast ebenso wie an der Bauweise und der inneren Ausstattung des Schlosses erfreut man sich an dem Ausblick aus den Fenstern der Burg, wo die Stadt, der Dom, die stolze Elbe, das weite Thal und die begrenzenden Höhen ein Gesamtbild von vielfältigem Wechsel und unbeschreiblicher Anmut geben.

Stolz und zierlich zugleich erhebt sich neben der Albrechtsburg der Dom, eine wahre Perle gotischer Baukunst. Seine Haupttürme wurden im Jahre 1547 durch einen Blitzstrahl zerstört. Aber ein Turm mit herrlicher, durchbrochener Steinmetzarbeit ragt noch heute in seiner ganzen Anmut auf.

Der Gründer des Domes und zugleich des Bistums Meissen ist zwar Kaiser Otto I., aber die Erbauung des heutigen Gotteshauses wurde auf der Stätte des früheren erst im Jahre 1372 begonnen. Die Vollendung fällt in die Mitte des 15. Jahrhunderts.

Eine von Friedrich dem Streitbaren nachträglich erbaute Fürstengruft verdeckt zum Teil das prächtige Hauptportal mit seinem reichen Schmuck an Bildwerken. Ein anderer Anbau ist die unter Herzog Georg dem Bärtigen errichtete Grabkapelle.

Von der Elbe aus gesehen, treten Burg und Dom am stattlichsten in die Erscheinung. Hier sieht man über den niederen Häusern des Ufergeländes die von Baumwuchs malerisch unterbrochene Burghöhe ansteigen, und oben über sie heraus wachsen die hohen Giebel mit ihren von schmalen Gräten durchzogenen gotischen Fenstern. An anderen Stellen springen Türmchen und Erker vor, und stattlich streben die blinkenden Schrägen der Dächer mit ihren zahlreichen Fensterlücken an. Wuchtig flankiert ein plumper, runder Turm mit kuppelförmiger Dache das mächtige, in vielfache Einzelgebäude gegliederte Schloß. Und mit wundervollem Maßwerk, in seiner ganzen Anmut, steigt dahinter der durchbrochene Helm des Doms turmes empor, wirkungsvoll abstechend von den trutzigen und massigen Gebäulichkeiten der Burg.





Die Lössnitz bei Dresden.





Als bedeutame Bauwerke Meißens sind außer der Burg und dem Dom noch die uralte Nikolaikirche, das aus dem Ende des 15. Jahrhunderts stammende, in den 70er Jahren restaurierte Rathhaus und die Fürsten- und Landesschule zu St. Afra auf dem gleichnamigen Berge zu nennen. Gellert und Lessing gingen aus dieser berühmten, im Jahre 1543 von Herzog Moriz gestifteten Unterrichtsanstalt hervor.

Neben den altertümlichen Theilen besitzt Meißens aber auch vollkommen neue; besonders aufwärts im Triebischthale ist ein Viertel von ganz modernem Aeußeren emporgewachsen.

Es erübrigt zum Schlusse noch ein Wort über die Porzellanmanufaktur der Stadt zu sagen, deren Erzeugnisse den Namen Meißens zum Ruhm für das deutsche keramische Gewerbe in der ganzen Welt bekannt gemacht haben.

Der Begründer der Fabrik ist Johann Friedrich Böttger, der 1682 oder 1685 als Sohn eines Münzkassierers in Schleiz geboren ward. Es mag wenige Menschen gegeben haben, deren Leben sich romanhafter und abenteuerlicher abgepielt hat, wie das des Erfinders des deutschen Porzellans. Eine starke Neigung zur Chemie brachte den jungen Menschen als Apothekerlehrling nach Berlin, wo er sich bald eifrig alchimistischen Studien hingab. Seine Prahlerei, wirklich Gold herstellen zu können, zwang ihn nach einigen Jahren zur Flucht aus der preußischen Hauptstadt, wo der König Friedrich I. eine Probe seiner Kunst zu sehen begehrt hatte.

Sein Entweichen brachte die Hofreise Berlins und besonders auch den König in Bewegung; mit allen Mitteln suchte man des Mannes wieder habhaft zu werden, dessen Kunst für den geldbedürftigen Hof unschätzbar erscheinen mußte.

Aber der unglückselige Böttger war, nachdem er glücklich in Wittenberg anlangte, aus dem Regen in die Traufe gekommen. August der Starke saß in noch weit schlimmeren Geldnöten, seine Verschwendung, von der wir früher schon hörten, hatte die Staats-

fassen geleert. Von allen Seiten von Gläubigern bedrängt, mußte ihm der Goldmacher Böttger förmlich wie ein rettender Engel erscheinen. Böttger wurde nach Dresden gebracht, und obwohl es ihm an Speise und Trank nicht fehlte, war und blieb er im übrigen unter strengster Bewachung ein Gefangener. Seine Erlebnisse in Dresden und auf der Albrechtsburg in Meissen, wohin er später gebracht wurde, lesen sich fast wie ein Märchen. Die Furcht vor dem Könige, der ihm mit den härtesten Strafen drohte, falls er sein ihm abgezwungenes Versprechen, Gold herzustellen, nicht wahr mache, trieb den unglückseligen, ohnehin zum Leichtsinne neigenden Mann mehr und mehr dem Trunke in die Arme.

Aber während die eine erhoffte Einnahmequelle für den König sich nicht öffnen wollte, schuf Böttger dem Lande eine andere von ungeahnter Bedeutung. Sei es bei seinen Versuchen zur Herstellung besserer Tiegel oder bei anderen absichtlich angestellten Experimenten, — kurzum, es gelang ihm, in Meissen die Zusammensetzung der Erdarten aufzufinden, auf welche sich die Herstellung des Porzellans gründet.

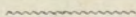
Letzteres stand damals schon in großem Ansehen. Ungeheure Summen gingen von Sachsen und anderen europäischen Ländern aus nach China für die dort hergestellten Porzellanwaren. Die Erzeugung eines heimischen Fabrikates war deshalb von einer großartigen Bedeutung. Das erste von Böttger hergestellte Porzellan war schwarz oder dunkelbraun; bald aber folgte ein rotbraunes, das ungemein geschätzt wurde und riesige Preise erzielte. Nicht lange danach wurde von dem genial beanlagten Manne auch die Erdmischung für weißes Porzellan gefunden, und zwar, wie man sich erzählt, vornehmlich durch Anwendung einer damals als Puder benutzten weißen Erdart aus dem Erzgebirge. Später lieferte auch die Kaolinerde aus der Andreasgrube bei Aue und danach die Porzellanerde aus den Gruben bei Seilitz und Sorzig das Material für die Bereitung der Meißener Geschirre.



Böttger war indes bei seinem unruhigen Temperament und seinem Leichtsinne für die Leitung und finanzielle Ausbeutung der von ihm gemachten Erfindungen und getroffenen Einrichtungen wenig befähigt, und die seit dem Jahre 1710 in der Albrechtsburg untergebrachte Meißener Porzellanfabrik verlangte anfangs, trotz des Aufsehens, das ihre Fabrikate erregten, und trotz der dafür bezahlten enormen Preise noch bedeutende Zuschüsse. Erst allmählich änderte sich dies Verhältnis, und die Manufaktur begann für die Folge mehr und mehr eine Einnahmequelle für den sächsischen Staat zu werden, was sie auch heute noch ist.

Über die Bereitung des Porzellans hier zu reden, würde uns zu weit führen. Zudem ist bei manchen Eigentümlichkeiten in der Zusammensetzung des Rohmaterials und bei der Herstellung und Anwendung der Farben doch die Grundbedingung für die Fabrication eine zu verwandte mit den gleichen Gewerben anderorts. Nur die Einzeldarstellung solcher Industrien gehört aber in den Rahmen dieses Buches, welche gerade für eine besondere Gegend oder einen besonderen Ort allein charakteristisch sind. Für Meißen und die Porzellanbereitung ist dies nur insofern der Fall, als die in der Nähe gelegenen Thonlager von Seilitz, Schletta, Kaschka und Garjebach für die Weiterentwicklung dieser Industrie bedeutend wurden, nachdem einmal die Erfindung gemacht war. Trotz mannigfacher Änderungen und Verbesserungen im inneren und äußeren Betrieb der Fabrik ist der Stil der hier geschaffenen Erzeugnisse in wunderbarer Weise durch den Lauf zweier Jahrhunderte hindurch fast der nämliche geblieben. Der Rokostil beherrscht ebenso, wie gleich nach der Gründung der Fabrik, auch noch heute deren Erzeugnisse. Wer die Sammlungen in Dresden besucht, wer die herrlichen Kunstwerke aus der Meißener Fabrik auf den letzten Gewerbeausstellungen von Dresden und Leipzig bewundert hat, der gewahrte mit Freude, wie trotz der hohen Kunststufe dieses Gewerbes in verfloßener Zeit, dasselbe auch noch heute

als ebenbürtig sich mit seinen Werken vor der Welt zeigen darf. Interessant ist es zu beobachten, wie in Meissen die Porzellan-Manufaktur andere verwandte Gewerbe ins Leben gerufen und auf sie befruchtend eingewirkt hat. So bestehen neben fremdartigen Industriezweigen, deren Erwähnung hier unterlassen werden kann, in Meissen bedeutende Fabriken, welche Chamotte, Terrakotta- und Majolikawaren erzeugen.







### III.

#### Durch den Plauenschen Grund ins Erzgebirge.

Nicht weit ist's von Dresden bis an den Rand des westlich anstehenden Gebirges, dessen Gehänge das Elbenthal linksseitig umsäumen. Ein starker Bergbach, die Wilde Weißeritz, bricht gerade gegenüber der Stadt aus diesem Berglande, das zu den Nordausläufern des Erzgebirges gerechnet werden muß, hervor und ergießt ihr Wasser am Nordende von Dresden in den Hauptstrom. Wo die Weißeritz aus dem Gebirge hervorschäumt, öffnet sich in diesem eine tiefe Thalspalte, der wir uns zuwenden, und in wenigen Minuten stehen wir schon mitten drin in der Felsenwelt des berühmten Plauenschen Grundes. Eine wunderbare Poesie liegt in dieser Landschaft. Zwar hat, herbeigeloct durch die benachbarten Kohlenflöze und begünstigt durch die unmittelbare Nähe Dresdens, die Industrie in diesem Thale, wo eben der Raum es gestattet, sich eine Wirkungsstätte gesucht. Aber die rauchenden Schloten, die dampfenden Effen, die geschwärzten Arbeitsstätten und Fabrikgebäude bilden nur eine zwar unangenehme, aber leicht übersehbare Beigabe zum Thalbilde. Denn über den Grund hinaus, in dem die Weißeritz schäumt, und wo die grünen Wiesen liegen, steigen zu beiden Seiten jähre Felsenwände an. Syenit bildet ihre Masse;

wüchtig strebt das feste Gestein empor, nicht glatt und kahl, wie die Gehänge des Quaderfandsteingebirges, sondern wechselvoll, von Felsstufen unterbrochen, von Abfäzen durchzogen. So geschieht es, daß einzelne Bäume und mancherlei Gesträuch an den Gehängen einen Raum und Halt finden und dadurch ein grünes Pflanzenkleid die rings emporstarrenden Felsmassen schmückend unterbricht.

Wo die Gehänge weniger steil sind, steht eine Fülle von Obstbäumen, zur Blütezeit ein entzückender Anblick. Selbst Rebengärten fehlen an diesen Bergen nicht. Die Mannigfaltigkeit des Thales wird erhöht durch kleinere Seitenschluchten, die, meist im Schmucke dichten Waldes, sich jäh zu ersterem herabsenken.

Freilich hat des Menschen Thätigkeit nicht nur unten auf dem Grunde des Thales das landschaftliche Bild beeinträchtigt, sondern ebenso droben an den Bergen, wo gewaltige Steinbrüche in den Syenitmassen klaffen. Allein die Straßenpflasterung Dresdens hat bedeutende Mengen dieses Gesteins verbraucht.

Aber nun denken wir uns für Augenblicke die losgebrochenen und weggeführten Massen wieder an ihre frühere Stelle gesetzt, die gewerblichen Anlagen drunten im Thale verschwunden, den Wald und die Felsen wieder in ihrer ursprünglichen Schönheit und Ruhe. Und nun vernehmen wir die Klänge des Hifthornes, wir sehen einen stattlichen Zug von Herren und Damen in reicher Gewandung und hoch zu Roß das Thal durchsprennen. Einer der sächsischen Kurfürsten des vorigen Jahrhunderts hält eben eine seiner prunkvollen Hofjagden im Plauenschen Grunde ab. Das arme gehezte Wild ist droben auf den umgebenden Hochflächen durch Scharen von Treibern aus weitem Umkreise zusammengebracht. Enger und enger zieht sich der Kreis. Aus den jähen Seitenschluchten bricht es erschrocken hervor. Manche Tiere stürzen sich, gehezt und verwirrt, selbst von der Höhe der Felsen herab. Und unten erwartet sie der Schwarm der Schützen und vollendet das blutige Werk.



Aber noch eigenartiger wird das Bild, wenn wir uns andere Feste aus der damaligen Zeit vergegenwärtigen, besonders jenes glänzende, das sich im Jahre 1719 abspielte, als unter August dem Starken sich der Kurprinz Friedrich August mit Maria Josepha, der Tochter Kaiser Josephs I., vermählte. Nach einer großartig verlaufenen Jagd verwandelte sich dazumal dieser unterste Teil des Plauenschen Grundes in eine förmliche Feenlandschaft, durchstrahlt von Feuerwerk, geschmückt mit phantastischen Bauwerken, durchleuchtet von kunstvoll nachgebildeten Vulkanen und durchrauscht von den Klängen der Musik. Das war wahrlich ein Ergötzen für die Gäste; denn auch an dem besten, was Küche und Keller bot, fehlte es nicht; aber für das Land war es ein teureres Vergnügen, und man versteht aus solchen Schilderungen am besten die Freude, mit welcher August den vermeintlichen Goldmacher Böttger in sein Land aufnahm.

Etwa eine Stunde lang bleibt das Thal sehr eng, dann erweitert es sich ein wenig, so daß selbst benachbarte Berggipfel, wie der noch über 350 m hohe Windberg, bis ins Thal herabschauen. Hier wird die Industrie regsjamer, sie drückt allen den zahlreichen, hier umher liegenden Orten ihren Stempel auf. Ihre Namen im einzelnen brauchen wir nicht zu nennen; es genügt zu wissen, daß wir uns auf dem Boden des Steinkohlenbeckens im Plauenschen Grunde bewegen. Neben dem Zwickau-Chemnitzer ist es das kleinere im Königreich Sachsen, aber doch nicht ohne hohe Bedeutung, wie die Industrie hier verrät, und dazu begünstigt durch die Nähe der Hauptstadt und ihrer Gewerbe mit ihrem gewaltigem Kohlenverbrauch. Über 1 Million Tonnen Steinkohlen liefert alljährlich das Plauensche Becken, das sich vom Orte Burgk am Windberg bis in die Gegend von Zauferode und Niederhermsdorf an den linksseitigen Höhen des Weißeritzthales erstreckt.

Die flözführenden Gesteine der Kohlenformation wechseln hier in der Tiefe mit Porphyr und Gneis, während an den Thal-

gehängen, wie wir schon hörten, der Syenit ansteht, der vielfach noch vom Pläner Kalk der Kreideformation überlagert wird.

Nach einer etwa dreistündigen Wanderung von Plauen aus haben wir das malerisch gelegene Städtchen Tharandt erreicht. Der Ort schmiegte sich in eine scharfe Biegung des Weißeritzthales, dort, wo eine Seitenschlucht von Norden sich zu demselben öffnet. Auf vorspringender Bergkante steht über der Stadt eine Kirche, und dahinter, lauschig versteckt zwischen Baumgipfeln, thront eine Ruine. Es sind dies die Trümmer einer Burg, die um die Mitte des 16. Jahrhunderts durch einen Blitzschlag zerstört wurde und seitdem in Verfall geriet, vorher aber glänzende Tage gesehen hatte und ein beliebter Aufenthalt für die Herrscher aus dem Hause der Wettiner gewesen war.

Man wird Tharandt nicht nennen, ohne der hier bestehenden berühmten Forstakademie zu gedenken, die im Jahre 1811 von Heinrich Cotta gegründet wurde und für die rationelle Forstwirtschaft nicht nur Sachsens, sondern auch anderer deutscher Staaten von großem Einfluß war. Zahlreiche hervorragende Forstleute gingen aus dieser weitberühmten Schule hervor.

Wenn man von Tharandt aus mit der Eisenbahn sich gen Freiberg wendet, wird das Thal bald einsamer. Schäumend braust die Weißeritz durch ihr von Steinblöcken durchsetztes Bett, nur eine schmale Thalsole bleibt frei, und die Bahn ist kunstvoll an den steilen Berggehängen entlang angelegt. Letztere umwallt ein prächtiger Waldmantel, dem eine bunte Mischung von Bäumen einen ganz besonderen Reiz verleiht. Buchen und Eichen sind in der Überzahl, aber dazwischen treten vielfach Ahorne und Birken auf, und dichte Bestände von Fichten, Tannen und Föhren bringen dunkle und ernste Töne in das helle Grün der Laubhölzer. Wenn der Herbst kommt, wird es erst recht eine Pracht, denn das vielfältige Laub schimmert dann in den buntesten Farben.

Das Hauptthal haben wir bereits verlassen, durch welches die





Partie aus dem Plauen'schen Grunde.





Wilde Weißeritz aus den inneren Waldgebieten des Erzgebirges herabkommt. Uns führt die Bahn seitwärts in einer Waldschlucht hinauf, bis wir die gewellte Hochfläche erreicht haben, durch welche die Reise der Freiburger Mulde entgegen führt. Der Blick dringt weit hinaus über das hügelige Gelände; nichts verrät hier das höhere Gebirge, als allenfalls der etwas dürftige Ackerboden, der sich in einer verhältnismäßig dünnen Schicht über den die Höhen bildenden Gneismassen ausbreitet.

Aber ungeachtet dieser Neigung zur Flächenbildung gehört die Landschaft, durch welche nun unsere Reise führt, schon nicht mehr zur Ebene oder zum sächsischen Hügelland; wir befinden uns vielmehr bereits tief im Erzgebirge. Das wird uns erst klar, wenn nun die Eisenbahn Bäche oder Flüsse überschreitet, und wir diese in tiefen Thalmulden dahinfließen sehen, so daß zur Überführung der Bahnanlage der Bau mächtiger Viadukte notwendig war.

Eine der hervorstechendsten Eigentümlichkeiten des Erzgebirges: sein allmähliches, fast unmerkbares Aufsteigen von Norden her, ist uns somit schon zur Anschauung gekommen, und vielleicht empfiehlt es sich, an dieser Stelle bereits einige allgemeine Bemerkungen über den Aufbau und die geologische Zusammensetzung des Erzgebirges einzuschalten, durch die manche Wahrnehmungen, die wir für die Folge auf unseren Wanderungen machen werden, von vornherein die richtige Deutung erlangen können.

Wer von der Leipziger Gegend her der Pleiße entlang den Landschaften an dem Mittellaufe der Zwickauer Mulde zuwandert, oder wer von der sächsischen Ebene in dem Gebiete zwischen Elbe und Mulde nach Süden vordringt, sieht vor seinen Augen ganz allmählich das Land sich erheben. Eine Tagereise, die bei manchen anderen Gebirgen oft bis zur Höhe des Kammes emporführt, die Besteigung der höchsten Gipfel vom Gebirgsfuße her ermöglicht, ja unter Umständen sogar eine völlige Übersteigung gestattet, führt, von den genannten Gegenden aus, beim Erzgebirge nur in eine

bedeutendere Höhenlage, von der aber der Gebirgskamm noch recht weit entfernt liegt.

In sanfter Abdachung erfüllt also gegen Norden hin das Erzgebirge ein weites Ländergebiet, dem erst die Thalsenkungen Gebirgscharakter verleihen. So gelangt man höher und höher, fast ohne es zu merken. Nur die Thäler werden tiefer und zum Teil auch wilder. Der dürftigere Anbau der Kulturgewächse, das Zurückbleiben von Weizen und besseren Obstsorten verraten die erreichte Höhenlage. Kühler und frischer bläst der Wind, und die Wälder und Wiesen tragen bereits unverfälschten Gebirgscharakter. — Aber noch immer will der Hauptkamm des Gebirges, den man sich bei seiner beträchtlichen Erhebung als mächtig in die Erscheinung tretenden Wall vorstellen könnte, nicht sichtbar werden. Sein Anblick ist uns erst vergönnt, wenn wir die letzten vorgelagerten Bergrücken erstiegen haben; und da wir nun selbst schon in beträchtlicher Höhe angelangt sind, verliert der Hochrücken mit seinen obersten Gipfeln viel von seinem Eindrucke. Man kann behaupten, daß es im Norden des Erzgebirges keinen einzigen Punkt, keinen einzigen Berggipfel giebt, von dem aus man den Hauptkamm des Gebirges in seiner ganzen Entfaltung oder doch wenigstens zum größten Teile überblicken könnte, wie uns das bei den Gebirgen des Sudetenzuges, die wir schon früher kennen lernten, so oft und in so überraschender Weise vergönnt war. Man sieht wohl von einzelnen günstigen Stellen aus in weiter Ferne einzelne Gipfel, die dem Hauptkamme des Gebirges aufgesetzt sind, letzterer selbst indes bleibt stets hinter vorgelagerten Bergen verborgen.

Immerhin aber wird die Landschaft in den höheren Gebieten reich an landschaftlichen Schönheiten. Weite Wälder umhüllen die Berge, saftige Wiesen bedecken die Thalsohlen, in denen ein reich entwickeltes Gewerbe eine dichte Bevölkerung ernährt. Prächtig ist auch der Blick in das Gewirr der Thalläufe und Schluchten, auf die hohen Waldkämme und über das tiefer gelegene Land, das sich



in dämmerige Fernen verliert. — Aber der Hauptgenuß bleibt uns doch noch vorbehalten: Fast ahnungslos — wenn nicht durch das Studium über das Gebirge vorbereitet, — ist man weitergewandert, hat an irgend einer Stelle die Kammhöhe erreicht und die Wasserscheide überstiegen, — noch wenige Schritte, und die Höhe senkt sich, der Blick wird umfassend, in ungeheure Tiefen dringt er hinab. Vor unseren bewundernden Augen liegt unter uns das reiche böhmische Land, zu dem das Gebirge von seinen obersten Kammern und Hochgipfeln sich hier in fast unvermitteltem Absturze aus stolzer Höhe niedersenkt.

So steht also dem flachen Anstiege des Gebirges, nach Norden zu, ein jähes Emporwachsen aus den südlich vorgelagerten Hochflächen Böhmens gegenüber. Hier sind es vornehmlich die Thäler der Biela und der oberen Eger, aus denen der Fuß des Gebirges ansteigt. Zwar besitzen auch diese Thalböden noch eine beträchtliche Höhe, welche etwa zwischen 250 bis 400 m schwankt; allein wenn man bedenkt, daß der Kamm des Erzgebirges in einer Erhebung von 800 und selbst bis über 1000 m hinstreicht, daß einzelne Gipfel über 1200 m Höhe emporwachsen und kein Paß unter 650 m hinabsinkt, so begreift man, daß bei dem Höhenunterschied von meist 600 bis 800 m das Erzgebirge von den südlich vorgelagerten Hochflächen und Thälern aus einen imposanten Eindruck gewährt und als mächtige wechselvolle Gebirgsmauer vor den bewundernden Blicken des Wanderers steht.

Nur auf einer Strecke im Süden, beim Egerthal zwischen Klösterle, wo das Gebirge mit seinem Fuße von Osten her zuerst diesen Fluß berührt, und unterhalb Karlsbad ist keine Hochfläche und Thalebene dem Erzgebirge vorgelagert, sondern hier drängt sich von Süden her das mächtige Basaltmassiv des Duppauer Gebirges an letzteres heran und zwingt den Egerfluß zu einem beschwerlichen Durchbruch, der an landschaftlichen Reizen zu den schönsten Punkten Böhmens gerechnet werden kann, und den wir

noch später auf unserer Reise von Teplitz nach Karlsbad genauer kennen lernen werden.

Über die Längenausdehnung des Gebirges genügt hier vorläufig die Bemerkung, daß man seine Anfänge im Osten in der Gegend von Dohna in dem hohen Schneeberg zu suchen hat, wo es mit dem Elbsandsteingebirge zusammenstößt, und daß es im Westen bis zum Thale der Zwotau reicht, wo das Eger- und Elstergebirge den Anschluß an das Fichtelgebirge vermitteln. Eine Entfernung von etwa 130 km liegt zwischen den genannten Punkten.

Es ist schwierig, in kurzen Umriffen ein Bild von den geologischen Verhältnissen des Erzgebirges zu geben, die hier nicht ganz übergangen werden können. Sein Aufbau ist so reich und mannigfaltig, daß eine Darlegung dieser Verhältnisse im einzelnen den Raum dieses Buches überschreiten würde. Seiner großen Masse nach setzt sich das Erzgebirge aus krystallinischen Schiefergesteinen zusammen. In erster Reihe ist es der Gneiß, der seine Massen aufbaut. An diesen lehnt sich, namentlich im Westen, der Glimmerschiefer in weitem Bereiche an. Aber auch sonst tritt letzteres Gestein herrschend im Gebirge auf und bildet sogar einzelne der höchsten Gebiete desselben, so unter anderen die Berglandschaften bei Oberwiesenthal und Johanneergeorgenstadt. Gerade die Zonen des Gneißes und Glimmerschiefers sind es, welche den Erzreichtum des Gebirges bedingen. Besonders an der Berührungsstelle der beiden vorgenannten Gesteinsarten sind Erzgänge in Fülle vorhanden. Es sind hier besonders Rot-, Braun- und Magneteisenstein, Kupferkies, Mangan-, Zink- und Silberblenden zu nennen. Ein besonders reiches Erzvorkommen in diesem Striche aber zeigt sich beim Kupferhübel in der Nähe von Kupferberg.

Berwandt mit dem Gneiß und oft nur durch den Mangel einer schieferigen Lagerung von ersterem unterschieden, ist der Granit unter den bergbildenden Gesteinen des Erzgebirges zu nennen.



Während der Gneis mehr im östlichen Teile des Gebirges vorherrscht, tritt der Granit, der zum Teil auch reich an Erzgängen ist, besonders im Westen in weiten geschlossenen Massen auf. Wichtig ragt hier das Granitmassiv von Eibenstock im Quellgebiete der Zschopau und der Zwickauer Mulde empor. Hier liegt das wildeste, kälteste und unwirtlichste Gebiet des ganzen Erzgebirges. Nur mächtige Wälder, vornehmlich von Nadelhölzern gebildet, überdecken diese Granithöhen, deren mächtige, bleiche Felsmassen mancherorts das Wäldermeer durchbrechen. Sümpfe und Moore finden sich vielfach oben eingebettet; zuweilen gelangt der Wanderer an den Rand kleiner, düsterer Teiche, deren mooriges Wasser von den hohen Kronen der Fichten umsäumt wird. Ein tiefer Ernst und eine eigenartige Schwermut sind das Gepräge dieser hochgelegenen, bis über 1000 m ansteigenden Granitmassen. Die Walddörfer dieses Gebietes, deren Bewohner vornehmlich von den Erträgen der Forste leben, liegen meist an den Rändern dieser granitischen Erhebung zerstreut. Nur ein spärlicher Ackerbau wird in ihrem Bereiche getrieben.

Aber außer diesem großen zusammenhängenden Granitgebiet von Eibenstock erhebt sich das genannte Gestein auch sonst aus dem Gneis und Glimmerschiefer und den jüngeren Bildungen vielfach in Form mächtiger Inseln, die teilweise den vorerwähnten Grundstock umlagern. Ebenso tritt im äußersten Osten des Gebirges der Granit wieder in zusammenhängenden Massen auf.

Höchst eigenartig ist die Form, in welcher wir die durch Verwitterung bloßgelegten vereinzelt Granitmassen und Blöcke im Erzgebirge antreffen. Fast stets zeigen diese eine plattenförmige Gestalt; zutreffend hat man sie wohl mit der Form von Wollfäcken oder Matratzen verglichen. Aus der großen Zahl solcher granitischen Felsen des Gebirges wollen wir hier nur den Greifenstein, die Bärensteinberge, den Teufelsstein und die Hefenklöße nennen.

Im Osten des Erzgebirges, so unter anderem in der Freiburger Gegend, tritt der Porphyr theils in Erhebungen, theils in Gangform in größeren Massen auf. Er durchsetzt die Gegend von Chemnitz und bildet zum Theil die Höhen im Tharandter Walde. Die ruinenartig aufragenden, verwitterten Gipfelmassen des Burgberges bei Liechtenberg bestehen aus Quarzporphyr, aus ihm setzt sich die Felsenkuppe zusammen, welche Schloß Frauenstein trägt, und der Schellenberg mit dem Schloß Augustsburg ist gleichfalls eine Porphyrmasse, die aus dem weiten Gebiete des Gneises und Glimmerschiefers emporragt. Den Serpentin finden wir noch vereinzelter im Gebirge.

Eine größere Bedeutung gewinnt der Basalt. In Form von Durchbrüchen hat dies vulkanische Gestein an manchen Orten die verschiedenen Formationen durchsetzt. In einer ziemlich geschlossenen Linie tritt es im Hauptkamme auf, bildet dort sogar die zweithöchste Erhebung des ganzen Gebirges, den Fichtelberg. Es hat den Anschein, als ob in diesem Gebiete der Basalt auf der Linie einer vulkanischen Erdspalte emporgequollen wäre. Aus der großen Zahl dieser Gipfel seien der Pleßberg bei Abertam, der Spitzberg bei Gottesgab, der Weberberg bei Hofberg, die Spitzberge bei Preßnitz und die Basaltgruppe bei Neudorf genannt. Wie gesagt, fehlt dies Gestein aber auch in anderen Theilen des Gebirges nicht. Berühmt geworden ist unter den basaltischen Erhebungen der Scheibenberg durch die schön entwickelte Säulengliederung des Gesteins. Auch der Bröhlberg verdient ein besonderes Interesse durch seine äußere Form. Wie ein ungeheurer Steinwall ragt er mit steilen Abhängen, aber flachem Rücken mässig über das Land empor.

Auf der nördlichen Abdachung des Erzgebirges liegt, umschlossen von krystallinischen Schiefergesteinen, die wir vorhin kennen lernten, eine weitgestreckte Mulde der Steinkohlenformation, reich an wertvollen und ergiebigen Flözen. Nur an wenigen Stellen indes treten letztere zu Tage, wie z. B. in der Gegend von Ober-



würschmig; meist ist diese ganze Kohlenformation hoch überlagert von den Letten, Konglomeraten, Sandsteinen und Schieferthonen des Rotliegenden.

Die Zone der letztgenannten Formation samt der von ihr bedeckten Steinkohlenmulde zieht sich in einem breiten, nach Osten hin schmaler werdenden Gürtel von der Gegend bei Werdau über Zwickau, Lichtenstein und Chemnitz bis gegen Flöha hin. Die berühmte Industrie von Chemnitz und Zwickau samt der dadurch bedingten Dichtigkeit der Bevölkerung in dieser Landschaft sind durch das Vorkommen der Steinkohle in erster Reihe hervorgerufen.

Auch landschaftlich kennzeichnet sich das Gebiet des Rotliegenden für den Wanderer, der von den Gneis- und Glimmerschieferhöhen der Umgebung herabsteigt, deutlich als eine andere Bildung. Breitsohlige Thäler, flache Gehänge, sanftgewölbte Kuppen und ein reicherer Anbau sind Charakterzüge für dies Gebiet.

Umgrenzt wird diese Formation im Norden von einem Glimmerschieferücken, der sich in der Gegend von Hohenstein, Wüstenbrand und Rabenstein hinzieht. Noch weiter nach Norden vorgeschoben, liegt ein Gebiet von Granulit, einem krystallinisch-schieferigen Gestein, das sich vorwiegend aus Quarz, Feldspat und Glimmer zusammensetzt, teils mässig, teils plattenförmig auftritt, und durch sein häufiges Vorkommen von Granaten und Cyanit bemerkenswert ist. Von Chursdorf, in der Nähe der Zwickauer Mulde, erstreckt sich diese elliptische Granulitsohle östlich bis in die Gegend von Rossen an der Freiburger Mulde. Landschaftlich erscheint dies Gebiet als ein Hügelgelände mit flachen Rücken und Kuppen und sanftgewellten Thälern. Nur die größeren Bäche, wie die Chemnitz und Zschopau, fließen in tiefeingeschnittenen Thälern mit fast senkrechten Seitenwänden durch diese Hochfläche. Aber auch in diesem Granulitgebiete treten vereinzelt Höhen von Thon- und Glimmerschiefer, von Granit und Serpentin auf. Ebenso wie die Buntsandstein-

formation ist auch diese Granulitzone in Folge einer dickeren Schicht fruchtbarer Ackererde besonders geeignet zum Ackerbau.

Im Nordwesten endlich ist noch ein größeres zusammenhängendes Thonschiefergebiet zu nennen, das bis an die Flöha heranreicht. Im Nordosten entspricht diesem Gebiete die Thonschieferzone der von uns schon durchwanderten Tharandter Gegend, welche sich durch ihren Walddreichtum auszeichnet.

Alle die vorgenannten Formationen und Gesteinsvorkommnisse gehören noch thatsächlich dem Erzgebirge an, dessen geologisch-geognostische Verhältnisse demnach einen außergewöhnlichen Reichtum und eine große Mannigfaltigkeit zeigen. Im Süden stürzt, wie wir sahen, das Erzgebirge ganz unvermittelt zu den Hochflächen Nordböhmens und den Thälern der Eger und Biele ab. Ihrer geologischen Zusammensetzung nach gehören diese auch keineswegs mehr zum Erzgebirge. Allein für die landschaftliche Betrachtung des letzteren und die an seinem Südfuße sich bethätigende Industrie ist es von Wichtigkeit, auch hier schon zu vernehmen, daß ein wertvolles Mineralvorkommen auch dort der ganzen Gegend Bedeutung verleiht. Wie in der Gegend von Chemnitz und Zwickau ein Steinkohlenbecken die Urgesteine des Erzgebirges unterbricht, so lagert an seinem Südfuße eine mächtige Zone tertiärer Gebilde, die vor allem ungeheure Lager von Braunkohle birgt. Die Städte Teplitz, Dux, Brüx und andere sind die Mittelpunkte für die großartige Industrie, die sich auf dem Boden dieser Lagerstätten ausgebildet hat. Das landschaftliche Bild ist freilich, wie wir später noch sehen werden, vielfach in betäubender Weise in dieser Landschaft durch den Zechenbetrieb beeinträchtigt worden — allein für das gewerbliche Leben und den Volkswohlstand ist das vorgenannte Braunkohlenbecken von ganz hervorragender Bedeutung.

Die übrigen Bildungen der dem Erzgebirge benachbarten Gegenden Böhmens brauchen wir hier nicht weiter zu erwähnen. Zum Teil haben wir sie, wie z. B. das Quadersandsteingebirge der





Charandt vom Königsplatz aus.





Sächsischen Schweiz und die basaltisch=phonolithische Erhebung des Böhmisches Mittelgebirges bereits in dem Buche „Von der Tatra zur Sächsischen Schweiz“ kennen gelernt, zum Teil werden wir sie noch bei unserer Reise am Südfuße des Gebirges entlang berühren, wenn unser Weg uns von Tetschen über Teplitz und Komotau nach Karlsbad und Eger führt.

Wir mußten uns im Voraufgegangenen mit einigen allgemeinen Erläuterungen über die Lagerungsverhältnisse und über die Gesteinsarten des Erzgebirges begnügen, allein diese kurzen Bemerkungen reichen doch schon aus, eine Vorstellung von dem Reichtum nutzbringender Mineralien in diesen Landschaften zu geben und insbesondere auch die Berechtigung des Namens „Erzgebirge“ zu erklären.

Ihre volle Bedeutung — namentlich im Industriebetriebe der Neuzeit — erlangen aber erst die Erzlagerstätten durch das gleichörtliche oder doch benachbarte Vorkommen von Brennmaterialien. In früheren Zeiten waren es vorwiegend die ausgebreiteten Wäldungen mit ihrem Holzreichtum, gegenwärtig sind es die Stein- und Braunkohlenlager, die hier fördernd eingewirkt und eine mächtig entwickelte Industrie ins Leben gerufen haben. Und nicht in einseitiger Weise hat diese sich herausgebildet, sondern wie kaum in einem anderen Gebirgslande Deutschlands zeigt sie eine reiche Spezialisierung, die für den beobachtenden Reisenden von hohem Interesse ist.

Verschiedene dieser gewerblichen Betriebe des Erzgebirges werden wir in späteren Abschnitten dieses Buches noch kennen lernen, jetzt aber nähern wir uns auf unserer Fahrt der Stätte eines der interessantesten, nämlich dem Bergbaugebiete von Freiberg.

Wir haben auf unserer Reise vom Plauenschen Grunde und dem Weißeritzthale her bereits mehrere kleinere Thalsenkungen, durch welche schmale Bäche der Freiburger Mulde zuschießen, überschritten, nun öffnet sich vor uns eine tiefere Senkung. Ein

rauschendes Bergwasser schäumt auf dem Grunde, fahle und hoch ansteigende Berghalden umsäumen denselben. Unten liegt eine dicht gescharte Gruppe von Gebäulichkeiten, überragt von rauchenden Schloten und qualmenden Schornsteinen. Auf den meisten Dächern der Fabrikräume schimmert ein weißlicher Anflug von oxidierten Metallen, und gelblich-weiße Dämpfe qualmen aus mehreren Essen und hauchen unheilshwangere Dünste in die sonst so frische Bergluft. Deutlich merkt man die Spuren dieser giftigen Gase in dem verkümmerten Strauch- und Baumwuchs der Umgebung. Jetzt schallt auch schon das Getöse aus der Fabrik herüber, man vernimmt den Stoß der Maschinen und das Zischen des Dampfes.

Das Flüsschen, das wir hier erreicht haben, ist die Freiburger Mulde, die vom Erzgebirgskamm bei Moldau herabkommt, die großartigen Fabrikanlagen an ihrem Ufer, die vor uns liegen, aber sind die „Muldenhütten“. Einen Teil des Freiburger Bergbaubetriebes haben wir damit schon erreicht, und zwar denjenigen, in welchem die Produkte desselben ihrer letzten Bestimmung vor dem Handelsumsatz entgegengeführt werden.

Aber wir begnügen uns vorläufig mit diesen äußerlichen Wahrnehmungen, da wir den inneren Betrieb erst recht verstehen werden, wenn wir den Freiburger Bergbau als das erste Glied in der Kette von Prozessen zur Gewinnung der reinen Metalle kennen gelernt haben. Wen nicht das wissenschaftliche oder technische Interesse fesselt, dem fällt der Abschied von den Muldenhütten übrigens nicht schwer. Noch einen Blick werfen wir auf die geschwärzten Gebäulichkeiten, um welche sich mächtige pflanzenlose Halben brauner Schlackenmassen angehäuft finden und auf das trübe Thal mit seiner verkümmerten Vegetation, — dann geht's auf einem hohen und kühn gebauten Viadukt über Bach und Thal hinweg, und bald umfängt uns wieder die gleiche hügelige Landschaft, die wir vorhin durchreisten. Nur ist sie hier noch mehr wie zuvor von der Industrie besiedelt. Allerwärts von nah und fern tauchen hohe



Schornsteine über die Höhen empor und verraten die Lage der Erzgruben, die hier in das Innere des Gebirges eindringen. Eine Bahnfahrt von wenigen Minuten aber bringt uns nach Freiberg, dem Mittelpunkte dieser großartigen Montan-Industrie und zugleich der ehrwürdigsten, berühmtesten und eigenartigsten Bergwerksstadt des sächsischen Landes, ja, ganz Deutschlands.



#### IV.

### Freiberg.

**R**eich, wie kaum ein zweites Gebirge Deutschlands, ist das Erzgebirge an gewerblichen Betrieben der vielfältigsten Art. Aber unter all diesen Industrien und Gewerben ist am ältesten und ehrwürdigsten der Bergbau, welcher sich auf das reiche Erzvorkommen des Gebirges gründet, das letzterem den Namen gab. Die Erzlagerstätten sind, wie wir schon im vorhergehenden Abschnitte hörten, nicht nur auf einzelne Gesteinsarten beschränkt, sondern kommen im Granit ebenso wie im Thonschiefer wie im Glimmerschiefer vor. Ganz besonders reich aber sind sie im Gneise vertreten und zwar vorzüglich da, wo letzteres Gestein mit dem Glimmerschiefer in Berührung steht.

Für den Bergbau eines großen Gebiets des nördlichen Erzgebirges, ja, in gewissem Sinne für den ganz Sachsens, bildet Freiberg den Mittelpunkt.

Der Ursprung der Stadt liegt in fernen Zeiten. Man führt ihre Gründung in die achtziger Jahre des 12. Jahrhunderts zurück. Vermuthlich waren es Bergleute aus dem Harz, welche die Erzlagerstätten der Freiburger Gegend entdeckten; denn im erstgenannten Gebirge, besonders in der Umgebung von Goslar, wurden schon



früh Bergbau und Hüttengewerbe betrieben, jedenfalls vor der Entwicklung dieser Gewerbe im sächsischen Berglande und in den Sudeten.

Der Name Civitas sachsorum, der Ursprung der heutigen „Sächsstadt“ zu Freiberg, weist vielleicht auf diesen Ursprung und auf die erste Einwanderung der fremden Bergleute hin.

Bei dem Reichtum und der Ergiebigkeit der Freiburger Erzadern nahm die Niederlassung alsbald einen bedeutenden Aufschwung. Unter Otto dem Reichen gegen Ende des 12. Jahrhunderts finden wir sie schon mit Mauern und Wällen umgeben. Für die Folge wurden diese Festungswerke erweitert und verstärkt.

Die Stadt muß bald nachher schon von außen einen prächtigen Anblick gewährt haben. 39 feste Türme erhoben sich als Bollwerke trotzig über die Mauern der Stadt. Unter fünf Thorburgen hindurch führten ebenso viele Wege nach verschiedenen Richtungen aus dem Orte hinaus. Aus dem Thale an den Berggehängen zu der Tafelfläche des Gebirges aufsteigend, gewährte Freiberg mit seinem winkeligen aber wechselvollen Häusergewirr, den blinkenden Dächern, zierlichen Erfern und Türmen und stattlich emporragenden Kirchen einen malerischen und bedeutenden Anblick.

Besonders durch den Markgrafen Heinrich den Erlauchten wurde Freiberg sehr gehoben. Schon der früher vorhandene Name Freiberg deutet an, daß der Ort bei seiner Gründung mit besonderen „Rechten und Freiheiten“ bedacht war. Dies Verhältnis steigerte sich noch für die Folge. Die Stadt wurde von der Einrichtung des Marktzolles befreit, die Abhaltung eines 14tägigen großen Jahrmakts nach St. Jakobstag wurde ihr zugebilligt, der Bierzwang wurde ihr verliehen, wonach alle Bergwerke weit und breit ihr Bier ausschließlich von Freiberg her beziehen mußten. Dazu erlangte die Stadt 1255 ihre eigene Gerichtsbarkeit. Ein markgräflicher Bogt, im Verein mit 24 Bürgern als Geschworenen oder Weisigern sprach Recht in Bergwerksangelegenheiten und anderen

bürgerlichen Sachen; das Freiburger Stadt- und Bergrecht genoß dazumal ein weit verbreitetes Ansehen.

Neben den Gewerben und beeinflußt durch deren Blüte, erlangte auch der Handel eine hervorragende Bedeutung in Freiberg. Die Stadt bildete den Mittelpunkt und Stapelplatz für ein weites Gebiet. Schon im 13. Jahrhundert fand eine bedeutende Einfuhr von Obst, Gemüse und anderen landwirtschaftlichen Erzeugnissen aus Böhmen her statt; ebenso wurde mit den Hafenplätzen der Nord- und Ostsee ein schwungvoller Handel betrieben.

Bei solchem allgemeinen Aufschwung blieb auch das Handwerk nicht zurück. Seine Vertreter erhoben sich in der Stadt zu Ansehen und Reichtum, und in die Geschicke Freibergs greifen bedeutungsvoll die dortigen Innungen ein, besonders diejenigen der Tuchmacher, Leinweber, Schmiede, Fleischer und Bäcker. Viel genannt unter den Gewerbebeflissenen der mittelalterlichen Zeit ist besonders im 15. und 16. Jahrhundert die Familie Hilliger, die durch mehrere Generationen hindurch Inhaber einer berühmten Glocken- und Geschützgießerei war.

In ausführlicher Weise die Geschichte Freibergs zu schildern, müssen wir uns hier versagen, so viele schöne und erhebende Momente auch in derselben verzeichnet sein mögen. Ein mannhaftes Festhalten an den gegebenen Versprechungen, eine unverbrüchliche Treue gegen die Landesfürsten erscheinen geradezu kennzeichnend für das Verhalten der Bürger während der unruhigen Zeitläufe, die das Mittelalter und die darauf folgende Zeit auch für diesen Teil Sachsens und insbesondere für Freiberg brachte. Einen glänzenden Beweis von Heldensinn und Unererschrockenheit aber lieferten die Freiburger Bürger, an der Spitze die Bergleute, im Verein mit der kleinen Besatzung im 30jährigen Kriege. Mit einer unerhörten Tapferkeit widerstand die Stadt dem Ansturm der an Zahl weit überlegenen Schweden. An manchen Stellen waren die Stadtmauern bereits von den feindlichen Geschossen zerstört, die Türme geborsten,



die Gräben mit Schutt und Trümmern erfüllt; Feuersbrünste, durch feindliche Geschosse und Brandkugeln verursacht, hatten vielfach bereits die Gebäude der Stadt verheert, Minen sprangen verderblich vor den Augen der Verteidiger auf und richteten schlimme Verwüstungen an; in mehreren Stadttürmen hatte bereits der Feind sich festgesetzt und wurde nur durch schnell von den Belagerten errichtete Ballisaden von weiterem Vordringen abgehalten. Aber trotz alledem wankte der Mut der Freiburger nicht, und ihre Tapferkeit wurde glänzend belohnt; denn der Entsatz, dessen Herannahen nächtliche Feuer und der Donner aus schwerem Geschütz den aufatmenden Belagerten schon vorher verkündigt hatten, traf früh genug ein, um der Stadt die Rettung zu bringen.

Aber auch vorher hatte Freiberg die Schrecken der Eroberung und Besetzung fühlen müssen, und was nützte schließlich aller Heldennut und alle Tapferkeit gegen die allgemeine Verarmung und das allverbreitete Elend, welches die schreckensvolle Zeit des Dreißigjährigen Krieges über unser unglückliches Vaterland brachte. Freibergs Wohlstand war dahin; die Hauptquelle seines Reichthums, der Bergbau, hatte einen niederschmetternden Stoß erhalten, von dem er sich nicht so bald wieder erholen konnte. Manche eben wieder sich aufrichtende Blüte in Handel und Gewerbe knickte oder beeinträchtigte dann von neuem der im folgenden Jahrhundert ausbrechende Siebenjährige Krieg, von dem die Stadt gleichfalls hart mitgenommen wurde.

Es waren im Grunde genommen kümmerliche Zeiten, die Freiberg mit so mancher andern deutschen Stadt von damals an bis in unser Jahrhundert hinein durchmachte. Der neue Aufschwung reicht auch hier nicht allzuweit zurück; und erst die nach dem großen deutsch-französischen Kriege und der wiedererlangten politischen Einheit für ganz Deutschland anbrechende Blüte bringt auch für Freiberg eine neue Zeit. Der allgemeine Aufschwung von Handel und Verkehr, die schnelle Entwicklung der verschiedenen Gewerbe, die

allgemeine Zunahme des Wohlstandes, welche für die letzten Jahrzehnte in Deutschland kennzeichnend sind, gingen auch an Freiberg nicht spurlos vorüber. Aber gerade bei seinem Bergbau und seinen Industrien war es schwer, einem mächtig erstarkten in- und ausländischen Wettbewerb die Spitze zu bieten; und es ist ein erfreuliches Zeichen von der Umsicht und Mühsigkeit der Freiburger, daß sie trotz alledem, unter kluger Benutzung aller Fortschritte in Wissenschaft und Technik, den Bergbau und die auf ihm fußenden Industrien nicht nur im Gange zu halten, sondern zu neuer Entwicklung und Ausbreitung zu bringen verstanden.

Freiberg gehört zu den Städten, in denen die verflossenen Zeiten genug Erinnerungen in ihren Bauwerken hinterlassen haben, um dem Besucher ein klares Bild der Vergangenheit zu offenbaren. Leider sind aber von den alten, ehemals so bedeutenden Befestigungen nur noch wenige Reste vorhanden, darunter der an der Ostseite der Stadt stehende, wahrscheinlich um die Mitte des 16. Jahrhunderts erbaute Donatusturm.

Als ältesten Teil Freibergs betrachtet man wohl nicht mit Unrecht den Stadtteil, der sich um die Jakobikirche herumlagert, nämlich die Sächsstadt. Noch heute erinnert eine Inschrift nebst den Bergwerksabzeichen, die in einem Schlusssteine des südlichen Seitenschiffes der Jakobikirche angebracht sind, an das Gewerbe, welches, wie wir hörten, vermutlich zur Gründung der Stadt geführt hat.

Von freien Stellen des vorhin genannten Viertels, welches als älteste Stadt ursprünglich noch besonders von Gräben und Mauern umgeben gewesen sein mag, — genießt man einen prächtigen Blick auf die übrige Stadt, wie sie breit und mächtig aus dem Münzbachthale mit ihren Häusermassen zu den Höhen der Tafelfläche emporsteigt. Krumme und winklige und dabei oft enge Straßen, als Zeichen alter Herkunft, begegnen uns übrigens auch in dem Stadtteile, welcher sich in der Nähe des Domes und der





Das Rathaus in Freiberg.





Nikolaikirche ausdehnt. In der oberen Stadt dagegen verraten breite und regelmäßige Straßen die neuere Herkunft.

Trotzdem Freiberg wiederholt von verheerenden Feuersbrünsten heimgesucht wurde, welche mehrfach ganze Straßenzüge in Asche legten, hat die Stadt doch neben ihren Kirchen und anderen öffentlichen Bauten auch in den Wohnhäusern der Bürger manche Erinnerungen an die Vergangenheit sich bewahrt. Da überraschen uns als besondere Kennzeichen die schmalen hochstrebenden Stirnseiten der Häuser, die mehrstöckigen, stattlich emporstrebenden, mit Ziegeln gedeckten Dächer. Und während wir in den Straßen über die mächtigen viereckigen Gneisplatten dahinschreiten, welche die Rinnen bedecken, durch die die Tagewässer aus den Bergwerken abfließen, betrachten wir die schmucken, das Straßenbild bereichernden Erker mancher Häuser, die düsteren, wuchtigen Gewölbe im Erdgeschoß, und die häufigen bergmännischen Abzeichen, welche über den Thüren der Häuser und an anderen Orten angebracht sind und in ihrer weiten Verbreitung schon auf den ersten Blick die hohe Bedeutung ankündigen, welche der Bergbau für Freiberg bejessen hat und auch noch heute beansprucht.

Fesselnd für den Besucher ist von den Gebäuden der Stadt das alte Rathaus. In den Jahren 1410 bis 1416 wurde es erbaut, aber nach einem verheerenden Brande im Jahre 1471 wesentlich verändert und fast neu errichtet. Sehenswert sind seine mächtigen Gewölbe im Erdgeschoß und im ersten Stockwerk und die alten Säle, welche als schönsten Schmuck die lebensgroßen Bildnisse verschiedener sächsischer Kurfürsten und Könige besitzen. Über dem Fenster des Erkers, der aus der Front des im spätgotischen Stile erbauten und mit Renaissancebeiwerk versehenen Gebäudes vorspringt, schaut der aus Stein gehauene Kopf des Ritters Kunz von Rauffungen, des „Prinzenräubers“ heraus, der auf dem an das Rathaus anstoßenden Obermarkte enthauptet wurde. Ein Kreuz auf einem der Steine im Pflaster bezeichnet die Stelle. Die Ge-

schichte, die dieser Begebenheit vorausgeht, werden wir noch an einer anderen Stelle dieses Bandes kennen lernen.

Auch das städtische Kaufhaus am Obermarkt ist besuchenswerth. In seinem ersten Stockwerke enthält es die alte Kasten- oder Rats-trinkstube, deren altertümliche Ausstattung uns erhalten geblieben ist. Eine wertvolle Sammlung von mittelalterlichen Kunst- und Gebrauchsgegenständen aus Freiberg und seiner Umgebung bergen die Räume im zweiten Stockwerke dieses Gebäudes.

Bei unserer Wanderung durch die Stadt sind wir inzwischen bei der alten Burg von Freiberg angelangt. Das Schloß, das ursprünglich Freistein hieß und erst später den heutigen Namen Freudenstein erhielt, wurde in den Jahren 1171—1175 erbaut und war lange Zeit hindurch Sitz der Markgräflichen Vögte, häufig auch Residenz der Markgrafen selbst. Im Jahre 1566 wurde unter dem Kurfürsten August ein neuer Schloßbau aufgeführt, wobei die alte Burg zum größten Teil in Wegfall kam. Aber nicht nur als Schloß wurde das Bauwerk errichtet, zugleich dienten die festen, von Ecktürmen geschützten Gebäulichkeiten, die sich um einen vier-eckigen Binnenhof herum ausdehnen, als Bollwerk und Citadelle. Die Burg muß damals ein stattliches Äußeres besessen haben, aber schon mit dem Beginne des 18. Jahrhunderts geriet sie in Verfall. Vollends verlor sie ihr Ansehen, als im Jahre 1804 das Schloß Freudenstein in ein staatliches Magazin umgewandelt wurde. Zu diesem Zwecke wurden die Zwischenwände der inneren Räume vielfach durchbrochen, die schmückenden Erker beseitigt, der östliche Eckturm zum Teil abgetragen, die schönen großen Fenster eng ver-mauert und zu Lufen umgewandelt; selbst die ehemalige Schloß-kapelle wurde mit in Benutzung genommen.

So ist von den früheren Schönheiten wenig übrig geblieben, und trotzdem hat die Betrachtung der Burg auch noch heute ihren Reiz. Düstere steigen die wuchtigen grauen Mauern mit ihren kleinen vergitterten Fenstern empor; ein schwerfälliges, mit bräun-



lichen „Pfannen“ gedecktes Dach erhebt sich darüber; trozig springt ein alter Turm mit kegelförmigem Dache gegen den ehemaligen Graben vor, und die Wipfel hoher Bäume umgeben und beschatten das alte Gemäuer. Daneben aber blinken durch Laubgrün die hellen Wasserpiegel des Stadt- und Schloßgartens herüber, über welche einzelne Schwäne still und langsam dahinziehen. Besonders wenn die Sonne scheint und durch die Baumwipfel helle Lichter über die grauen Quadern zucken, ist es ein freundliches Bild. Im inneren Hofe des Schlosses dagegen weht es den Besucher kalt und fröstelnd an; denn es umgiebt ihn hier ein trauriges Bild entschwundener Pracht, nicht einmal wie draußen, von dem Schaffen und Blühen der Natur umgeben und gemildert.

Durch stille Straßen wandern wir zum Dom, der im Inneren der Stadt zur Seite des Domherrenhofes liegt. Außerlich erscheint das schlichte Gebäude dem Besucher wenig bedeutend, es fehlen ihm die ursprünglich geplanten Türme; ziemlich schmucklos reckt sich das schlankes Schiff mit dem hohen Dache empor. Hohe Anmut entfaltet erst das Innere; und der volle Reichtum dieses ehrwürdigen Gotteshauses liegt in seinen unvergleichlichen Kunstschätzen.

Die Gründung der ersten Kirche an dieser Stelle mag ins Jahr 1200 fallen. Drei verheerende Feuersbrünste in den Jahren 1386, 1471 und 1484 brachten der ursprünglichen Kirche die Zerstörung und den Verfall. Seit dem letztgenannten Jahre wurde mit dem Bau einer neuen Kirche begonnen, die nicht wie die ursprüngliche im romanischen, sondern im spätgotischen Stile errichtet wurde. Im Jahre 1512 wurde sie eingeweiht, im Jahre 1520 vollendet.

Der heutige Dom ist eine dreischiffige Hallenkirche. Zehn freistehende achteckige Säulen tragen leicht die schlanken, zierlichen Netzgewölbe der drei Schiffe, die gleiche Höhe besitzen. Den genannten Säulen im Innern entsprechen draußen die mächtigen Strebepfeiler, deren Bögen sich ins Innere der Kirche hinein fort-

setzen. Außer der zierlichen Architektur der Kirche selbst überraschen den Besucher besonders zwei wertvolle Kanzeln, wahre Muster feiner mittelalterlicher Steinmetzarbeit.

Die bedeutendsten Kunstschätze der Kirche birgt der Chor, der samt der Allerheiligenkapelle und Sakristei seit der Mitte des 16. Jahrhunderts bis zu Ende des 17. als Fürstengruft der sächsischen Herrscher Albertinischer Linie diente.

Vorher war der Meißener Dom die Begräbnisstätte gewesen. Das berühmteste Werk der Fürstengruft ist das von dem Antwerpener Bildhauer Anton von Zerum geschaffene, in verschiedenen Marmorarten ausgeführte Denkmal des Kurfürsten Moriz, welches sein Nachfolger errichten ließ. „Auf drei schwarzen Marmorstufen,“ — so beschreibt M. von Süßmilch in seinem empfehlenswerten und ausführlichen Buche über das Erzgebirge das Denkmal, — „erhebt sich der durch Säulen und Gebälk in zwei Abteilungen getrennte Unterbau, auf welchem zwanzig, mit lateinischen Inschriften von Georg Fabricius versehene Tafeln von weißem Marmor das Leben und die Thaten des Kurfürsten Moriz berichten. Auf der zweiten Stufe stehen zwölf Genien. Der reich verzierte Sockel trägt eine Reihe paarweis geordneter Säulen, über welche ein verziertes Gebälke und stark hervortretender Sims wiederum eine Reihe von zwanzig Mabafterfiguren trägt, oberhalb welcher auf dem geländerförmig verzierten Gebälk der Unterbau dachförmig abgeschragt zurücktritt, um mit einer von zehn messingenen, gegossenen Greifen getragenen, Sarkopharartig geformten Platte von schwarzem Marmor zu schließen. Auch diese Platte ist mit Wappenschilden, Engels- und Genienfiguren reich geschmückt. Auf ihr erhebt sich ein Kreuzifix, vor welchem die Porträtfigur des Kurfürst Moriz, aus weißem Marmor, betend und kniend in Lebensgröße dargestellt ist, das messingene Kursschwert in der Hand, Helm, Handschuhe, Streithammer und Pistole neben sich.

Seitwärts des Monuments, hoch an der Wand, steht die



Rüstung des Kurfürsten, in welcher er bei Sievershausen, am 9. Juli 1553, tödtlich verwundet wurde. Die eiserne, schwarzgefärbte, schmucklose Rüstung ist auffallend leicht. Panzerstecher und Dolch sind von vortrefflicher Arbeit, die Gefäße in geschnittenem Eisen, Gurt und Scheiden von Sammt und mit Silber verziert.“

Skulpturen von feinerer Ausführung und höherem Kunstwerte aus jener Epoche besitzt Deutschland kaum in einem anderen Werke. Man erinnert sich beim Anblick dieses Grabmals des anderen, welches sich im Innsbrucker Dome über der Gruft des Kaisers Maximilian erhebt. In mancher Hinsicht kann das Freiburger Kunstwerk dem letztgenannten als ebenbürtig an die Seite gestellt werden.

Aber das Monument des Herzogs Moritz ist nicht das einzige Wertstück in der Gruftkapelle des Freiburger Domes. Prächtig und kunstvoll sind die anderen acht ehernen Standbilder sächsischer Fürsten, von italienischen Meistern gebildet; vornehm zeigt sich der marmorne Altartisch mit feinen Figuren; von zierlichster Ausführung sind die im Fußboden eingelassenen, messingenen Grabplatten mit ihren eingravierten Figuren, Wappen, Ornamenten und Inschriften, und auch die Kapelle als solche ist von kunstvollster Ausführung. „Auf einem hohen Sockel von schwarzem Marmor, aus dem die Säulenfüße von rotgrauem Marmor vorspringen, und einem breiten Fries von weißem Marmor, erhebt sich eine Säulenstellung korinthischer Ordnung. Die Säulen, deren Schäfte aus rotgrauem und gelbem, deren Fuß aus dunklem, deren Kapitäle aus weißem Marmor gefertigt sind, stehen paarweise, so daß in dem flachen, nischenartigen Raume, welcher zwischen ihnen bleibt, das erste Mal eine lebensgroße Figur von vergoldetem Messing, das andere Mal eine große weiße Marmortafel Platz findet.

Der Eindruck der Fürstengruft auf den Beschauer ist ein mächtiger. Die Architektur ist durchaus maßvoll, die Gliederung vornehm, voller Schönheit. In Verbindung mit den Metallfiguren

wirkt vor Allem der untere Teil mit dem ihn bekrönenden freien Figuren- und Wappenwerk im höchsten Grade prächtig.“\*)

Zum Schlusse bleibt uns noch übrig, des von der alten romanischen Frauenkirche, der Vorgängerin des Domes, übriggebliebenen Südportales Erwähnung zu thun. Es ist dies die skulpturenreiche, in Sandstein ausgeführte, ehemals bemalte und reich vergoldete, sogenannte Goldene Pforte, eine Perle romanischer Baukunst, die zu den hervorragendsten Schöpfungen dieses Stiles und der mittelalterlichen Kunst überhaupt gehört. Ihre Entstehung fällt wahrscheinlich in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts. „Im Bogenfelde der Goldenen Pforte“, — sagt Wilhelm Lübke in seiner Kunstgeschichte, — „sehen wir die thronende Maria mit dem Kinde, das von den heiligen drei Königen verehrt wird, während darüber in den Archivolten die Gestalten der Dreieinigkeit, von Engeln umgeben, sich zeigen. Zu beiden Seiten des Portals aber, zwischen den Säulenstellungen, sind je vier freie Gestalten angebracht, die in vielseitiger Symbolik die prophetische Verkündigung des Messias andeuten, das Ganze hat also abermals einen tiefen gedanklichen Zusammenhang, hier jedoch in freier, selbständiger Verwendung der Motive. In derselben Weise tritt auch die formelle Behandlung vor uns hin: fein und edel, in jugendlicher Anmut und freiem Schwung, ja mit einer Hinneigung zum sanft Lieblichen. Die Bildung der Köpfe erinnert gleich der Gewandung an die Hoheit der Antiken, aber es ist hier ein völlig neues Lebensgefühl, eine vertiefte Empfindung, die zum siegreichen Ausdruck kommt. Unter den besten und edelsten Werken der romanischen Schlußepoche stehen diese herrlichen Skulpturen doch weitaus als die vorzüglichsten da, und nur durch die Annahme eines besonders hochbegabten Künstlers läßt sich ihre Existenz erklären. Doch hängen sie offenbar zusammen, mit dem von Anfang schon in den

---

\*) M. v. Süssmilch: „Das Erzgebirge“.



sächsischen Gegenden lebendig und bedeutsam hervortretenden plastischen Streben.“

Wenn wir im Voraufgegangenen etwas ausführlicher auf Werke der Baukunst und Bildhauerei eingingen und die Urteile berufener Männer darüber zum Abdrucke brachten, so geschah es, weil die angeführten zur Charakteristik der betreffenden Landschaft und ihrer Kultur dienten. Sowohl der früher besprochene Dom zu Meißen, wie auch die Domkirche zu Freiberg sind geradezu typisch für die reich entwickelte mittelalterliche Architektur Sachsens. Und insbesondere auch die Goldene Pforte steht bei unserer Betrachtung in inniger Beziehung zu dem Leben und dem Gewerbe der Berghauptstadt. In ihr erscheint der alte und gediegene Reichtum, den die Silberbergwerke Freiberg vermittelten, gewissermaßen verkörpert. Dieses Bauwerk in seiner figurenreichen herrlichen Gestaltung, in seinem ehemals gleißenden Kleide zeigt dem Beschauer besser, als alles Buch=Studium, welcher günstigen Boden die in der Stadt blühenden Gewerbe der Entwicklung und Bethätigung der Künste boten, es zeigt also auch hier die Abhängigkeit des Menschen in seiner Kultur von dem Boden und den Erzeugnissen der Landschaft, die ihm als Heimstätte dient. Von der Stadt Freiberg aus wandern wir nun zum Besuche eines der nahe gelegenen Bergwerke die benachbarten Anhöhen hinauf. Bald ragen vor uns die hohen Schachttürme, die Werkschuppen und mächtigen Schornsteine empor, umfangreiche Halden erzlosen Gneises umgeben die Werke, in deren Innerem eine ganze Reihe interessanter Vorgänge unsere Aufmerksamkeit fesselt.

Zuerst lassen wir uns zum Schachthause führen. Hier ist der Eingang zur Tiefe, hier gähnt der gewaltige Schacht, der, ausgemauert in verschiedene Abteilungen und zwar in den Fahr-, den Förder- und den Kunstschacht zerfällt. Durch den ersteren „fahren“ die Bergleute zur Tiefe, indem sie entweder an fast senkrecht stehenden Leitern von Bühne zu Bühne hinabklettern oder die Fahrkunst

benutzen, die aus zwei, mit kurzen Unterbrechungen auf und nieder sich bewegenden Gestängen besteht, an denen Tritte und Griffe in entsprechender Höhe angebracht sind. Durch ein wechselweises Über- treten vom linken auf das rechte Gestänge während der Ruhepause wird man bei der darauf folgenden Auf- und Abwärtsbewegung dieser Doppelvorrichtung je nach Wunsch ruckweise nach oben oder nach unten befördert.

Der Förderschacht dient nicht zur Benutzung für die ein- oder ausfahrenden Bergleute; in ihm bewegen sich nur die Förderkästen, welche die Erze aus der Tiefe emporheben, ebenso wie der Kunstschacht lediglich von den Anlagen der Pumpwerke eingenommen wird, die aus den Strecken und Stollen das dort sich ansammelnde Wasser heraufbefördern.

Unten in der Erde gehen von den einzelnen Etagen oder Sohlen des Schachts die Strecken aus, in denen auf schmalspurigen Geleisen, von Zungen oder Pferden gezogen oder geschoben, sich die Förderwagen oder „Hunde“ von und zu den Örtern bewegen, wo die Bergleute, dem Gange der erzgefüllten Spalten folgend, die Stollen ins Gestein treiben.

In den tieferen Lagen des Bergwerks herrscht eine feuchte Hitze. Wasser tropft vom triefenden Gestein und sammelt sich zu rieselnden Rinnsalen, aus deren Ansammlung das Pumpwerk Tag und Nacht förmliche Bäche emporsaugt.

Wer drunten in der Tiefe glitzernde Erzstufen erwartet hat, findet sich enttäuscht. Grau und unscheinbar starren die Erzgänge uns entgegen; gerade die wertvollsten und gediegensten erscheinen am dunkelsten.

In den Spalten und Klüften, welche die Gneis- und Glimmer- schiefermassen des Gebirges durchziehen, finden sich diese Erzgänge. Silberhaltige Bleierze, besonders Bleiglanz, bilden hauptsächlich ihre Füllung. Daneben und dazwischen finden sich noch silberreichere Erze, so das Glas-, Rotgiltig-, Weißgiltig- und Silberfahl-Erz,





Der Dom in Freiberg.





ferner Zinkblende, Arsenik-, Eisen- und Kupferkies-Quarzmassen, Kalk-, Schwer- und Flußspath sind weitere Beimengungen in den Gesteinen, welche die Gänge bilden.

Die Anwendung von Pulver und Dynamit hat heutzutage dem Abbruch der vorgenannten Gesteine bequeme Mittel in die Hand gegeben und die Bedeutung der Werkzeuge von ehemals vermindert. Unter den losgesprengten Gesteinen wird zum Teil schon unten eine Auslese gehalten; und nicht die ganze Masse des „trüben Gesteins“ braucht heraufbefördert zu werden; ein Teil desselben wird zum Ausfüllen bereits abgebauter Gänge verwendet. Das übrige wird samt den gewonnenen Erzen, aber freilich in besonderen Förderkästen, zu Tage geschafft.

Im Betrachten dieses unterirdischen Betriebes vergehen die Stunden schnell. Vom Steiger, der uns führt, erfahren wir, daß der Schacht an seiner tiefsten Stelle über 500 m unter die Erdoberfläche, also selbst tief unter den Spiegel der Nordsee hinabreicht, und daß in der Freiburger Gegend allein insgesammt etwa 800 Erzgänge von den einzelnen Bergwerken abgebaut werden.

Nachdem wir an die Erdoberfläche zurückgekehrt sind, besuchen wir die nahegelegenen Erzwäschen, Walz- und Pochwerke. Von gewaltigen, mit scharfen Zapfen versehenen Stahlwalzen werden hier die durchnähten Erze zermalmt. Mehrmals wiederholt sich der nämliche Vorgang mit den allemal sich verkleinernden Gesteinsstücken. Auf großen, durch Maschinenkraft in zitternder Bewegung gehaltenen Sieben werden die Erze nach ihrer Größe gesichtet; auf anderen Sieben, durch welche von unten her Wasser emporquillt, werden schichtenweise die leichteren trüben Gesteine von den schwereren Erzen gesondert. Durch eine ganze Reihe von Vorrichtungen, deren Beschreibung im einzelnen uns hier zu weit führen würde, wird einerseits das Erz von den wertlosen Beimengungen befreit, andernteils ersteres zu feinen Massen und zuletzt zu förmlichem Schlamm zerrieben. Jesselnd ist die Betrachtung all dieser von Wasser durch-

rauschten Maschinen mit ihrem gewaltigen Getöse; denn mit Bewunderung erkennt der Besucher, wie alle diese zahllosen Vorrichtungen sich einem einzigen Gedanken in sinnreicher und großartiger Weise unterordnen.

Wunderbarer noch ist die weitere Verarbeitung des so gewonnenen gediegenen Erzes in den Hütten, besonders in den berühmten Muldenhütten, die wir schon auf der Fahrt nach Freiberg berührten. Es war die Zuhilfenahme aller Vorteile notwendig, welche die neuere Chemie und die moderne Technik bieten, um in diesen sächsischen Hüttenwerken den Wettbewerb gegen die zum Teil unter viel günstigeren Bedingungen arbeitenden ausländischen Bergwerke und Fabriken mit Erfolg aufnehmen und zu Gunsten der einheimischen Industrie durchführen zu können. Nicht nur galt es hier bei der Gewinnung des reinen Bleies und dem Scheideprozess, der das gediegene Silber frei macht, die größtmögliche Ersparnis gegen früher zu erzielen, sondern vor allem war es Aufgabe der Leitung, die früher nutzlos entweichenden und dazu noch die Gegend verpestenden, in Gasform ausgeschiedenen Nebenprodukte zu bannen und in den Dienst des Betriebs zu stellen. Besonders die schwefelige und die arsenige Säure, deren Einfluß das umgebende Gebiet so schwer in seiner Vegetation geschädigt hat, werden durch die erweiterten Kenntnisse und vervollkommeneten Hilfsmittel der letzten Jahrzehnte zur Herstellung zahlreicher anderer Stoffe verwertet.

Außer dem metallischen Blei, dem Silber, Gold, Wismut und Zink bringen die sächsischen und insbesondere die Muldenhütten Bleiprodukte aller Art, Schwefelsäure, Arsenik und arsenikhaltige Stoffe, Eisenvitriol, schwefelhaures Natron, Salpetersäure und zahlreiche andere Chemikalien in den Handel.

Vom Besuche der Walz- und Hoehwerke kehren wir zur Stadt zurück. Der Schichtwechsel in den Bergwerken ist gerade vorüber, und in den Straßen der Stadt sehen wir zwischen den düsteren



Häusern Scharen der heimkehrenden Bergleute. Die meisten von ihnen tragen noch ihre besondere Kleidung, die aus alten Zeiten übernommen ist, und die auch die Schüler der Freiburger Bergschule kennzeichnet. Besonders schön kommt diese Tracht bei den Festen zur Geltung, welche gelegentlich die Bergleute eines größeren oder kleineren Bezirks vereinen. Wie die ganze Organisation der letzteren aus alter Zeit stammt, so haben auch manche dieser von den Bergwerkskörperschaften gefeierten Feste vielfach eine alte und ehrwürdige Vorgeschichte. Selbst sächsische Fürsten nahmen wiederholt an den Freiburger Knappschaftsfesten teil.

Während wir die Bergleute vorüberziehen sehen, bemerken wir unter ihnen mit Betrübnis manche kümmerliche Erscheinung und manches bleiche Gesicht. Die goldenen Tage des sächsischen Erzbaues sind eben dahin, mühevoll hält er sich im Wettbewerb aufrecht, und die Löhne sind im Verhältnis gering gegen die reichen Einnahmen, welche die Knappen in früheren Zeiten hatten. Um so bewundernswerter ist es, daß auch noch heute der sächsische Bergmann seinen Stand schätzt, die alten Überlieferungen desselben achtet und den Beschwerden und der Not des Lebens einen heiteren Sinn und eine tiefe Frömmigkeit entgegen setzt. Sehr schön schildert uns das tägliche Leben desselben Berthold Sigismund: „Die Arbeit des Häuers ist sehr ermüdend. Nach einem derben Nachtmarsche muß der Knappe auf steilen Leitern eine Tiefe hinabsteigen, in welche wohl zwei bis drei bedeutende, aufeinander gestellte Kirchtürme kaum hinabreichen, und dann muß er, oft in sehr unbequemer Körperhaltung, stundenlang den schweren Häustel schwingen. Der oberirdische Arbeiter erquickt sich, wenn er für einen Augenblick von angreifender Bewegung verschnauft, durch einen Blick ins Grüne, er hört einem Singvogel zu, stopft sich ein Pfeifchen oder plaudert mit Frau und Kind, die ihm seine Labung bringen. Alle diese Erquickungen sind dem Bergmanne versagt. Er weilt in der dunklen Tiefe; das Picken des Gezähes, das Kumpeln eines Karrens,

der dumpfe Donner des Schusses sind die einzigen Laute, die zu ihm dringen; ernst und schweigsam arbeitet er bei dem trüben Lämpchen; nur selten nimmt er sich Zeit, ein Zwiegespräch mit dem Arbeitsgenossen oder dem die Kunde machenden Steiger anzuknüpfen. Wenn der Mittag sich einstellt, giebt es eine kurze Rast. Der Bergmann genießt ein Stück Brod, meist trocken, und würzt sich dasselbe durch einen Schluck schwarzen Kaffees, den er sich wohl mit der Lampe etwas erwärmt hat. Geistige Getränke und Tabak sind in den Gruben streng verboten. Auf einen Karren oder den nackten Felsgrund sich setzend, streckt er seine müden steifen Glieder. Dann geht er wieder an die Arbeit, bis die vierte Nachmittagsstunde angekündigt wird. Nun steigen die anderen Kameraden, an denen die Wochenreihe der Nachtschicht ist, hinab, um während der Nachtstunden unten in der ewigen Nacht zu arbeiten.

Endlich kommt der Bergmann nach Hause; die Kinder springen ihm entgegen, die Frau reicht dem Manne, um dessen Leben ihr oft bange sein muß, freudig die Hand. Soviel ich Bergarbeiter in ihren Hütten beobachtet habe, alle waren zärtliche Väter, viel zärtlicher, als man gewöhnlich rauhe Arbeiter trifft. Wahrscheinlich trägt zu dieser Kinderfreundlichkeit die lange Trennung von der Familie bei; Männer, die immer zu Hause arbeiten, werden den lieben langen Tag des Kindertrubels oft überdrüssig; der Bergmann aber sehnt sich aus seiner unterirdischen Öde zur munteren Gesellschaft der Kleinen. Selten sieht man einen verheirateten Knappen am Feierabende vor der Thür sitzen, ohne daß er ein Kind auf dem Schoße hätte.“

Neben diesem Sinn und Verständnis für häusliches Glück wohnt dem erzgebirgischen Bergmanne, wie wir schon hörten, durchweg eine tiefe Religiosität inne. Das Bewußtsein der Gefahren mag sie wecken und befestigen, denn in gewissem Sinne ist es allemal ein Wagestück, die Fahrt zur Tiefe und das Arbeiten im Innern der Stollen, wo Gesteinsmassen mit Einsturz, Wasser mit



Einbruch, und Dynamit und Pulver mit verfrühter Sprengung drohen. Aber alle diese Gefahren und dazu das Alleinsein im tiefen und stillen Erdinnern wecken zugleich einen Hang zum Übernatürlichen und Räthselhaften. Sagen und Märchen gehen hier seit altersher von Mund zu Mund; und daneben hat der Hang zur Freude und zu Lustbarkeiten nach der Mühsal und den Beschwerden der Arbeit einen reichen poetischen Schatz gefördert und eine Fülle zum Theil tief empfundener Bergmannslieder und Sprüche geschaffen, welche für dies bedeutksamste Gewerbe des Erzgebirges charakteristisch sind.

Wie Freiberg mit seiner Umgebung der Mittelpunkt des sächsischen Bergbaues nach seiner materiellen und technischen Seite hin ist, so ist es dies gleicher Weise in geistiger Hinsicht, durch die hier bestehende Bergakademie, an der zahlreiche bedeutende Männer gewirkt haben, und aus der tüchtige Bergleute in alter und neuer Zeit hervorgegangen sind. Neben dieser Bergakademie, deren großartige Sammlungen eine hervorragende Sehenswürdigkeit Freibergs bilden, besteht in der Stadt noch eine königliche Bergschule, welche die Knappen in ihrer schichtfreien Zeit besuchen können, um nach bestandnem Examen eine bessere Stelle als Unterbeamte in den verschiedenen Betrieben des Bergwerks- und Hüttengewerbes zu erlangen.



V.

Über Chemnitz nach Leipzig.

Weiter geht unsere Fahrt ostwärts, von Freiberg nach Chemnitz. Wir vermeiden einstweilen noch den hohen Kamm des Gebirges, dessen Anblick weite Vorhöhen uns verdecken. Immer der nördlichen Abdachung entlang geht unser Weg. So überschreiten wir die Flöha und bald darauf die Zschopau, die beide in tiefen, aber flach ausschweifenden Thälern hinziehen und sehen dann die Landschaft vor unseren Augen sich verwandeln; veränderte Bergformen begegnen dem Blick, und aus dem Gebiete der krystallinischen Schiefer sind wir in die Formation des Rotliegenden gelangt, unter der das flözreiche Steinkohlengebirge lagert.

Bald dehnt sich vor uns eine breite, flache Thalsenke aus; wellenförmige Höhen umschließen den Kessel, und eine endlose Schar von rauchenden Kaminen hebt sich in seiner Mitte über das Häusergewirr einer mächtigen und volkreichen Stadt. Wir haben das Thal der Chemnitz erreicht, eines rechten Nebenbaches der Zwickauer Mulde, der wenige Kilometer oberhalb von Chemnitz aus der Vereinigung der Bäche Zwönitz und Würschnitz entsteht. Den hohen Hauptkamm dieses Gebirges erreicht keiner dieser Bäche in seinem Oberlaufe. Die Zwickauer Mulde und die Zschopau



umschließen mit ihren Quellsbächen vollkommen jene kleineren Wasseradern und entwässern allein den östlichen Hauptkamm des Erzgebirges nach Norden hin.

Die Stadt Chemnitz liegt an der Laufftrecke des gleichnamigen Baches da, wo letzterer sich anschiebt, das nördlich vorgelagerte Granulitgebirge zu durchbrechen und vorher langsam in erweiterter Thalmulde ruhig dahinfließt. Nicht weniger als vier kleine Seitenbäche vereinigen sich in diesem Kessel und zwar alle unmittelbar im Gebiete der Stadt mit der Chemnitz. Zahlreiche Vororte, die von der großen Industriestadt ausgehen, ziehen sich strahlenförmig, zum Teil in der Senkung der vorgenannten Nebenbäche, aufwärts und verraten durch ragende Fabrikshote von weit her ihre Lage zwischen den schützenden Anhöhen. Gablenz auf der rechten und Kappel auf der linken Seite der Chemnitz sind unter ihnen die bedeutendsten. Fast verschmolzen mit der Hauptstadt, leiten ihre Straßen, Fabriken und Häuser den Wanderer unvermittelt in das Innere von Chemnitz.

Die Stadt bietet dem Fremden in ihrem Äußeren geringe Anregung. Aus ihrer früheren Zeit haben sich nur wenige hervorragende Bauwerke erhalten; ihre modernen und regelmäßigen Straßen sind von einförmigen Häuserreihen eingefasst. Der Ruß der zahlreichen Schornsteine umhüllt, vom Nebel und Regen durchnäßt und niedergeschlagen, alle Bauten mit einem dunklen Überzuge, welcher an einzelne der englischen Fabrikstädte erinnert und dem ganzen Stadtbilde einen düsteren Anstrich verleiht.

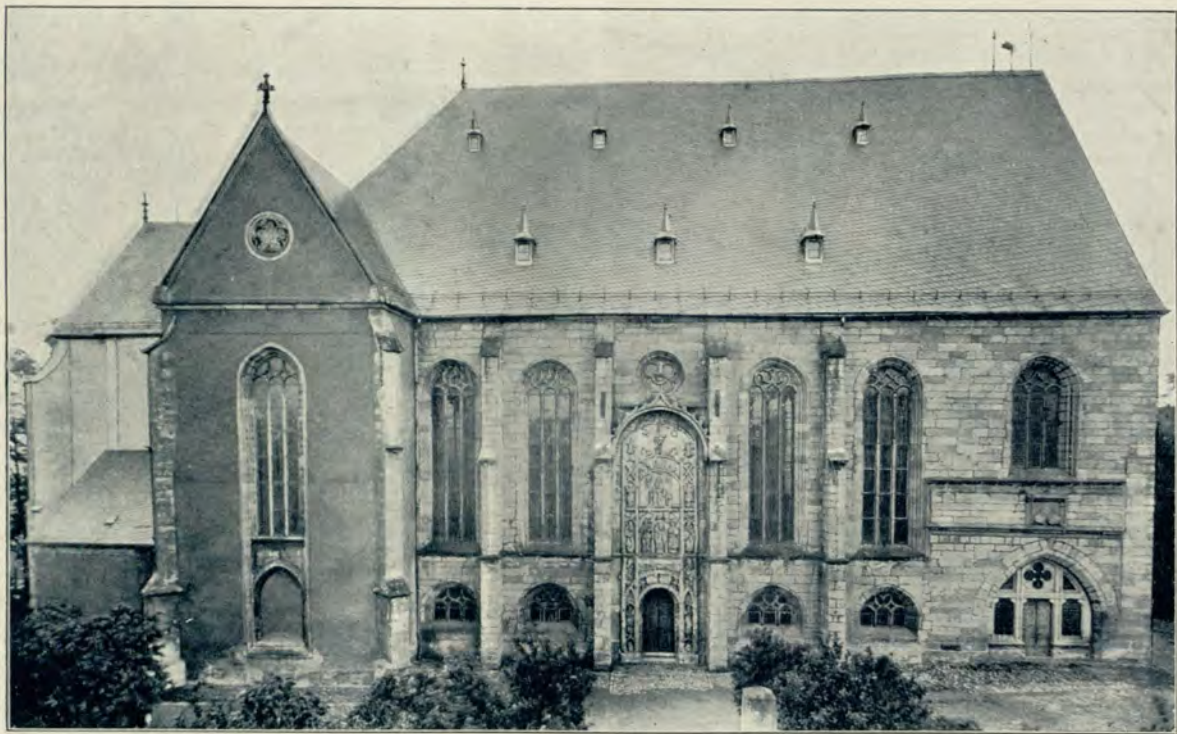
Dieser profaische und vollkommen neuzeitliche Anstrich von Chemnitz, dieses Fehlen bedeutender Bauten aus früherer Zeit ist auffallend bei einer Stadt von so alter Herkunft, deren Anfänge vielleicht bis ins 10. Jahrhundert, jedenfalls aber bis ins 11. und 12. zurückreichen. Eine slawische Niederlassung, dem Stamme der Sorben zugehörend, mag, wie bei den meisten Städten Sachsens und Schlesiens, auch der Ursprung von Chemnitz gewesen sein. Vermutlich wird denn auch an der nämlichen Stelle und zwar

nördlich der Stadt auf einer Anhöhe, — wo ehemals die sorbische Feste stand, später in der deutschen Zeit die Burg Chemnitz errichtet worden sein. Aber auch letztere verschwand schon in früher Zeit und machte einem Benedictinerkloster Platz. Leider sind auch seine Gebäude nicht mehr bis auf unsere Zeit gekommen. Nur die Schloßkirche kann als ein Zeichen der früheren Epoche von Chemnitz gelten. In ihrem Hauptportale, welches aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts stammt, und dessen seltsam verschlungenes Astwerk mit reichem figürlichem Schmuck als ein hervorragendes Werk mittelalterlicher Steinmetzkunst angesehen werden kann, besitzt die Kirche ein von jedem Fremden besuchtes Schaustück.

Das alte Chemnitz hat sich ehemals am Fuße und im Schutze der Burg entwickelt. Die Stadt erlangte früh schon Ansehen und Bedeutung, erhielt im Jahre 1143 das Marktrecht und im Jahre 1264 Stadtrecht. Bedeutende Erweiterung und stärkere Befestigung erfuhr der Ort im 13. Jahrhundert. Zu Ende des 14. Jahrhunderts wurde abermals der Ring der Festungswerke erneuert und verstärkt. Zahlreiche Thürme krönten die starken Mauern, vor denen sich die tiefen Wallgräben um die Stadt hinzogen. Feste Thorburgen schützten den Austritt der vier Hauptstraßen aus der Stadt. Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts, und zwar bis zum Jahre 1817, war Chemnitz von Wällen und Mauern umgeben und besaß die alten Stadttore. Seitdem sind diese Festungswerke, die bereits vorher ihre Bedeutung verloren hatten, gefallen; nur zwei viereckige Thürme erinnern noch an die alte kriegerische Zeit.

Von all den Schicksalen zu reden, welche Chemnitz im Laufe der Jahrhunderte heimgesucht haben, würde uns hier zu weit führen. Als besonders bedeutungsvoll tritt uns die Zeit der Hussitenkriege entgegen, wo in den Jahren 1429 und 1430 die Stadt sich wacker gegen die raubgierigen tschechischen Scharen verteidigte. Grauenhaftes Elend brachte der Dreißigjährige Krieg. Er ließ die Stadt verödet und zerfallen, die Bewohner verarmt zurück.





Die Schlosskirche in Chemnitz.





Fast bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts dauerten die Folgen jener unglückseligen Zeit; denn auch die schlesischen Kriege waren keine günstige Epoche für das Blühen von Handel und Gewerbe, auf denen die Bedeutung von Chemnitz beruht. Aber nicht nur die Kriege mit ihren Beschiefungen und dem darauffolgenden Verfall durch allgemeine Verarmung haben in Chemnitz so gründlich mit den Resten aus der alten Zeit aufgeräumt; auch mächtige Feuersbrünste haben dabei mitgewirkt. Vor allem aber war es die ausdehnungsbedürftige Industrie der Stadt, welche für die alljährlich nötig werdenden Erweiterungen sich des Raumes bemächtigte und rücksichtslos auf den Stätten der alten Bauten ihre neuen Anlagen errichtete.

Bei allem Wechsel der Zeiten aber sind doch manche Verhältnisse für Chemnitz die gleichen geblieben, eben weil sie in der natürlichen Lage der Stadt begründet liegen. Wie heute noch bequeme Verkehrswege und viel befahrene Eisenbahnlinien in der Stadt zusammenkommen, so lag Chemnitz auch schon im frühen Mittelalter an zwei großen Verkehrsadern von weltgeschichtlicher Bedeutung. Von Zwickau über Chemnitz und Dresden führte die alte Reichsstraße aus dem südlichen und mittleren Deutschland nach Schlesien und Polen und weiterhin zum fernen Osten Europas. In Chemnitz kreuzte sie die Kaiserstraße, die von Wien und Prag über Zichopau herüberführte, dann Leipzig berührte und sich zu den Städten des Niederrheins und den Hafenplätzen der Nord- und Ostsee verzweigte. Bedeutsam für die Entwicklung der Stadt war auch deren Lage fast in der Mitte der nördlichen Abdachung des Erzgebirges, wo naturgemäß leicht alles zusammengeführt werden konnte, was das produktreiche und gewerbleißige Gebirgsland in seinen einzelnen Gebieten erzeugte. In der neueren Zeit aber gewährte die Nähe der Kohlenlager vor allem die Grundbedingung für das wunderbare Emporbühen von Chemnitz und seiner Industrie. Die Stadt liegt nämlich ungefähr in der Nordostecke der

großen Kohlenmulde, deren genauere Grenzen und deren Bedeutung im allgemeinen wir schon an früherer Stelle kennen lernten.

Wie auch bei manchen anderen Industriestädten spielt bei Chemnitz das Großgewerbe in seinen verschiedenen Arten eine so hervorragende Rolle, daß seine Geschichte und Entwicklung diejenige der Stadt verdunkelt. Wenn auch nur in kurzen Zügen, müssen wir doch hier wenigstens die hervorragendsten Industrien der Stadt erwähnen.

Das älteste und ehemals bedeutendste unter den Gewerben von Chemnitz und seiner Umgebung ist die Baumwoll-Industrie. Schon früh spielte sie eine bedeutende Rolle, verschaffte der Stadt Ansehen weit über die Grenzen Deutschlands hinaus und rechtfertigte die Bezeichnung Sächsisches Manchester, mit der man Chemnitz belegte. Wie auch bei anderen Zweigen der Textilbranche war es ursprünglich die Hausindustrie, aus der sich dies große Gewerbe entwickelte. In all den kleinen Bauernhäusern, aus denen sich die in den Thälern und auf den Höhenrücken zerstreut liegenden Dörfer des Erzgebirges und des Vogtlandes zusammensetzen, schnurrte und klapperte von früh bis spät die Spinnmaschine oder der Webstuhl. Aus der Stadt bezog der Arbeiter die Rohstoffe oder das Garn, und dorthin lieferte er später die fertige Ware ab. Besonders die Baumwollspinnerei war die allgemein verbreitete Hausbeschäftigung der Leute in dieser Landschaft.

Eine völlige Umwälzung in diese Verhältnisse brachte die Einführung der vielfältigen, durch Dampfkraft getriebenen Maschinen für die Textilindustrie. Das in den Häusern betriebene Gewerbe war damit in seinen Lebensbedingungen bedroht, und die Hausindustrie wurde für die Folge mehr und mehr von der Fabrikthätigkeit abgelöst. 1799 entstand die erste Maschinenspinnerei in Chemnitz, und ihr folgten bald andere. Schnell erweiterten sich diese Anlagen und waren bald im stande, mit ihren Erzeugnissen eine ehrenvolle Stellung im Welthandel sich zu erobern.

Noch heute bildet die Spinnerei mit das bedeutendste Gewerbe



in der Industrie von Chemnitz, und der fremde Besucher wird gerne seine Zeit und Aufmerksamkeit für einige Stunden den fesselnden Vorgängen widmen, die er in diesen Großspinnereien vor seinen Augen sich abspielen sieht. Mit Interesse beobachtet er, wie durch die vielfältigsten Eingriffe und Arten der Behandlung aus der ungefügen Rohbaumwolle schließlich die zarten, seidenweichen Fäden hergestellt werden. Hier faßt der „Wolf“ die hineingeworfenen Massen der Rohbaumwolle und reinigt sie von den fremden Beimengungen, welche bei der Ernte hineingelangten. Dort wird der gereinigte Stoff in der „Schlackmaschine“ aufgelockert, in der „Krempelmaschine“ weiter zerteilt und gelöst. Andere Maschinen lockern und dehnen die weichen Stränge weiter und weiter, mehr und mehr nähert sich die feingefaserte Baumwolle der Verarbeitung durch die letzte Feinspinnmaschine. Die bereits vielfältig gedrehten und verarbeiteten Fasern werden in ihr zu den letzten feinen Fäden gesponnen.

Bedeutsam steht neben der Spinnerei in Chemnitz die Baumwollweberei. Gleich ersterer hat auch sie die Wandlung von der Hausindustrie zur Fabrikthätigkeit mit durchgemacht. Geradezu staunenerregend ist auch bei diesem Gewerbe die Bervollkommnung bei den einzelnen Maschinen. Wer ihre Entwicklung von den einfachen Handwebstühlen bis zu den neuesten, vielfältig zusammengesetzten Maschinen verfolgt, deren einzelne Teile, durch die Dampfkraft getrieben, wunderbar, wie die zarten Finger einer geschickten Hand, ihre verständnisvoll abgemessenen Berrichtungen ausführen, — dem offenbart sich ein staunenswertes Bild menschlichen Scharfblickes und zu höchster Vollkommenheit gediehener Technik. Alle früheren Verhältnisse erscheinen hier geradezu umgekehrt, die schnurrende, klappernde, ohne Unterlaß sich regende Maschine wirkt gewissermaßen wie das belebte, selbst schaffende Wesen, und der Mensch, der die Maschine bedient, ist förmlich zum Handlanger herabgedrückt, der das vielgestaltige Werk nur vor Störungen und

unliebsamen Unterbrechungen zu bewahren hat und den einzelnen Maschinen das zu verarbeitende Material zuführt.

Es würde uns zu weit führen, hier die Geschichte der beiden vorgenannten Industrien zu verfolgen, obwohl eine solche Darstellung des Interesses nicht entbehren würde; nur ein kurzer Hinweis sei gestattet: Die Bereitung des Rattuns war es, die ehemals die Textilindustrie von Chemnitz und den Nachbarorten, namentlich auch von Glauchau und Merane beherrschte. Mit diesen Erzeugnissen trat Chemnitz bedeutungsvoll auf dem Weltmarkte auf. Seine Waren wurden nicht nur in ganz Deutschland abgesetzt, sondern gingen in fast alle überseeischen Länder; als Tauschartikel bildeten sie den beliebtesten Gegenstand bei dem Handel mit den Eingeborenen Afrikas und anderer Weltteile.

Mit der Abnahme der Nachfrage nach diesen Stoffen sah sich die Chemnitzer Weberei genötigt, auf die Herstellung anderer Artikel Bedacht zu nehmen. Statt des Rattuns kamen nunmehr die wollenen und halbwollenen Kleiderstoffe an die Reihe. Buntwaren, Tücher, Möbelstoffe, Tischdecken und halbs seidene Kleiderstoffe wurden jetzt in Masse hergestellt. Die Fabrikation der reinbaumwollenen Stoffe ist gegenüber der Herstellung der letztgenannten Erzeugnisse in neuerer Zeit so sehr zurückgegangen, daß die Bezeichnung Sächsisches Manchester nur mehr eine historische Berechtigung für Chemnitz hat. Auch die früher nicht gekannte oder nicht angewendete Jute hat in neuerer Zeit eine vielfältige Stätte der Bearbeitung gefunden.

Es war für die Gewerbetreibenden der Stadt keine Kleinigkeit, stets der veränderten Nachfrage und dem Wechsel der Mode Rechnung zu tragen und mit dem zum Teil unter günstigeren Bedingungen arbeitenden ausländischen Wettbewerb Schritt zu halten. Die Mode hat freilich auch früher gewechselt, aber es geschah doch innerhalb größerer Zeitabschnitte und nicht mit der nervösen Hast wie heute. Jetzt sehen sich die Fabrikanten fast alljährlich neuen



Verhältnissen, veränderten Anforderungen gegenüber, und es ist um so schwieriger, als diesen Ansprüchen sofort zu genügen, als zum Theil die einzelnen Maschinen unter bedeutendem Kostenaufwande gerade für die Herstellung irgend einer bestimmten Stoffart eingerichtet sind. Es gilt deshalb fortgesetzt einen schweren Wettbewerf und harten Kampf ums Dasein gegenüber der ausländischen Industrie auszufechten; und es ist naturgemäß, daß dies Ringen und Hasten ungünstig auf eine ruhige Ausgestaltung des Betriebs einwirkt und zum Theil auch die Lohnverhältnisse der Arbeiter nachtheilig beeinflusst.

Seine Stellung im Welthandel aber hat sich Chemnitz hinsichtlich seiner Weberei trotz allem bewahrt. In den Läden und Bazaren der Mittelmeerländer und des Orients sind heute jene halbseidenen Stoffe ebenso regelmäßig vertreten, wie auch in denen Nord-Amerikas, besonders seines südlichen Theiles und der tropischen Länder.

Neben der Spinnerei und Weberei steht als drittes Großgewerbe die Strumpffabrikation bedeutend da. Auch sie ist aus der Hausindustrie hervorgegangen, die auf einem weiten Gebiete in diesem Theile des Erzgebirges betrieben wurde, und deren Mittelpunkt ursprünglich das Dorf Limbach war. Anstatt der einfachen Strumpfwirkerstühle, die in den einzelnen Häusern aufgestellt waren, übernahmen später die kunstvoll hergerichteten Strumpfmaschinen die Thätigkeit. Große Fabriken, die diesem Betriebe dienten, entstanden in Chemnitz und in den Nachbarorten, und die Hausindustrie, die seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts im nördlichen Erzgebirge betrieben worden war, ging nun auch bei diesem Gewerbe ihrem Ende entgegen.

Vielsältige Systeme kommen auch bei der Strumpfwirkerei in Anwendung, und als Erzeugnisse dieser Maschinen liefert Chemnitz nicht nur Strümpfe, sondern auch Socken, Mützen, Handschuhe und vielsältige andere gewirkte Artikel. Die Mode mit ihrem unerbitt-

lichen Zwang greift nachhaltig auch in dieses Großgewerbe ein. Ihren Wechsel fürchten die Fabrikanten unter Umständen ebenso sehr, wie den Ausbruch eines Krieges, den Abschluß eines ungünstigen Handelsvertrages oder die Einführung eines erhöhten Schutzzolles in einem auswärtigen Lande. Ebenso wie die Weberei hat demnach auch die Wirkerei wiederholt unter ungünstigen Bedingungen arbeiten müssen und schwierige Zeitläufe mit durchgemacht. Aber Umsicht, Fleiß und Thatkraft haben auch hier schließlich immer den Sieg davongetragen. Neben den Wollwaren sind es besonders baumwollene Strümpfe und die verschiedensten Arten von seidenen und besonders durchbrochenen Handschuhen, die Chemnitz herstellt und namentlich nach Amerika und den Kolonien zum Versand bringt.

Interessant ist es zu verfolgen, wie die aus einer altheimischen Hausindustrie hervorgegangenen Großgewerbe der Spinnerei, Weberei und Wirkerei nun ihrerseits wieder andere Industrien in Chemnitz ins Leben gerufen haben. Die Nachfrage nach Farben zum Färben der Garne und Stoffe gab die erste Anregung zur Gründung der hier bestehenden chemischen Fabriken, die zugleich die Bleich- und Waschmittel für die Textilindustrie lieferten. Eng mit letzterer verbunden, entstanden dann schon früh in Chemnitz bedeutende Färbereien, Druckereien und Appreturanstalten. Auch alle diese Industriezweige im Einzelnen haben ihre bedeutungsvolle Geschichte. Erwähnen wollen wir nur, daß die erste Rattendruckerei im Jahre 1765, die erste Türkischrot-Färberei im Jahre 1800 errichtet wurde. Bedeutender aber, wie fast alle anderen Gewerbe, hat sich in Chemnitz der Maschinenbau entwickelt. Auch er empfing seine erste Anregung von der Textilindustrie. Nachdem bei letzterer der Maschinenbetrieb eingeführt, stellte sich bald das Bedürfnis nach Reparaturwerkstätten heraus. Geistvolle und unternehmende Männer aber hoben bald diese einfachen Betriebe auf eine höhere Stufe empor, indem sie an Stelle der früher vom Auslande, namentlich von England bezogenen Maschinen nunmehr eigene



nachbildeten oder selbständig erfannen und konstruierten. So sind zum Teil aus einfachen Reparaturwerkstätten, die sich irgend einer Wirkerei oder Weberei angliederten, nachher Maschinenbauanstalten von Ruf oder Bedeutung hervorgegangen.

Die erste große Fabrik dieser Art gründete Haubold sen. im Jahre 1826. Bedeutender noch ist die Schöpfung Richard Hartmanns, des Begründers der späteren Sächsischen Maschinenfabrik. Mit drei Thalern in der Tasche kam dieser talentvolle und thatkräftige Mann als Schmiedegefelle nach Chemnitz. Im Jahre 1837 begann er mit einer kleinen ersparten Summe und drei Arbeitern den Betrieb in einer kleinen Werkstätte. Anfangs fabrizierte er vorwiegend Baumwoll- und weiterhin Streichgarn-Spinnmaschinen. Mit offenem Blick erkannte er alle Zeitströmungen und verstand es, den Betrieb seines Werkes der jeweiligen Nachfrage des Großgewerbes anzupassen. Nicht nur lieferte seine Fabrik bald schon alle Arten von Maschinen für die Textilindustrie, sondern er warf sich bald darauf auch auf die Herstellung von Lokomotiven. Im Jahre 1848 verließ die erste seine Fabrik. Bald darauf begann auch die Erzeugung der Schußwaffen und daneben die Herstellung der verschiedenen Arten von Maschinen, besonders Pumpwerken, für den Bergwerksbetrieb. Im Jahre 1871 wurde die Fabrik in eine Aktiengesellschaft umgewandelt, die heute weit über 3000 Arbeiter beschäftigt und in ihrem reichentwickeltesten Betriebe Eisenwaren für die meisten Gewerbe liefert.

Daß der staunenswerten Entwicklung dieser Industrie, ebenso wie der vorgenannten Großgewerbe, die Nähe der großen Steinkohlenlager sehr zu statten kam, braucht kaum noch besonders hervorgehoben zu werden.

Neben den vorgenannten Industrien treten die anderen Gewerbe von Chemnitz, so bedeutend sie auch in ihrer Art sein mögen, doch sehr zurück und dienen nicht in so ausgesprochener Weise zur Charakteristik der Stadt und der Landschaft.

Das Zusammenwohnen einer so großen und dicht gedrängten Bevölkerung in dem Industriebezirke von Chemnitz bringt es mit sich, daß letzteres einen großartigen Handel, besonders in Lebensmitteln aller Art besitzt. Von hier aus decken die Ortschaften eines großen umliegenden Gebietes ihren Bedarf an Kolonial- und Spezereiwaren aller Art. Und auch der Getreide- und Gemüsemarkt der Stadt ist von einer hohen Bedeutung. Nicht weniger als sechs Eisenbahnlinien kommen hier zusammen und vermitteln neben den Landstraßen diesen mächtigen Verkehr.

Auf einer dieser Linien wenden wir uns nun weiter in nordwestlicher Richtung, überschreiten nach kurzer Zeit die Zwickauer Mulde und treten bald darauf aus dem Gebirgslande in die Hügelgelände der Parthe und Pleiße hinaus, welche den Übergang zu der Leipziger Ebene vermitteln. So weit das Auge reicht, sehen wir nun wohlbestellte Äcker den sanft gewellten Boden überdecken. Zahlreiche Dörfer grüßen mit ihren Kirchtürmen und Baumwipfeln aus der fruchtbaren Ebene herüber. In den Thalsenkungen der still dahinfließenden Bäche aber überrascht uns eine förmliche Parklandschaft. Hier dehnen sich weite, feuchte Wiesen aus, umrahmt von dichten Waldgruppen und Gehölzen. Prächtige uralte Baumgestalten fesseln das Auge und geben der Gegend einen eigenen Reiz. Allmählich werden die Orte häufiger, enger und enger schließen sie sich aneinander. Landhäuser in schönen Gärten haben die hübschesten Plätze besetzt, und rings bemerken wir die Anzeichen von der Nähe einer großen Stadt. In der That befinden wir uns denn auch schon mitten zwischen den südlichen und östlichen Vororten von Leipzig.

Ein Hauch des Friedens ruht über den zuletzt durchwanderten Gefilden, der blitzende Pflug zieht seine dampfenden Furchen über den sonnenbestrahlten Boden. Aus den nahen Dörfern, deren rote Dächer anmutig aus dem Grün der Obstbäume hervorlugen, tönt Hundegebell und das Krähen der Hähne. Sonst ist's stille weit





Die Siegessäule auf dem Monarchenhügel bei Liebertwolkwitz.





und breit, und geräuschlos zieht das klare Wasser der Pleiße unter dem Schatten der hohen Ulmen hin, deren dichte Kronen sich in stolzen Formen vom blauen Himmel abheben, — und doch gerade diese Landschaft hier weckt neben dem Genuße einer friedlichen Natur die Erinnerung an blutige, kriegerische Thaten; denn wir stehen auf dem Schauplatz der Völkerschlacht bei Leipzig.

Das auf dem Rückzuge begriffene Heer Napoleons hatte seit Dresden hier zum erstenmale wieder feste Stellung eingenommen. Die Hauptmacht der Franzosen und ihrer Verbündeten war wieder vereinigt, und am 14. Oktober stand sie zum Kampf gegen die anrückenden Befreiungsheere bereit. Zwar waren die schweren Niederlagen des August und September noch nicht vergessen, aber doch hatte sich der Feind wieder erholt, Napoleons Gegenwart wirkte belebend auf seine Krieger, und die Verbündeten sahen sich einer geschlossenen Macht gegenüber. Außer den Garden befehligte Napoleon bei Leipzig acht Korps; 170 000 Mann Fußvolk, 14 000 Reiter und 700 Geschütze standen ihm zur Verfügung. Freilich waren die Streitkräfte der Verbündeten seinem Heere an Zahl weit überlegen; allein die Armee Napoleons hatte um Leipzig vortreffliche Stellungen inne und die große Stadt als erwünschten Stützpunkt im Rücken.

Langsam rückten in weitem, stets sich verengendem Halbkreis die Heere der Verbündeten näher. Am 14. Oktober leitete das hitzige Reitergefecht bei Liebertwolkwitz die große Schlacht ein. Sein glücklicher Ausgang für die Verbündeten erfüllte diese mit frohen Siegeshoffnungen. Sie sollten nicht getäuscht werden!

Napoleons Hauptmacht stand südlich von Leipzig auf dem sacht ansteigenden Gelände zur Rechten der Pleiße bei den Dörfern Markkleeberg und Wachau bis hinüber nach Liebertwolkwitz und Holzhausen. Am 15. Oktober war die Aufstellung der französischen Armee beendet, die Tage der Entscheidung rückten heran.

Anfangs, bis zum Eingreifen der Korps von Colorado und  
Kollbach, Von der Elbe zur Donau.

Bennigsen und der Nordarmee, sowie der Hülfe der übergetretenen Sachsen und Württemberger, betrug die Stärke der Verbündeten nur etwa 200 000 Mann. Ihre Hauptmasse, die „Böhmische Armee“ unter Schwarzenberg, bei welcher sich der Kaiser Alexander und der König Friedrich Wilhelm III. befanden, rückten von Süden her gegen die festesten Stützpunkte der Napoleonischen Truppen heran. Anfänglich geschah der Hauptvormarsch in der wasserreichen, zum Teil sumpfigen Niederung zwischen der Elster und der Pleiße in der Absicht, den rechten Flügel der Franzosen zu umgehen. Später breitete sich das Heer der Anrückenden nach verändertem Schlachtplane weiter ostwärts aus und umklammerte den Feind in der ganzen Länge seiner Front.

Am 16. Oktober vor Tagesanbruch begann der Kampf auf den vorhin geschilderten Gefilden. Ein mächtiges Artillerief Feuer leitete ihn ein, dann gingen die einzelnen Korps der Verbündeten auf der ganzen Linie zum Angriff vor. Furchtbar wütete besonders der Kampf bei dem Dorfe Markkleeberg an der Pleiße, das viermal von den Preußen und Russen erobert und ebenso oft von den Franzosen wiedergewonnen wurde.

Auch bei Connewitz, nördlich von Markkleeberg und näher bei Leipzig an der Pleiße, kämpften die Österreicher tapfer aber ohne Erfolg gegen die Feinde. Napoleon selbst befehligte bei Wachau. Hier standen ihm Russen und Preußen unter der Führung des Prinzen Eugen von Württemberg gegenüber. Siegreich drangen sie anfangs gegen Wachau vor und setzten sich in den Besitz des Ortes. Aber dann begann ein mörderisches Feuer aus den französischen Geschützen, und die mühsam und mit großen Opfern erungene Stellung mußte wieder geräumt werden. Rechnen wir hinzu, daß auch die Verbündeten bei Liebertwolkwitz trotz hervorragender Tapferkeit keine dauernden Erfolge zu erzielen vermochten, sondern sogar eine beherrschende Anhöhe, den Kolmberg, verloren, so sehen wir allerwärts auf diesem südlichen Teile des Kriegsschau-



plazes die Stellungen der Verbündeten hart bedrängt, zum Theil sogar sehr geschwächt und erschüttert.

Dies bewog Napoleon gegen Mittag, nun seinerseits zum Angriff überzugehen. Im Mittelpunkt seiner Schlachtlinie brach ein Geschwader von 8000 Reitern hervor und suchte in kühner Attaque die Linien der Verbündeten gerade in deren Centrum zu durchbrechen. Bis an den Fuß des Hügels drangen die französischen Schwadronen vor, auf dem die verbündeten Herrscher den Gang der Schlacht verfolgten. Allein der Angriff mißlang. Die russische Infanterie, gegen die der Hauptstoß gerichtet war, wankte nicht, ein Theil der Reiterei der Verbündeten kam ihr zu Hülfe, und vereint warfen sie die französische Kavallerie zurück. Auch an anderen Orten südlich und östlich von Leipzig wurde der Vormarsch der Feinde zurückgeschlagen. So kam der Abend heran, ohne daß der Kampf hier zu Gunsten einer der gegenüberstehenden Mächte entschieden gewesen wäre; und auch im Westen der Stadt, bei Lindenau, war der Angriff der Verbündeten mit Entschiedenheit von den Feinden zurückgewiesen worden. Nur auf dem nördlichen Kriegsschauplatz hatten erstere große und verheißungsvolle Erfolge zu verzeichnen. Hier bei Wiederrisch und Möckern waren Preußen und Russen auf der ganzen Linie unter blutigen Kämpfen siegreich vorgeedrungen; unter ungeheuren Verlusten war von den Preußen das besonders stark besetzte und günstig gelegene Dorf Möckern erstürmt worden. Die Schlachtlinie der Franzosen war hier durchbrochen, und ihre Heeresabteilungen mußten sich bis in die Nähe von Leipzig zurückziehen.

So kam der 17. Oktober, ein Sonntag, heran, an dem, abgesehen von einzelnen kleinen Scharmützeln, die Schlacht ruhte. Am 18. Oktober in der Frühe zog Napoleon seine Streitkräfte enger zusammen. Bei Tagesanbruch zogen sie sich im Süden von Leipzig von Connewitz über Dölig nach Probstheida und bis zur Barthe. Mit frischem Mute begannen die Verbündeten den Kampf.

Allein nicht überall wendete sich der Erfolg von Anfang an auf ihre Seite. Bei Stötteritz, wo Napoleon selbst von einer Mühle aus die Schlacht verfolgte, hielten sich die Franzosen mit Hartnäckigkeit, auch an der Pleiße bei Dölitz gewannen die Verbündeten keinen Boden, und bei Probstheida wurden ihre mit Todesverachtung ausgeführten Sturmangriffe blutig zurückgeschlagen. Aber das siegreiche Vorgehen des rechten Flügels der Verbündeten auf diesem südlichen Schlachtfelde, wo am Nachmittage Sachsen und Württemberger zu letzteren übergingen und bereits Teile der inzwischen herangerückten Nordarmee mitwirkten, — entschied die Kämpfe zu Gunsten der Verbündeten, die gleicherweise im Norden von Leipzig Sieger blieben und den Feind bis in die Stadt hinein zurücktrieben.

Als der Abend kam, war die große Völkerschlacht entschieden. Napoleon konnte nur noch versuchen, den Rückzug der zertrümmerten Reste seiner Armee nach Möglichkeit zu decken, was um so schwieriger war, als ihm nur der einzige Weg im Westen über Lindenau offen stand.

Glänzend waren die Erfolge der Verbündeten. Insbesondere für die deutschen Staaten bedeutete der Ausgang der Schlacht bei Leipzig die endgültige Befreiung von der Fremdherrschaft. Aber schreckenerregend waren auch die Opfer, welche die dreitägige mörderische Schlacht gefordert hatte; allein die Preußen beklagten den Verlust von 16 000 Mann und 600 Offizieren an Toten und Verwundeten; und bei den Russen und Österreichern zusammen betrug deren Zahl über 36 000. Die Franzosen aber berechneten, — gleichwie bei den vorherigen Angaben die Kämpfe vom 19. Oktober mitgezählt, — ihren Verlust an Toten und Verwundeten auf 30 000, an Gefangenen und Kranken auf 38 000 Mann.

Während am Abende des 18. Oktober, trotz aller schweren Opfer, ein Gefühl der Genugthuung und stolzen Siegesfreude die Führer und die Heere der Verbündeten beherrschte, hatte sich der französischen Armee und ihres Anführers dumpfe Verzweiflung be-



mächtig. „Als die dunkle Nacht schon das große Blutfeld bedeckte,“ — so sagt Koblrausch in seiner Beschreibung der Leipziger Schlacht, „befand sich Napoleon noch auf dem Hügel bei seiner Windmühle, wo er sich ein Wachtfeuer hatte anzünden lassen. Er hatte seinem ersten Gehilfen, Berthier, die Anordnung des Rückzuges mitgeteilt und dieser diktierte sie an einem Seitenwachtfeuer einigen Adjutanten. Ringsum herrschte tiefe Stille. Man hatte dem von harter Anstrengung der letzten Tage und noch mehr von den heftigsten Bewegungen des Gemütes erschöpften Herrscher einen hölzernen Schemel gebracht, auf welchem er in Schummer sank. Hoffnung, Furcht, Zorn, Unmut, Zähneknirschen, — was mochte alles in diesen Tagen das heftige Gemüt erschüttert haben. Und desto tiefer hatten die Gefühle in das Innere hineingezehrt, je weniger er sie äußerlich sichtbar werden ließ. Jetzt saß er, wie ein Augenzeuge ihn gesehen, nachlässig auf seinem Schemel zusammengesunken, die Hände schlaff im Schoße ruhend, die Augen geschlossen, unter dem dunklen Zelte des Himmels, mitten auf dem großen Leichenfelde, das er geschaffen hatte, und welches durch die brennenden Dörfer und unzähligen Wachtfeuer wie mit verzehrenden Flammen besäet war. Die Anführer standen düster und verstummt um das Feuer, und die zurückziehenden Haufen rauschten in einiger Entfernung am Fuße des Hügels vorüber. Nach einer Viertelstunde erwachte Napoleon und warf einen großen, verwunderungsvollen Blick im Kreise um sich her. Wohl mochte ihm die Wirklichkeit wunderbarer vorkommen, als die Bilder, die ihm vielleicht ein Traum von alter Größe und Siegespracht vorgegaukelt hatte. Dann stand er auf und traf gegen 9 Uhr in Leipzig ein, und nahm, wie durch eine Verspottung des Schicksals, sein letztes Nachtlager in dem Hotel de Prusse.

Nach Mitternacht, als der Mond aufging, begann der Rückzug des ganzen Heeres durch Leipzig.“

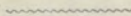
Aber nicht nur die nähere Umgebung von Leipzig ist der

Schauplatz großer Schlachten gewesen, das ganze Flachland hier an der unteren Pleiße, Elster und Saale ist von Menschenblut gedüngt. Hier war es, wo schon Heinrich I., der deutsche König, im Jahre 924 den räuberischen Ungarn nach langen Unterdrückungen und einem schmachlich erkauften Waffenstillstande die furchtbare und für die Deutschen siegreiche Schlacht bei Merseburg lieferte, welche das Reich für lange Zeit von den gefürchteten Erbfeinden befreite. In dieser Landschaft trafen dann später die Heere Heinrichs IV. und Rudolfs von Schwaben aufeinander und lieferten sich jene blutige Schlacht, in der schließlich die Truppen des letzteren unterlagen und Rudolf selbst die tödtliche Wunde empfing. Während des Dreißigjährigen Krieges sehen wir dann nördlich von Leipzig, bei Breitenfeld, nach lange hin- und herschwankendem Kampfe endlich das Heer Gustav Adolfs die kaiserlichen Truppen besiegen, und hier auf diesen Gefilden fand westlich von Leipzig, bei der Stadt Lützen, die mörderische Schlacht statt, in welcher Gustav Adolf sein Leben verlor. Noch einmal begegneten sich dann hier neun Jahre später Schweden und Kaiserliche zwischen Leipzig und Breitenfeld. Rechnen wir nun noch die berühmte Schlacht bei Roßbach, in der Friedrich der Große die Armee der Franzosen und des Reichsheeres besiegte, und deren Schauplatz westlich der Saale zwischen Merseburg und Weizenfels liegt, hinzu, so erkennen wir allerdings in dieser Landschaft gewissermaßen ein einziges großes Schlachtfeld. Bei einigem Nachdenken kommt uns dabei auch leicht zum Bewußtsein, warum gerade hier bei Leipzig die entzweiten Völker und Heere aufeinanderstoßen mußten. Zunächst kommt bei diesem Umstande die weite Ebene, die nur von sanften Hügeln unterbrochen wird, in Betracht, welche der Entfaltung großer Truppenmassen günstig ist. Dazu wirkt als weiterer Umstand mit, daß in Leipzig, wie in keiner anderen Stadt, weit und breit große Handels- und Heerstraßen zusammenstrahlen und nach allen Richtungen hin bequeme Zu- und Abmärsche ermöglichen. Vor allem



aber lockte die Stadt selbst die großen Heere in ihre Nähe; denn sie bot mit ihren reichen Hülfquellen ein erwünschtes Mittel zum Unterhalt und eine Gelegenheit zu längerem Verweilen, wobei die Stadt mit ihren vielen umliegenden Vororten zugleich als eventueller Stützpunkt für kriegerische Unternehmungen und zugleich als ein Bollwerk bei herannahender Gefahr dienen konnte.

Nach diesem Überblick über die kriegerischen Ereignisse in der Umgebung von Leipzig und deren Denkstätten schicken wir uns zum Besuche der Stadt selbst an.





## VI.

### Leipzig.

Wir sind in Leipzig angekommen. Hinter uns liegen die drei großen Bahnhöfe, von denen die Linien nach Thüringen, nach Magdeburg und Dresden ausgehen; vor uns begegnet dem Blick anmutiges Baumgrün, das wohlgepflegte Rasenflächen umgiebt. Wir folgen diesen Anlagen in der Richtung zum Augustusplatz und sehen dabei einen der neueren Stadtteile, die sich auf dem Gebiete der ehemaligen Festungswerke ausbreiten. Zu beiden Seiten liegen vielbegangene breite Straßen, eingefast von hohen und stattlichen modernen Bauten. Ein reges Leben herrscht vom frühen Morgen bis zum späten Abend auf diesen Wegen. Wagen kommen und gehen; elektrische Bahnen rollen vorüber; unablässig flutet der Strom der Menschen. Und zwischen diesen verkehrreichen Straßen liegt abgeschlossen eine förmliche kleine Parkidylle. Aus tiefem baumbeschatteten Grunde blinkt der dunkle Spiegel eines Teiches herauf, auf dem weiße Schwäne sich bewegen, und spärlich nur dringen die Sonnenstrahlen stellenweise durch die dichten Laubwipfel hoher Zierbäume auf die blanken Kieswege.

Wenn man in diesem Grunde weiter wandert, steigt plötzlich ein stattliches Bauwerk mit mächtigen Grundmauern und hoher





Die alte Pleissenburg in Leipzig.





Terrasse vor uns aus der Tiefe auf und spiegelt seine grauen Flächen in der klaren Flut. Es ist die Rückseite des neuen, nach den Plänen von Langhans erbauten Theaters. Wenn wir zu seiner Höhe emporgestiegen sind, liegt vor uns der Augustusplatz in seiner riesigen Ausdehnung, umgeben von stolzen Prachtbauten, ein Glanzpunkt der Stadt. Gegenüber dem Theater steht hier das städtische Museum, an der rechten Seite erhebt sich das Augusteum mit seinen wirkungsvollen Siebelfiguren, ein Teil der Universität, an der linken das neue Prachtgebäude der Post, und vor dem Museum steht ein ornamentaler figurenreicher Brunnen mit Meergöttern, Najaden und Scerossen und sendet seine sprühenden, regellos durcheinander zischenden Wassergarben in ein weites steinernes, von stetem Wellenspiel bewegtes Becken.

Der Augustusplatz liegt ziemlich im Mittelpunkte des neueren Leipzig; jedenfalls gehen von hier einige der bedeutendsten Straßen aus, und die elektrischen und Pferdebahnen münden von allen Seiten her.

Wir schlagen die Richtung zum Marktplatz ein und wandern die Grimmaische Straße entlang. Sie ist eine der Hauptverkehrsadern der Stadt und trägt überwiegend noch das Gepräge des alten Leipzig. Zu ihren Seiten stehen in langen, kaum absehbaren Reihen hohe Häuser, von düsterem Anstrich. Rundbogen wölben sich häufig über den Thüreingängen, und manchmal führen durch dunkle gewölbte Gänge enge Durchlässe unter den Häusern her zu benachbarten Straßen. Oft auch münden diese Gänge auf stille Binnenhöfe, welche von den hohen Mauern der anstoßenden Häuser umschlossen sind. Auf diesen mit großen Steinfliesen bedeckten Höfen und Gängen, die eine Eigentümlichkeit der alten Stadt bilden, herrscht dann meist eine auffallende Stille gegenüber dem Lärm und Getriebe der Straßen, die jenseits der Häuser in nächster Nähe liegen.

Aber mehr wie diese inneren Eigentümlichkeiten bemerkt der Fremde in den Hauptstraßen Leipzigs den Reichthum der Geschäfte

mit ihren bunten Firmenschildern, den Glanz der hinter großen Schau-  
fenstern ausgestellten Waren und den regen Wagen- und Personen-  
verkehr auf der Straße und den Bürgersteigen. Manche der Häuser  
in der Grimmaischen Straße haben besonderen geschichtlichen und künst-  
lerischen Wert. Da steht das alte, gegen Ende des 16. Jahrhunderts  
vollendete Fürstenhaus, in dem eine Zeit lang Peter der Große auf  
der Durchreise wohnte, und da liegt vor allem Auerbachs Keller, an  
den sich ein Teil der Faustsage und ein so fesselndes Stück aus dem  
Leben Goethes knüpft. Ehemals war Auerbachs Hof ein Bazar der  
reichsstädtischen Handelsherren mit zahlreichen durcheinandergehenden  
Gewölben und vielen offenen Verkaufsläden. In mehreren der ersteren  
wurde später die vielbesuchte und berühmte Schänke errichtet, zu der  
der Besucher noch heute gern seine Schritte lenkt. Hier sitzt es  
sich behaglich in den tief unter der Oberfläche der Straße gelegenen  
kühlen Räumen mit ihren schweren Gewölben, die in den tiefsten  
Räumen förmliche Keller überdecken. An den Wänden reden alte  
Schildereien aus dem 16. Jahrhundert von den Geschehnissen ferner  
Zeiten; Bildnisse und Handschriften von Goethe zaubern uns den  
jugendlichen Dichter vor Augen, der hier in Leipzig ein ausgelassenes  
Leben führte; und wer dem Weine zu viel zugesprochen, dem mag  
auch die Scene aus Auerbachs Keller im „Faust“ erst recht verständ-  
lich werden, wo Mephisto den funkelnden Wein aus der Platte des  
Wirtstisches zapft oder der Herr Doktor gar, auf dem Fasse reitend,  
die steile Treppe des Kellers hinauffährt.

Aber aus dem Reiche der Sage führen uns wenige Schritte  
vom Auerbachschen Hof unter die glänzenden Erinnerungen aus der  
Geschichte Leipzigs, welche der Anblick des Marktplatzes mit seinen ehr-  
würdigen Bauwerken weckt. Wirkungsvoll begrenzt ihn hier nach einer  
Seite hin das Rathhaus. Die lange einstöckige, unten von vorgebauten  
Kaufläden eingenommene Front desselben wird nach oben hin von  
sechs nebeneinander stehenden und in reicher Gliederung aufstrebenden  
Giebeln belebt, zwischen denen allemal wieder fensterreiche niedere



Manfarden aus der Fläche des hochaufliegenden Daches herauswachsen. Über dem mit Säulen eingefassten und von einer Galerie gekrönten Haupteingange aber steigt ein wuchtiger achteckiger Turm empor, der oben in zwei übereinander stehenden und sich verjüngenden Kuppeln abschließt. Fesselnd wie das Äußere, ist auch das Innere dieses Rathauses, besonders der geräumige Sitzungssaal, den die Bildnisse sämtlicher sächsischer Fürsten zieren. In seinen untersten Theilen mag das Rathaus aus dem 13. Jahrhundert stammen, das heutige Gebäude aber wurde an Stelle des alten Hauses gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts erbaut. Viele wichtige Begebenheiten aus der Geschichte der Stadt knüpfen sich an diese Stätte.

Dies trifft gleichfalls für das am Markte stehende Königshaus zu, wo vorübergehend Peter der Große, Karl XII. von Schweden, Jerome, der König von Westfalen, und Napoleon wohnten, wo das berühmt gewordene Gespräch zwischen Friedrich dem Großen und Gellert stattfand, und wo Fürst Schwarzenberg, einer der Sieger von Leipzig, starb. Das herrliche Siegesdenkmal aber, das auf dem Marktplatze steht, mahnt den Besucher an die glanzvolle neue Zeit und an das geeinigte Deutschland, in dem Leipzig sich einen so hervorragenden Platz errungen hat.

Ganz im Banne dieser neuesten Epoche befinden wir uns, wenn wir den Weg zum Stadttheile an der oberen Pleiße verfolgt und dabei jenes Viertel erreicht haben, wo dicht nebeneinander, nur durch breite Straßen und schöne Plätze getrennt, die Prachtbauten des Reichsgerichts, der Bibliothek, der Kunstakademie, des Gewandhauses und anderer öffentlichen Anstalten sich erheben. Die Kunst unserer Tage hat sich in diesen Bauwerken unvergängliche Denkmäler gesetzt. Und in ihren bedeutenden Skulpturen haben diese Bauten zugleich der Bildhauerei eine willkommene Gelegenheit zur Entfaltung geboten. Es gehören viele Tage dazu, um all den anderen hervorragenden Bauwerken die gebührende Aufmerksamkeit

zu schenken und ihre Kunstschätze in Augenschein zu nehmen. Eine Fülle der letzteren birgt das Museum, bedeutend sind die verschiedenen Sammlungen der Universität. Von den zahlreichen Kirchen der Stadt sind mehrere sehenswert. Außer den schon genannten fesseln den Besucher viele öffentliche Bauwerke, und neben den zahlreichen schönen Bürgerhäusern, besonders aus den beiden letzten Jahrhunderten, die der Stadt einen so eigenen Reiz verleihen, treten groß und prunkvoll die neuen bürgerlichen Wohn- und Geschäftshäuser wie kleine Paläste in die Erscheinung.

So verrät die ganze Bauweise von Leipzig einerseits einen gediegenen Reichtum seiner Bewohner, anderseits zugleich einen hochentwickelten Sinn für Kunst und verfeinerten Lebensgenuß! In Bezug auf letztere Eigenschaften nimmt in der That die Einwohnererschaft von Leipzig einen hohen und bevorzugten Stand ein. Handel, Kunst und Wissenschaft haben gleicherweise in der Stadt ihre Stätte, beleben und ergänzen sich gegenseitig und geben dem ganzen Leben einen tieferen Gehalt; denn wie einestheils die Vertreter der Wissenschaft und Kunst nur gewinnen können, indem sie in Fühlung bleiben mit dem großen gewerblichen Leben der Stadt und ihrem rührigen Treiben, das vor Auswüchsen und Einseitigkeiten behütet, so giebt andernteils den Kaufleuten und Industriellen der Verkehr und Gedanken=Austausch mit den Gelehrten und Künstlern eine segensreiche Anregung und eine Ablenkung von einer nur auf das Materielle gerichteten Thätigkeit.

Im Mittelpunkte des geistigen Lebens von Leipzig steht naturgemäß die Universität, nächst Berlin die bedeutendste Deutschlands. Auf ein ehrwürdiges Alter sieht sie zurück; denn ihre Gründung fällt ins Jahr 1409. Wirren an der Universität zu Prag, wo die Tschechen unter dem Einflusse von Huß zum erstenmale die neuerdings so berüchtigt gewordenen Gewaltmaßregeln und Anfeindungen gegenüber den deutschen Studenten und Professoren zur Ausführung brachten, waren die erste Veranlassung zur Gründung, indem



zahlreiche deutsche Lehrer und Schüler der alten böhmischen Hochschule sich zur Auswanderung entschlossen und in Leipzig gute Aufnahme fanden. Auch der damalige Markgraf, Friedrich der Streitbare, begrüßte die Gelegenheit zur Gründung einer Universität in seinem Lande mit Freuden, und der Papst gab derselben auch seinerseits die Genehmigung.

Welche Bedeutung Leipzig im litterarischen Leben des deutschen Volkes seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts besessen, wird uns klar, wenn wir uns an Gottsched und Gellert erinnern, die hier ihren Wohnsitz hatten, und von denen der letztere als Dichter und Mensch gleicherweise sich einer hohen Verehrung in ganz Deutschland erfreute. Später waren es Goethe und Schiller, die beide längere Zeit in Leipzig weilten, ersterer in jugendlichem Alter als flotter und ausgelassener Student der Rechte, letzterer als Freund und Gast einiger ihn verehrender Gönner in dem kleinen, noch heute erhaltenen und nach ihm benannten Häuschen in dem Vororte Gohlis. Vor beiden wohnte auch Lessing für längere Zeit in der gastlichen und an Anregung so reichen Stadt.

Fast bedeutamer noch wie für die genannten Wissenschaften und Künste ist die Stellung Leipzigs in der Geschichte der Musik. Hier wirkte an der berühmt gewordenen Thomasschule als Kantor der große Ton-dichter Johann Sebastian Bach, der Schöpfer der neueren kirchlichen Musik, und nach ihm Johann Adam Hiller, der Leiter des Leipziger „Großen Konzertes“ und der Gründer der „Gesangschule“. Neben diesen bedeutenden Komponisten steht Felix Mendelssohn-Bartholdy, als Komponist, Dirigent und Virtuose gleich groß, der Begründer des Konservatoriums der Musik und der gefeierte Leiter der durch ihn berühmt gewordenen Gewandhaus-Konzerte. Vor dem Gebäude, in dem heute diese Konzerte abgehalten werden, steht nun des großen, in Leipzig gestorbenen Mannes Standbild. Fast gleich anregend wirkte als Zeitgenosse Mendelssohns in Leipzig Karl Friedrich Zöllner, der Komponist so

vieler herrlicher Männerchöre; in der Stadt geboren wurde Richard Wagner, der große Reformator auf dem Gebiete der Musik, und längere Zeit weilten in ihren Mauern Robert Schumann und Liszt. Der Einfluß solcher Größen konnte nicht spurlos vorübergehen, und in der That ist das musikalische Leben von Leipzig unter der Leitung und Pflege bedeutender Männer auch noch heute ein verfeinertes und reges und der Sinn für Musik in der Bürgerschaft ein mehr als gewöhnlich entwickelter.

Ehe wir auf den Handel Leipzigs, als die Grundlage aller dieser Geisteserrungenschaften und des Reichthums und der Schönheit der Stadt zu sprechen kommen, erübrigt es noch, in Kürze seiner Geschichte zu gedenken. Eine kleine Ansiedlung der den Wenden verwandten Sorben am Zusammenfluß der Pleiße und Parthe bildete den Ursprung von Leipzig. Jahrhunderte lang mochte dies kleine Fischerdörfchen ohne besondere Bedeutung geblieben sein, bis allmählich deutsche Einwanderer, die der Handel in diese Gegend führte, sich hier niederließen. Der letzteren Wohnstätten aber wurden nicht in dem sumpfigen und häufigen Überschwemmungen ausgesetzten Niederungsgebiete der vorgenannten Bäche errichtet, sondern die deutsche Ansiedlung entstand höher hinauf in der Gegend der heutigen Nikolaikirche. Im Jahre 1015 wird der Ort bereits als reichsunmittelbare Stadt bezeichnet. Sie bildete lange Zeit hindurch den Zankapfel zwischen den Bischöfen von Merseburg und den Markgrafen von Meissen, die sich um ihren Besitz stritten, bis endlich die letzteren als Herren der Stadt aus diesen Zwistigkeiten hervorgingen.

Einen bedeutenden Aufschwung erhielt Leipzig unter dem Markgrafen Otto dem Reichen um die Mitte des 12. Jahrhunderts. Durch ihn wurde die Stadt bedeutend erweitert und stärker als bisher befestigt. Durch besondere Vergünstigungen wurden ihre Märkte gehoben und dadurch der Grund zu den berühmten beiden Leipziger Messen gelegt.



Die hartnäckigen Fehden, die im Mittelalter so oft durch Eifersüchteleien und um streitigen Besitz zwischen den zahlreichen kleinen Landesherren und außerdem zwischen diesen und den allmählich zu Kraft und Selbstbewußtsein erwachenden Bürgern der Städte entbrannten, spielen auch wechselvoll in die Geschichte Leipzigs hinein. Zu offener Empörung der Leipziger gegen ihren Herrn kam es zu Anfang des 13. Jahrhunderts. Nachdem erstere vorübergehend die Oberhand behalten und wichtige Privilegien errungen hatten, wendete sich im Jahre 1218 das Blatt, und der Markgraf Dietrich ließ nicht nur die Stadtmauern schleifen, sondern zugleich innerhalb der Stadt mehrere feste Schösser als Zwingburgen erbauen, um die auffälligen Leipziger im Schach halten zu können.

Später gelang den Bürgern mit Hülfe ihres Verbündeten, des Landgrafen von Thüringen, die Erstürmung einer dieser Festen, und zwar der Zwingburg am Grimmaischen Thore, und unter der Regierungszeit Heinrich des Erlauchten trat eine neue Zeit des Friedens ein; die Festungswerke wurden in erweitertem Ringe wieder aufgebaut, und an einer Stelle, wo vordem sumpfige Wiesen gelegen hatten, entstanden nun neue Straßen, wie der Brühl und die Ritterstraße, die für die Folge große Bedeutung für das Handelsleben der Stadt erlangten.

In kurzen Zwischenpausen erhielt nun Leipzig in den folgenden Zeiten neue und bedeutsame Vorrechte und Einrichtungen, welche seinen Handel und Wohlstand förderten. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts gründeten Leipziger Handelsherren im Verein mit aus Stalien eingewanderten Kaufleuten, sogen. Lombarden, die Kaufmannsgilde, deren Ansehen sich schnell erweiterte. Allen die Leipziger Messe besuchenden Handelsleuten wurden besondere Schutzbriefe ausgestellt, welche die Sicherheit der Reisenden und ihrer Waren verbürgten; die Bürger der Stadt, die bis dahin dem Gerichtszwange ihres Amtmanns unterstanden hatten, wurden hiervon befreit. Zugleich erhielt Leipzig eigenes Münzrecht; und im Jahre

1407 erfolgte die für die Stadt so bedeutsame Gründung der Universität. Mehrfach neu erweitert und befestigt, erhielt Leipzig unter Georg dem Bärtigen, zu Anfang des 16. Jahrhunderts, das Stempel- und Niederlagsrecht und die Ausübung der gesamten Gerichtsbarkeit.

Die Reformationszeit, von der sich ein bedeutames Ereignis, die bekannte Disputation zwischen Luther und Eck, in der Pleißenburg zu Leipzig abspielte, brachte der Stadt manche innere Wirren, bis unter Heinrich dem Frommen die Reformation in aller Form eingeführt wurde. Die Universität aber entsagte erst später der katholischen Lehre. Nachdem dann im Schmalkaldischen Kriege 1547 Leipzig furchtbar gelitten hatte und ein Teil seiner Vororte in Flammen aufgegangen war, begann unter dem Kurfürsten Moriz eine neue Periode segensreicher Entwicklung. Die zerstörte Pleißenburg erstand von neuem aus dem Schutt, neue Vororte wuchsen um die Stadt empor, und Handel und Gewerbe blühten und vermehrten den Reichthum der schönen Stadt, die damals schon durch ihren lebhaften Handel mit Italien, den Niederlanden und dem Osten Europas und durch den hier zusammenströmenden Fremdenzufluß zur Zeit der Messen einen recht internationalen Anstrich erhielt. Vielfach ließen sich auch fremde Kaufleute, so namentlich aus Italien, den Niederlanden und Frankreich in Leipzig selbst nieder, gründeten zum Theil neue Betriebe und Handelszweige und befestigten mit den Vorrang, den Leipzig als Handelsplatz des mittleren Deutschland seit Jahrhunderten einnahm.

Im Gegensatz zu diesen glücklichen Zeiten brachte bald darauf der 30jährige Krieg viel Elend und Ungemach über die unglückliche Stadt. Wir hörten schon, daß einige der großen Entscheidungsschlachten in diesem unseligen Kriege in der Nähe von Leipzig ausgefochten wurden, und allemal hatte die Stadt die Lasten zu tragen, denn sowohl die kaiserlichen Heere, wie auch die schwedischen Truppen bedrängten und brandschatzten die Bewohner schier über deren Kräfte. Besonders die alte Pleißenburg, die jetzt niedergegriffen





Die Buchhändlerbörse in Leipzig.





ist, und von der nur ein mächtiger alter Wachturm noch steht, weckt Erinuerungen an diese unseligen Zeiten. Sie war zu Beginn des 13. Jahrhunderts als Zwingburg aufgeführt und nach einer Beschießung im Jahre 1547 bald darauf von neuem errichtet worden. In den Kämpfen des 30jährigen Krieges, die sich zum Teil bis in die Stadt selbst hineinzogen, wurde sie mehrmals belagert und erobert; in ihr starb auch der kaiserliche Feldherr Pappenheim, der in der Schlacht bei Lützen, wo Gustav Adolf fiel, gleichfalls die tödtliche Wunde empfangen hatte. Nur um kurze Zeit überlebte er seinen gefürchteten Gegner.

Leipzigs Wohlstand war nach dem Kriege vernichtet, seine Geldquellen waren versiegt. Der Handel stockte, und nur langsam erholte sich die Stadt von diesen Schlägen. Dann kamen im folgenden Jahrhunderte die Drangsale der schlesischen Kriege, unter denen Leipzig wieder viel zu leiden hatte. Friedrich der Große verfuhr nicht glimpflich mit der Stadt, die sich inzwischen wieder aufgerafft hatte, und legte ihr fast unerschwingliche Kontributionen auf.

Aber die Grundbedingungen zu Leipzigs Wohlstand wurden durch all diese Schicksale nicht angetastet. Die Gunst ihrer Lage, der rege Sinn ihrer Bewohner hoben die Stadt bald wieder zu neuer Blüte empor; und gerade in den Zeiten nach dem Siebenjährigen Kriege war letztere eine große und nachhaltige. Der Handel erweiterte sich machtvoll, und die Bedeutung der Messen wuchs von Jahr zu Jahr. Dazu kam unter der Regierung Friedrich Augusts I. die Niederlegung der Festungswerke, wodurch die Stadt sich weiter ausdehnte und den Schmuck der schönen Anlagen erhielt, die sich auf dem Gebiete der ehemaligen Stadtgräben erhoben.

Nachdem dann noch einmal Leipzig die Schrecken des Krieges im Jahre 1813 hatte durchkosten müssen und die Teilung Sachsens im Jahre 1815 seinen Handel durch Verlegung der Grenzen bis dicht an die Stadt für eine Zeit lang empfindlich geschädigt hatte, brachte in den dreißiger Jahren der Anschluß Sachsens an den

deutschen Zollverein der Stadt eine neue Periode der Entwicklung, die indeß erst zu dem neuesten, großartigen Aufschwunge sich gestaltete, nachdem im wiedererstandenen deutschen Reiche die vordem getrennten deutschen Staaten sich wiedergefunden hatten. In der Reihe der Großstädte unseres Vaterlandes nimmt nun Leipzig in jeder Hinsicht einen ehrenvollen Platz ein, und seine gesunden Verhältnisse verbürgen auch für die Zukunft ein ehrenvolles Verharren in dieser Stellung.

Seit mehreren Tagen haben wir nun Leipzig durchkreuzt, haben seine hervorragendsten Bauwerke besucht und uns in seinen Museen und Kaufmannshäusern umgesehen. Eben wandern wir wieder durch die altertümlichen Straßen der inneren Stadt, wo wohlhabige Häuser mit Erkern und reich verzierten Giebeln herabschauen und dunkle Thorgänge links und rechts zu Seitenstraßen sich öffnen. Aber das Sonnenlicht, das warm und strahlend über die Dächer hinwegflutet, lockt heute gar zu sehr hinaus ins Freie, und so wandeln wir denn südwärts der Pleiße entgegen nach Connewitz und weiter gen Dölitz.

Freilich erwartet uns hier nicht, wie in der Umgebung von Dresden, eine gebirgige Landschaft mit ihrem Zauber. Kein breiter Strom zieht vorbei, keine lockenden Fernsichten öffnen sich hier von ragenden Höhen. Und doch fehlt es dieser Gegend nicht an größeren Reizen, die den Wanderer fesseln und dem Leipziger seine Heimat teuer machen

Auf weite Strecken wandelt man hier unter hohen, schattigen Bäumen hin. Neben uns fließt die Pleiße still, aber mit rascher Strömung. In ihrem klaren Wasser fluten lange Büschel üppig vom Boden emporstießender Pflanzen. Auf den sanft ansteigenden Ufergeländen stehen inmitten schöner Gärten und Parkanlagen helle, freundliche Sommerwohnungen, theils im Schweizerstil erbaut, theils mit hell gestrichenen Mauerflächen und blinkenden Fenstern. Nach der anderen Seite hin schweift das Auge zwischen den Baumstämmen



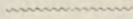
hindurch über weite grüne Wiesen, die wiederum in der Ferne von dunklen Waldbeständen ernst und wirkungsvoll umrahmt sind.

Zuweilen hemmen wir den Schritt vor wundervollen Baumgestalten. Hier stehen einzelne Eichen von bewundernswerter Größe und ehrwürdigem Alter. Mehrere Männer vermöchten ihre Riesestämme kaum zu umspannen, die in urwüchsigter Kraft emporwachsen und oben sich in knorrige Äste zerteilen, von denen jeder einzelne mit seinem belaubten Gezweig wieder einen stattlichen Baum für sich abgeben würde. Trotz ihres hohen Alters sind die meisten dieser Bäume noch frisch und gesund. Sie sahen über mehrere Jahrhunderte hinaus ebenso den sonntäglichen Schwarm der städtischen Spaziergänger an ihrem Fuße vorbeiziehen, wie die feindlichen Heere gen Leipzig vorüberhasteten, und sie werden vielleicht noch eben so lange auch die Begebenheiten der Zukunft erblicken. In diesen schönen Rieseneichen besitzt die Umgebung von Leipzig auch Denkmäler in ihrer Art, vollständig ebenbürtig denen aus Erz und Stein im Inneren der Stadt.

Mehrere Gartenwirtschaften laden den Wanderer zum Besuche ein. Hier ergötzt ihn an Sonntagen das frohe Treiben der der Stadt entflohenen Bürger, die hinter der schäumenden „Gose“ sitzen. Sauchzende Kinderstimmen hallen durch die weiten Räume, und am Abend bewegt sich ein lebendiger und bunter Strom heimwärts der Stadt entgegen, deren Thürme von fern her über die Fluren und Wiesen herübergrüßen.

Ähnliche Bilder, wie aufwärts an der Pleiße, entfaltet die Gegend nördlich der Stadt an der Parthe und Elster. Besonders berühmt und viel besucht, liegt hier das Rosenthal zur Rechten der Elster, mit seinen ausgedehnten Anlagen und Waldungen unmittelbar an die letzten Häuser der nördlichen Vorstädte heranreichend. Hier fehlt auch ein Teich mit weiter, spiegelnder Fläche nicht, und prächtige Eichen recken sich auch hier wie bei Connewitz hoch über die umgebenden Gehölze. Nicht mit Unrecht hat man in diesem

Park, der großen Vergnügungs- und Erholungsstätte der Leipziger, die Standbilder mehrerer ihrer berühmten Männer, so Gellerts, des Dichters, und Böllners, des Komponisten, aufgestellt; denn gewiß hat diese ungebundene, kraftvolle Natur jene Männer oft genug zu neuen Gedanken und zu frischem Schaffen angeregt. Dichtete doch auch hier im Dorfe Gohlis, das sich unmittelbar an das Rosenthal anschließt, Schiller sein „Lied an die Freude“ als Ausdruck seiner glücklichen Stimmung im zwar bescheidenen Häuschen, aber in der Nähe lieber Freunde und im Angesichte einer anregenden Natur.







## VII.

### Leipzigs Handel.

Wer die Stadt Leipzig durchwandert, ihre hervorragenden Bautwerke aus alter und neuer Zeit bewundert, sich an ihren Geistesblüthen ergötzt und in ihrem Kreise fröhliche Stunden verlebt, wird in all seinen Betrachtungen immer wieder zu dem Ursprung all dieser Vorzüge geführt, zu dem einzig in seiner Art dastehenden, weltberühmten Handel, der besonders in den großartigen Messen der Stadt so bedeutungsvoll in die Erscheinung tritt. Dieser Handel von Leipzig ist fast ebenso alt, wie die Stadt selbst und reicht weit in die wendischen Zeiten zurück. Zu seinem Weltrufe gelangte er freilich erst später, insbesondere gegen Ausgang des Mittelalters.

Früher schon fand ein großer Teil des Warenumsatzes dieses Handels zur Zeit der Jahrmärkte statt. Sie entstanden vornehmlich da, wo bei Gelegenheit kirchlicher Feste große Mengen von Wallfahrern zusammenströmten, zum Teil aber auch an solchen Orten, wo befestigte Heerlager einen großen Verbrauch der vielfältigsten Gegenstände bedingten und zugleich der Platz eine besondere Sicherheit gegen beutelustige Störenfriede bot. Die Lage an der Vereinigung großer Verkehrsstraßen wurde eine weitere

Grundbedingung für die Entwicklung derartiger Jahrmärkte zu größeren Messen mit bedeutendem Handelsumsatz.

Zu den genannten Verhältnissen kam für die Leipziger Märkte bald der Vorteil hinzu, der aus mancherlei Gerechtigkeiten und Freiheiten hervorging, mit denen die deutschen und sächsischen Landesherren die Messen dieser Stadt bedachten. Besonders wichtig war das durch Maximilian I. Leipzig verliehene Stapel- und Niederlagsrecht. Nicht nur konnte auf Grund desselben die Stadt Abgaben von den in ihren Warenhäusern niedergelegten Artikeln erheben, sondern die Niederlage der durchgeführten Waren und deren Ausstellung zum Verkaufe wurde dadurch den fremden Händlern und Kaufleuten geradezu zur Pflicht gemacht, so daß sich für Stadt und Bürger große Vorteile aus diesem Vorrechte ergaben. Dazu kam das freie Geleit, das den zu den Leipziger Messen reisenden Kaufleuten zugesichert war. Ohne besondere Abgaben dafür leisten zu müssen, hatten diese dadurch Anspruch auf Schutz vor allen Angriffen der damals häufigen und thatenlustigen Wegelagerer. Die der Stadt zugesicherten Marktgerichte, durch welche eine schnelle Rechtsprechung für die Zeit der Messen ermöglicht wurde und der Austrag von Streitigkeiten eine für den Handel förderliche kurze Fristbemessung erhielt, erwiesen sich als weitere Förderungsmittel für den letzteren.

Ursprünglich waren es zwei große Messen, die in Leipzig stattfanden und die Stadt mit einem bewegten Leben und großartigem Getriebe erfüllten. Die erste fand zu Ostern, die zweite um Michaeli statt. Der Beginn der Ostermesse fällt auf den Montag vor Jubilate und ihr Schluß auf den Sonntag nach Cantate. Die Michaelismesse dauerte vom Montage vor dem ersten Sonntag nach Michaelis bis zum Montag nach dem zweiten Sonntage des genannten Tages. Die eigentliche Meßwoche wird durch Läuten eingeleitet und beschloffen. Jetzt hat dieses Zeichen kaum sonderliche Bedeutung mehr; einst aber horchten mit Spannung auf seinen



Klang Tausende von Menschen; denn nicht nur für den Handel selbst war das Signal bestimmend, sondern zugleich wichtig für manchen Besucher. Während dieser Messwoche hatte nämlich Leipzig das Asylrecht. Keiner, der irgend ein Vergehen oder Verbrechen begangen hatte, konnte während dieser Zeit verhaftet oder verfolgt werden, sondern genoß dieselbe Freiheit und dieselben Rechte wie jeder Unbescholtene.

Der eigentlichen Messwoche gehen die Vorwoche und die Böttcherwoche voraus. In ersterer spielt sich vorwiegend der Großhandel ab, wie denn überhaupt sich der Umsatz mehr auf die der eigentlichen Messwoche vorausgehende Zeit hindrängt. Auf letztere folgt dann noch die Zahlwoche, so daß die gesamte Messzeit volle vier Wochen umfaßt. Nur die später aufgekommene Neujahrsmesse ist kürzer, sie dauert vom 2. bis zum 15. Januar. Ehrwürdig ist aber auch selbst noch das Alter dieser jüngsten der Leipziger Messen; denn ihr Ursprung reicht bis ins Jahr 1459 zurück.

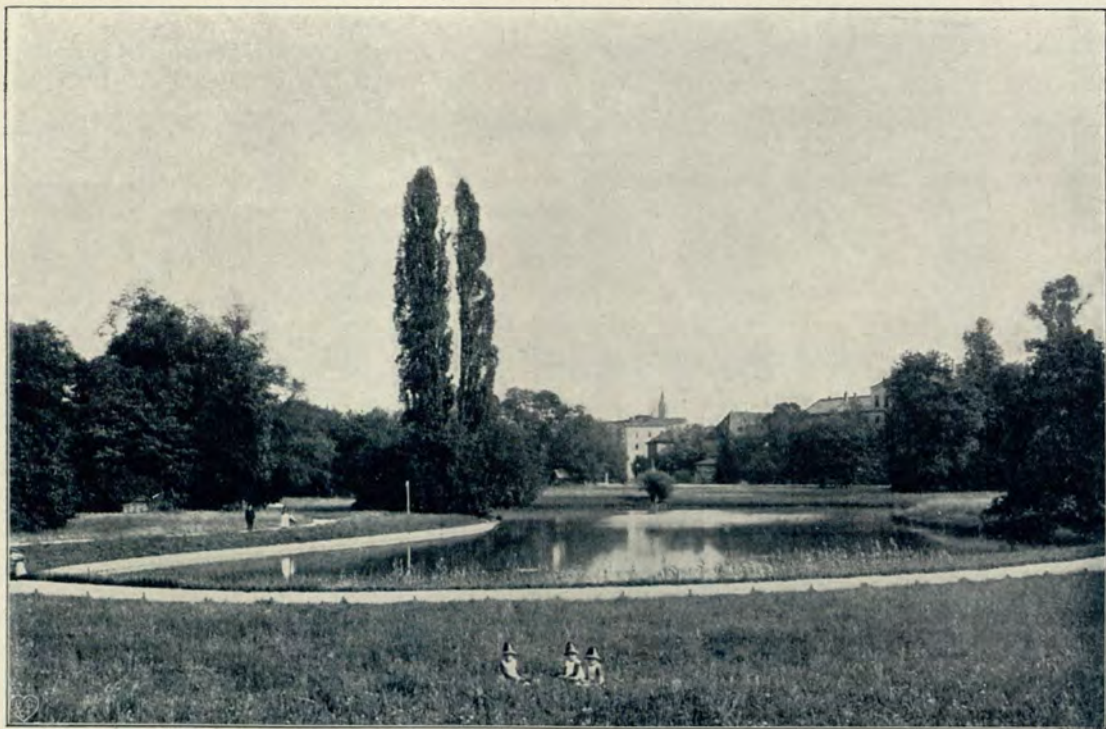
Großartig muß einst das Leben und Treiben auf diesen Messen gewesen sein! Nicht nur aus ganz Deutschland strömten alsdann die Kaufleute herbei; sie kamen auch aus den Nachbarländern, selbst von weit entlegenen Gegenden Europas. Die Handelsleute des Orients waren zu dieser Zeit ebenso sicher in Leipzig zu finden, wie diejenigen aus dem Innern Rußlands, ja selbst von den Grenzen Asiens. Fremde Trachten fesselten in jenen Tagen das Auge, und im bunten Völkergemisch erklangen die vielfältigsten Sprachen.

Schon wochenlang vorher bewegten sich auf den großen Straßen, die gen Leipzig führen, lange Züge von schwerbeladenen Wagen zur Messe. Das waren jene mächtigen Fuhrwerke, die wir zum Teil noch aus unserer frühesten Jugend her kennen, als nebenher auch schon die Eisenbahnen den großen Verkehr vermittelten, aber den älteren Beförderungsmitteln noch nicht so vollständig wie heute den Garauß gemacht hatten. „Bremer Wagen“ nannte man sie in den

Rheingegenden. Auf den Achsen hoher Räder ruhte der gewaltige Kasten dieser Fuhrwerke. Weitbogige Reifen überspannten dieselben und dienten zum Befestigen der Leinwand, die gegen Regen und Sonnenbrand Schutz bot. Unter dem Wagen schwankte in Ketten noch ein besonderer Behälter für behutsam zu befördernde Gegenstände. Vier schwere Pferde waren diesen Wagen vorgespannt, und häufig folgte noch ein fünftes zum Umwechselln und als Hilfe auf schwierigem Boden und bei Steigungen. Auf solchen und ähnlichen Fuhrwerken herbeigeschafft, sammelten sich alsdann zur Meßzeit die eingehenden Warenvorräte in Leipzig. Alle Speicher und Warenhäuser waren bis zum Biegen gefüllt. Die einheimischen Händler und Kaufleute hatten zum Teil ihre eigenen Häuser und Lager geräumt und gegen hohe Miete den Fremden, zur Messe Zugereisten, überlassen. In den sonst stillen Binnenhöfen, auf allen Märkten und Straßen herrschte ein reges Leben. Nicht nur die bestehenden Häuser, Schuppen und Speicher dienten zur Aufbewahrung der zum Kaufe ausgestellten Waren, sondern davor auf den Plätzen und auf manchen Straßen erhoben sich Gezelte und lange Reihen von Schaubuden für den Kleinhandel und mancherlei Lustbarkeiten. So wurde der mehr im Verborgenen sich abspielende Großhandel zugleich von einem bunten und ausgelassenen Jahrmarkts- und Kirmestreiben begleitet, wie es in diesem Umfang und mit diesem Leben keine zweite Stadt Deutschlands besessen haben mag. Und vollends erreichte nun all das seinen Höhepunkt, wenn dann zu Zeiten während der Messe auch der Hof von Dresden herübersiedelte, und ein prunkliebender und verschwenderischer Fürst, wie August der Starke, seine ausgelassenen Feste in dem ohnehin schon so trubelbewegten Leipzig feierte.

Das alles ist in neuerer Zeit ruhiger geworden, wenn auch noch heute die Messen eine große Umwandlung im Leben von Leipzig hervorrufen, noch immer zahllose Fremde in die Stadt locken und zugleich auch noch von dem vorhin geschilderten Jahrmaktsstreiben





Rosenthal bei Leipzig.





umgeben sind. Die Zeiten sind eben andere geworden. Die Eisenbahnen und das moderne Postwesen haben den Weltverkehr und das Handelsleben von Grund aus umgestaltet. Heute besuchen Geschäftsreisende mit ihrem Musterkasten die Kunden durch ganz Deutschland und Europa; Ansichtsendungen und Warenproben werden mit Leichtigkeit und geringen Kosten nach allen Enden hin versandt. Die Grundbedingung für den Besuch der Messen ist damit aufgehoben, und mit Ausnahme des Rauchwarengeschäfts, das wir später noch genauer kennen lernen werden, kann der heutige Großhandel dieselben leicht entbehren.

Troßdem sind auch die heutigen Messen als interessante Überbleibsel einer verflossenen Zeit noch immer sehenswert und auch jetzt noch nicht ohne hervorragende Bedeutung; allein ihr Rückgang vollzieht sich stetig, wenn auch langsam, von Jahr zu Jahr; selbstverständlich ohne daß der Leipziger Handel als solcher darunter litte. Auf anderen Bahnen spielt er sich nicht minder großartig ab, wie dazumal zur Glanzzeit der großen Messen.

Für zwei Arten des Großhandels nimmt Leipzig bis zum heutigen Tage eine ganz eigenartige Sonderstellung ein und wird darin von keinem anderen Platze — man kann wohl sagen: der Welt — erreicht oder gar überflügelt. Es sind dies der Buchhandel mit seinen Nebengewerben und das Rauch- oder Pelzwarengeschäft.

Bis gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts war Frankfurt am Main der Mittelpunkt des gesamten deutschen Buchhandels. Zu seinen Messen zogen die Buchhändler aus dem weiten Reiche und selbst aus den Nachbarländern. Von der genannten Zeit ab ging indes der Frankfurter Buchhandel, vornehmlich in Folge der streng ausgeübten belästigenden Zensur, mehr und mehr zurück, und Leipzig übernahm die Führerschaft, welche es bis auf den heutigen Tag behauptet.

Ganz eigenartig ist, wie gesagt, die Einrichtung dieses Handels-

zweiges, dessen Organisation von keinem anderen Lande der Welt erreicht wird. Die Mehrzahl all der zahllosen Bücherbestellungen, die alltäglich von den tausenden Sortimentebuchhandlungen Deutschlands und Oesterreichs aus erfolgen, nimmt ihren Weg über Leipzig. Hier werden in den zahlreichen größeren Kommissionsgeschäften die eingegangenen Bestellszettel alle Morgen sortiert. Die großen Kommissionsgeschäfte haben meist selbst ausgedehnte Niederlagen für die Erzeugnisse zahlreicher Verlagsfirmen. So lassen sich viele der Bestellungen gleich schon an Ort und Stelle ausführen. Durch weitläufige, mehrestöckige Gebäude, die oft ganze Straßenvierecke einnehmen, laufen auf Schienengeleisen kleine Wagen zum Transport der Bücher. In den Abteilungen der einzelnen Verlagshandlungen, die hier ihre Niederlagen besitzen, werden die bestellten Bücher gesammelt und zu den Packräumen geführt. Diejenigen Bestellungen welche sich auf Bücher aus Verlagsanstalten beziehen, die andere Kommissionäre in Leipzig haben, lassen sich gleichfalls schnell erledigen. Fuhrer oder Handwagen durchziehen die Stadt und schaffen das Gewünschte bald zusammen. Dann beginnt das Sortieren der Bücher nach den einzelnen Sortimentebuchhandlungen, und in größeren und kleineren Ballen und Paketen ist am Nachmittage die ganze Fülle der am Morgen eingegangenen Bestellungen zum Versand mit der Post oder Bahn bereit. Zahlreiche Kollwagen empfangen die Kasten, und oft bis zum späten Abend währet das regsame Treiben, um in geregelterm Gange sich am andern Morgen wieder zu erneuern. Nur der Sonntag bringt Ruhe auch für diesen Betrieb.

Bei der hohen Bedeutung des letzteren ist es auch für die Verlagsfirmen wertvoll, in Leipzig selbst zu wohnen, und in der That besitzt deren die Stadt eine große Anzahl. Manche dieser weltberühmten Geschäfte sind in Prachtbauten etabliert, die schon äußerlich dem staunenden Fremden die Größe und Bedeutung des deutschen Buchhandels vor Augen führen.



Naturgemäß hat der Buchhandel Leipzigs in der Stadt zahlreiche andere Gewerbe ins Leben gerufen, die ihm dienstbar sind oder sonstige Beziehungen mit ihm unterhalten. Hier bestehen viele Großdruckereien, in denen, durch Dampfkraft getrieben, oft zahlreiche der kunstvollsten, neuesten Maschinen in Thätigkeit sind. Hier besuchen wir Großbuchbindereien mit einer staunenswerten Leistungsfähigkeit und gleichfalls bedient durch die Kraft mächtiger Maschinen. Auch der Papierfabriken, von denen wir noch eine Menge in den oberen Erzgebirgsthälern antreffen werden, giebt's in Leipzig mehrere, und groß ist daneben die Zahl der Anstalten für die Vervielfältigung von Bildern aller Art, von xylographischen Instituten, Steindruckereien, Chromolithographien, Rotendruckereien, Schriftgießereien und anderen verwandten gewerblichen Betrieben.

Neben dem Buchhandel und den ihn begleitenden Gewerben ist, wie schon gesagt, vor allem das Rauchwarengeschäft in Leipzig bedeutend. Ja, in gewisser Hinsicht übertrifft es sogar noch den ersteren; denn dieser umfaßt vorwiegend doch nur Deutschland und die deutschen Gebiete der Nachbarländer und bildet für diese den Mittelpunkt; das Leipziger Rauchwarengeschäft dagegen hat nicht nur einen Weltruf, sondern erstreckt sich thatsächlich auch über die ganze Welt und wird von dem gleichen Handel keiner anderen Stadt des In- und Auslandes auch nur annähernd erreicht. Wenn in Nordamerika von einer Dame ein Pelz gekauft wird, der von einem Biber stammt, welcher denselben Weltteil bewohnt, — wenn in Rußland sich ein Herr einen Zobelpelz anschafft, der von einer Marderart des benachbarten Sibiriens herrührt, — man geht in beiden Fällen nicht fehl, anzunehmen, daß der betreffende Pelz vorher nach Leipzig gewandert war und von dort zurückbezogen worden ist. Leipzig ist nämlich der Stapelplatz für die Rauchwaren der ganzen Welt. Aber bevor wir die weitreichenden Beziehungen dieses Pelzhandels verfolgen, wollen wir zuvor den Geschäften und Lagerräumen in Leipzig selbst einen Besuch abstatten, in welchen

die riesigen und wertvollen Vorräte an Rohpelzen lagern, und welche die Kaufstätten für die hier zu Zeiten von allerwärts zusammenkommenden Kaufleute und Händler bilden. Eben wandern wir durch eine der wichtigsten und verkehrreichsten Straßen von Leipzig, über den berühmten „Brühl“, und sehen mit Erstaunen, wie hier fast in jedem Hause ein Pelzhändler wohnt oder ein Kürschner seine fertigen Waren hinter großen, blanken Schaufenstern zum Verkauf ausstellt. Neben wertvollen fertigen Pelzwaren zur Bekleidung und zum Besatz liegen billigere zur Ausfütterung; und etliche große Felle von Eisbären, Tigern, Leoparden und anderen Raubtieren hängen dazwischen als prunkvolle Schaustücke. So reiht sich Haus an Haus in dieser Straße. Noch fesselnder wird das Bild, wenn wir durch einen der düstern überwölbten Durchlässe schreiten und nun in einem geräumigen Binnenhofe stehen, der rings von hohen, mehrstöckigen Gebäuden umgeben ist. Die meisten derselben stammen aus dem vorigen Jahrhundert, manche von ihnen aus früherer Zeit, selbst noch aus dem Mittelalter. Krane mit Flaschenzügen über einzelnen Fensterlukern verraten die Bestimmung dieser Gebäude; sie dienen als Lagerräume für die Pelzwaren. Gewöhnlich herrscht Stille in diesen düsteren Binnenhöfen, die ein Hauch des Altertümlichen umweht. Das Ausklopfen der Pelze ist das einzige Geräusch, das hier den ganzen Tag erschallt. Zugleich ist das die wichtigste Beschäftigung in diesen Lagern; denn trotz Naphthalin und Kampfer sind die Feinde des Pelzwerks rastlos bei ihrem Zerstörungswerke, und das Klopfen und Walken des Rauchwerks bildet das einzig wirksame Schutzmittel gegen die gefräßigen Larven und Raupen der Insekten, besonders der Motten und des Speckkäfers. Wir durchwandern eine ganze Reihe von Lagerräumen verschiedener Firmen und sehen dabei Vorräte aufgespeichert, die einen Wert von Millionen darstellen. Manche Geschäfte bevorzugen gewisse Pelzwaren besonderer Art, andere verlegen sich nicht auf Specialitäten, sondern handeln mit allen Sorten.



Hier möge sich eine Schilderung von einem der größten unter den Leipziger Pelzgeschäften, die Weltruf besitzen, anschließen. Durch sauber gehaltene Räume wandeln wir dahin; hier stehen den Wänden entlang Reihen hoher Fässer, dort lagern bis zur Decke aufgeschichtet mächtige Ballen. Wieder in anderen Räumen sind umfangreiche Kisten aufgestapelt, und in allen hängen von den Balken der Decke vielfältige Bündel des verschiedenartigsten Pelzwerks herab. Eben schauen wir in einen geöffneten Ballen; er enthält Tausende von Fellen der amerikanischen Beutelratte, des Opossums, die als Futter Verwendung finden. Daneben liegt ein anderer, der die zusammengeschnürten wollhaarigen Häute des schwarzen, russischen Schafes umhüllt. Wieder andere Ballen umschließen die Bälge unseres einheimischen Hamsters, ein beliebtes Mantelfutter. Die Gegenden um den Harz liefern in erster Reihe diesen Artikel. In mächtigen Kisten oder Fässern lagern in anderen Räumen Unmengen von Pelzen des russischen und amerikanischen, grauen Eichhörnchens, deren Rücken- und Bauchseiten Futter von verschiedenem Werte abgeben. Fast gleich häufig sind die umgewendeten und beutelförmig aussehenden Felle der Bisam- oder Moschusratte vertreten, und die Bälge Tausender von Polarhasen und Eisfüchsen, deren Haare sich hübsch schwarz, bläulich oder grau färben lassen, vergrößern den Vorrat an billigerem Pelzwerk.

Doch nun betrachten wir uns die sorgfältig behandelten Bündel der feineren Sorten. In Massen eingeführt, begegnet uns da der Skunk, das Fell einer dem Stinktief verwandten amerikanischen Marderart. Ebenso gemein ist der „Schuppen“, der Pelz des allbekanntesten, possierlichen, nordamerikanischen Waschbärs. Aus dem gleichen Welttheile hierher gesandt, lagern mächtige Haufen von Fellen des Rot-, Silber- und Kreuzfuchses und des Wolfes, von denen die letzteren vorwiegend als Besatz von Kutschertragen Verwendung finden. In gleich großer Anzahl sind die Seehundpelze vertreten, von denen die besseren von den Tataren zum Besatz ihrer

Kaftane, die schlechteren zur Verarbeitung bei Schultornistern Verwendung finden. Und nun stehen wir vor den besten Waren. Hier lagern mächtige Bündel von Stein- und Edelmarderfellen aus Deutschland, aus Nordamerika und Nordasien; dort sehen wir in noch größeren Mengen den weißen Hermelin mit seiner eigentümlichen, schwarzen Schwanzspitze und den Kolinskis, ein hellgelbes Wiesel aus China. Daneben liegen Felle des Biber aus Nordamerika, des Vielfraß aus Norwegen, des Iltis aus Sibirien, verschiedener Bären und langhaariger Affen aus den tropischen Gegenden, besonders aus Indien und Brasilien. Vor allem fesseln uns die Vorräte an Zobelpelzen, von denen ein einziger oft seine 300 *M* kostet, und auch der sogenannte „Kamtschatkabiber“, die Seeotter des Behringsmeeres, erregt unser Interesse in hervorragendem Maße, weil hier oft ein einziges Fell einen Wert von 3- bis 4000 *M* vorstellt, und weil wegen seines Fanges in den nordischen Gewässern des stillen Ozeans mehr als einmal England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika in Fehde geraten sind, und heute noch dieses wertvolle Pelztier, gleich der Robbe, zu manchen Reibereien zwischen den genannten Staaten Anlaß bietet. Selbst die Vogelwelt fehlt nicht ganz in diesen Lagern; denn es entpuppt sich der Inhalt eines eben geöffneten Fasses als Brustbälge eines arktischen Pinguin, die als „Grèbes“ zum Besatz für Damenbaretts einen wichtigen Handelsartikel bilden. Die Felle der großen Raubtiere, wie Eisbären, Löwen, Tiger, Leoparden, Pumas, sind nicht so regelmäßig in den einzelnen Lagern vertreten, wohl aber bei der Gesamtheit der Geschäfte in zum Teil herrlichen Exemplaren anzutreffen; wir sahen u. a. das Fell eines riesigen Eisbären, der von einem der Teilnehmer der Nansenschen Fram-Expedition erlegt worden war. Seltsam mutet uns der Anblick all dieser verschiedenartigen Tierfelle an; er versetzt uns geistig in die arktischen Regionen, in die Eiszelt der Länderräume um den Pol, er führt uns in die Tundren und Birkenwäldungen Nord Sibiriens, in die Felsen-



wildniſſe Skandinaviens, in die Urwälder Nordamerikas und in die tropiſchen Zonen. Wir erinnern uns dabei des Grönländers, der in ſeinem Kajak das eisbedeckte Polarmeer durchſtreift, des Indianers und Trappers, der die Urwälder Nordamerikas durchzieht, des Samojeden und Tſchuktſchen, der der ruſſiſchen Verwaltung ſeine Steuer in Fellen abliefern oder mit ihnen europäiſche Waren eintauſcht; wir gedenken der Stämme Südamerikas, die das Wild mit vergifteten Pfeilen erlegen; des modernen Jägers civiliſirter Staaten, dem die vorzüglichen Waffen der Neuzeit zur Verfügung ſtehen. Und daneben fallen uns alle die verſchiedenen Fangarten ein, mit denen der Menſch durch Fallenſtellen und Schlingenlegen, unter Aufwand ſeiner ganzen Liſt und Schlaueit ſeine Opfer in ſeine Gewalt zu bringen verſteht. Mit Bedauern gedenken wir aber auch zugleich derjenigen Tiere, die auf die Dauer nicht mehr im ſtande ſind, dieſen fortgeſetzten Verfolgungen ſtandzuhalten und unaufhaltſam der Ausrottung entgegengehen, wie z. B. die großen Robben und Biber — der gefährlichen Raubtiere, deren Verſchwinden weniger beklagenswert iſt, gar nicht einmal zu gedenken. Aus den Händen der Eingeborenen und Jäger gelangen die Felle der erlegten Tiere zuerſt in den Beſitz herumziehender, kleiner Händler, oder erſtere liefern die Pelze den Faktoreien ab, welche die großen Fang- und Handelsgesellſchaften in den an Pelztieren reichen Gegenden, namentlich in Nordamerika, unterhalten. Die angehäuften Borräte kommen dann auf großartigen Verſteigerungen zum Verkaufe. In erſter Reihe ſind hier die Auktionen von London und Kopenhagen zu nennen, wo die Mehrzahl des Pelzwerkes von Nordamerika, beziehungsweiſe von Norwegen, Grönland und den anderen arktiſchen Gebieten zum Ausgebot kommt. Aber auch die Meſſe von Niſchnei-Nowgorod, auf der das durch den Zwiſchenhandel von Irbit und Kiachta in Sibirien aus dieſem Lande und aus Nordchina zuſammengekommene Pelzwerk umgeſetzt wird, iſt von großartiger Bedeutung. An all



diesen Orten sind zur Zeit der Messen und Auktionen Leipziger Rauchwarenhändler als Käufer oder auch wohl, wie in Nischnei-Nowgorod, als Verkäufer anwesend. So strömt ein großer Teil des Pelzwerkes der ganzen Welt in Leipzig zusammen und gelangt bei Gelegenheit der Oster- und zum Teil auch der Michaelismesse dort zum Verkaufe. Im allgemeinen haben sich, wie bekannt, die Messen und Jahrmärkte überlebt, sie passen nicht mehr recht hinein in unsere moderne Zeit mit ihrem erleichterten Verkehr. Beim Rauchwarenhandel dagegen ist ihre alte Bedeutung gewahrt geblieben, weil hier keine Mustersendungen gemacht werden können, weil hier der Käufer gewissermaßen jedes einzelne Stück einer genauen Prüfung unterziehen muß. So sind denn Tausende von Käufern zur Zeit der Messe in Leipzig anwesend. Da hört man Leute in allen möglichen Sprachen reden. Da fehlen neben den Engländern, Amerikanern, Canadianern, Russen und Romanen auch die Orientalen nicht. Auf den Tischen in den Lagerräumen und Kontoren sitzen Türken, Armenier, Griechen und Tataren, zum Teil noch in ihren Volkstrachten, und den polnischen Juden mit ihren Schläfenlocken, in ihren langen unsaubereren Kaftanen begegnet man auf Schritt und Tritt. Das ganze eigenartige Handelstreiben, das bunte Völkergemisch, der vielsprachige Verkehr, das Feilschen und Handeln, das der Reisende von den Märkten und Bazaren des Orients her kennt, überrascht ihn nun hier in der deutschen Stadt.

Während in Leipzig selbst vorwiegend nur die Pelzlager sich befinden und der Handelsumsatz sich vollzieht, werden in einigen Nachbarorten die Felle verarbeitet, zugerichtet und gefärbt. Vor allem sind da Markranstädt und Lindenau zu nennen. Bedeutende Gewerbe dieser Art finden sich ferner in Weißenfels bei Naumburg. Es ist von Interesse, mit anzuschauen, wie hier die Rohfelle durch die verschiedenartigsten Vorgänge zu den vielfältigsten Konfektionsartikeln und den mannigfachsten Formen des Rauchwerks um-





Mendelbrunnen und Theater in Leipzig.





gestaltet werden. So sehen wir — um nur ein Beispiel herauszugreifen — wie aus dem unschönen, ruppigen Felle einer virginischen Otter durch Ausrupfen der langen Grannenhaare, durch Färben und andere Behandlung schließlich ein feiner, kurzhaariger, glänzender Wollpelz hergestellt wird, der dem ursprünglichen Balg des Tieres in keiner Weise mehr ähnlich sieht.

Der Raum verbietet uns, weiter auf Einzelheiten dieses eigenartigen Gewerbes und Handels einzugehen. Erwähnen wollen wir nur, daß das Rauchwarengeschäft von Leipzig ungefähr 75 Prozent von dem ganz Europas umfaßt, daß die Stadt alljährlich eine Pelzzufuhr im Werte von etwa 30 Millionen Mark aufweist, daß also die Mehrzahl aller pelztragenden Tiere des Erdkreises hier im wahren Sinne des Wortes ihre Haut zu Markte trägt. Erfreulich aber ist es für den deutschen Besucher, daß es eine vaterländische Stadt ist, die auch auf diesem Gebiete tonangebend ist und allen andern Plätzen der Welt den Rang abläuft.



## VIII.

### Über Zwickau auf den Kamm des Erzgebirges.

**A**uch der Besuch und die Betrachtung der schönsten Städte ermüdet auf die Dauer, man sehnt sich hinaus in die freie Natur. Nicht lange widerstehen auch wir dieser Lockung. Leipzig liegt hinter uns; durchs Thal der Pleiße führt uns die Reise aufwärts. Aber jetzt hängen wir nicht den Schlächterinnerungen nach, die sich an diese Gefilde knüpfen; jetzt ergötzen wir uns nur an den Reizen der lachenden Landschaft, an dem fatten Wiesengrün der feuchten Gründe, an den Kraftgestalten der ehrwürdigen Eichen in den schattigen Forsten, an den fleißig bestellten Fluren und wohlgepflegten Obstgärten, welche die zahlreichen Dörfer der Landschaft umgeben. Mehr und mehr gewinnt das Ackerland die Vorherrschaft, seine geregelten Linien durchschneiden die Gegend so weit das Auge reicht.

So kommen wir ins Altenburger Ländchen, dessen Hauptstadt von einem alten herzoglichen Schlosse überragt wird, das den Gipfel eines steilen Porphyrfelsens krönt. Die Geschichte des sächsischen Prinzenraubes ist mit dieser Burg verwoben, und auch an das Städtchen selbst knüpfen sich zahlreiche geschichtliche Erinnerungen.



Wir reisen weiter, dem Gebirge zu. Schon schwingt sich das Land zu bedeutenderen Hügeln an, in tieferen Faltungen ziehen die Gewässer hin, und wir sind bereits ziemlich emporgestiegen, ohne uns dessen recht bewußt zu werden.

Bei Zwickau künden zahlreiche Fabrikschlote die bedeutende Industrie des Ortes an; große Spinnereien, Tuchfabriken und Färbereien haben hier ihren Sitz. Aber wir verlassen bald darauf die hier schon recht kleine Pleiße, deren Quellen nur wenige Kilometer weiter aufwärts liegen, und überschreiten eine östlich von ihrem Thale gelegene Bodenanschwellung von sanften Formen, aber nicht unbedeutender Erhebung. Sobald wir ihre höchsten Punkte erreicht haben, erblickt man südostwärts bereits bedeutendere Bergzüge des Erzgebirges, vor uns aber schweift eine flache, tief und stundenweit sich hinziehende Thalmulde aus, auf deren Boden die Zwickauer Mulde hinfließt, während ein weithin zerstreuter Wald von Schornsteinen uns den Eintritt in den südöstlichen Teil des großen sächsischen Kohlenbeckens und seiner Industrien verrät, dessen Nordostflügel wir bereits in der Gegend von Chemnitz besuchten.

Zwickau bietet nicht viel Fesselndes für den fremden Besucher und ladet denjenigen, der nur als Naturfreund die Lande durchstreift, kaum zu längerem Aufenthalte. Dem Geologen giebt das umliegende Gebiet schon dankbareren Stoff. Sowohl in früheren Abschnitten dieses Buches, wie bei dem Besuche des ober-schlesischen Kohlengebietes in dem Bande „Von der Tatra bis zur Sächsischen Schweiz“ lernten wir mancherlei Erscheinungen des Kohlenbergbaues und die grundlegenden Verhältnisse der Kohlenformation kennen\*). Nur insoweit müssen wir auch bei dem Zwickauer Bergbau verweilen, als er Besonderheiten gegenüber dem anderer Landschaften aufweist und seine eigene Geschichte besitzt. Die Kohlenfelder der Zwickauer

\*) Besondere Schilderungen aus dem Zechenleben finden sich in dem Abschnitte „Auf den Zechen des Ruhrgebietes“ in des Verfassers „Rheinischem Wanderbuch“.

Gegend sind weitaus die flözreichsten und ergiebigsten dieser ganzen Kohlenmulde, nirgend sonstwo in diesem Gebiete findet zugleich ein so reger und mächtiger Abbau derselben statt. Wenn man heute über den schier unberechenbaren Wert dieser Lager nachdenkt und das rege industrielle Leben erblickt, das sich auf diesem Gebiete infolge des Kohlenvorkommens abspielt, so möchte es uns fast Wunder nehmen, daß diese Schätze so lange unbekannt geblieben sind und selbst nach ihrer Entdeckung noch lange Zeit ziemlich brach gelegen haben. Die zum Teil hochentwickelten Gewerbe Zwickaus im Mittelalter haben nur in geringem Maße die Steinkohlen verwandt, trotzdem deren Benutzung, wie urkundlich festgestellt ist, in die Mitte des 14. Jahrhunderts zurückreicht. Im 16. Jahrhundert wurden zwar in der Zwickauer Gegend schon ziemlich allgemein Kohlen gefördert, allein selbst damals übte dieser Betrieb keinen einschneidenden Einfluß auf die übrigen Gewerbe aus. Manche Vorurteile knüpften sich sogar an die Verwendung der Steinkohlen, denen man unter anderem einen gesundheitschädlichen Einfluß bei ihrer Verbrennung im Gegensatz zum Holze zuschrieb.

Der Holzreichtum des Erzgebirges mochte auch in erster Reihe die Ursache sein, daß der ganze Kohlenbergbau im Mittelalter sich nicht über kümmerliche Anfänge hinaus entwickelte. Allein neben diesem Wettbewerb kamen andere Momente zur Geltung, welche diesen Betrieb hemmten. Dem kleinlichen und vielfach engherzigen Geiste des Mittelalters entsprechend, der gerne Schranken setzte und mit vielfältigen Vorschriften und Verordnungen so oft die Entwicklung von Handel und Gewerbe störend beeinflusste, hatte auch der Zwickauer Kohlenbergbau sehr unter dem Drucke der damals maßgebenden Gesetze und Verordnungen zu leiden. So durften die Abnehmer der Kohlen ihren Bedarf nicht etwa beliebig bei den einzelnen Grubenbesitzern decken, sondern mußten dieselben von demjenigen beziehen, der jeweilig mit seinem Verkaufe und zwar mit einer bestimmten Wagenzahl an der Reihe war. Erst wenn letzterer sein



vorgeschriebenes Maß abgesetzt hatte, kam die Reihe an den folgenden. Dazu hatten die Handwerker und Gewerbetreibenden von Zwickau und einigen anderen Orten der Landschaft noch besondere Vorrechte zu beanspruchen. Ihnen mußten die Grubenbesitzer die Kohlen zu besonderen Vorzugspreisen und obendrein noch frei ans Haus liefern. Zum Teil wurden diese lästigen und hemmenden Bestimmungen der „Reihe-“ und „Fuhrladung“ erst in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts aufgehoben. Eine wichtige Förderung aber erfuhr im übrigen das Bechenwesen Zwickaus schon im 18. Jahrhundert, wo namentlich unter Friedrich August II. seitens der Regierung verschiedene Gesetze erlassen wurden, welche auf die Hebung dieses Gewerbes hinzielten.

Der großartige Aufschwung des Betriebes aber erfolgte erst gegen die Mitte dieses Jahrhunderts. Besonders die Anwendung der Dampfmaschine brachte hier eine vollständige Umwälzung zu Wege. Einesteils wurde es erst mit ihrer Hilfe möglich, unter Anwendung mächtiger Pumpwerke der in die Gruben einströmenden Wassermassen Herr zu werden, mit denen vorher ein oft aussichtsloser, jedenfalls aber schwieriger Kampf geführt worden war; anderenteils bedingte die Speisung der alljährlich sich vermehrenden Maschinen eine früher ungeahnte Nachfrage nach Brennmaterial, die auch der größte Holzreichtum eines Landes auf die Dauer nicht zu decken vermocht hätte. In wenigen Jahrzehnten steigerte sich die Ausbeute in diesem Kohlengebiete in einer ungeahnten Weise, und heute steht dieselbe unter den Bechengebieten Sachsens in erster Reihe.

Großartig ist das Absatzgebiet der in der Zwickauer Gegend gewonnenen Steinkohlen. Letztere versorgt einen großen Teil des Königreiches und der Provinz Sachsen mit Brennmaterial. Die Zwickauer Kohlen gehen zu den dicht gesäeten Industrieorten des östlichen und mittleren Erzgebirges, sie gelangen ins Vogtland und bis weit hinein nach Thüringen. Die Städte der nördlich vorgelagerten Ebene, wie Leipzig, Halle und Berlin decken damit ganz

oder teilweise ihren Bedarf. Lange Güterzüge führen sie durchs Bogtland und über Hof in die oberen Maingegenden und weit hinein in das Innere von Bayern. Ein Teil gelangt auf den Bahnen, die das Erzgebirge überklettern, auch in die nördlichen Landschaften Böhmens, wo diese Zwickauer Kohlen in Wettbewerb mit den Braunkohlen treten, welche das große Tertiärbecken von Teplitz, Dux und Brüx am Südsichange des Erzgebirges liefert.

Eine fesselnde, aber für den Kohlenbergbau wenig erfreuliche Erscheinung in der Geschichte desselben sind die großen Kohlenbrände in der Zwickauer Gegend, von denen einige mit Unterbrechungen jahrhundertlang andauert haben. Berühmt geworden sind besonders die Erdbrände zwischen Gainsdorf und Planitz, deren Entstehung wohl bis in den Anfang des 15. Jahrhunderts zurückreicht, und die erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts erloschen sind. Im 30jährigen Kriege wurden einzelne Schachte in böswilliger Absicht von kaiserlichen Truppen wieder angezündet, und trotz der vielfältigsten Gegenmittel und der kostspieligsten Absperrungsarbeiten brannten diese Flöze während des ganzen 18. Jahrhunderts und zum Teil noch während des 19. Jahrhunderts im Innern der Erde weiter. Gleichwie bei der Wirkung thätiger Vulkane vollzogen sich bei diesem Vorgange an den Brandstätten wunderliche Veränderungen: die Steinkohle verkohlte, und die anstoßenden Gesteine wurden oft in der seltsamsten Weise verändert. Auch an der Oberfläche der Erde wurde infolge der ausströmenden Hitze das Pflanzenleben beeinflusst, ja, mit Erfolg wurden sogar eine Zeit lang große, auf diesem Gebiete errichtete Treibhäuser lediglich durch diese Wärme geheizt.

Neben dem Zechenwesen hat sich in und um Zwickau eine große Industrie herausgebildet, welcher der billige Bezug des Brennmaterials in erster Reihe die Existenzbedingung gewährt. Aber nicht wie in manchen anderen Industrieorten sind es nur einzelne, durch die besonderen Verhältnisse des Ortes oder der



Gegend bedingte Arten des Großgewerbes, die hier thätig sind; vielmehr hat die Industrie von Zwickau und seinen großen Vor- und Nachbarorten ein sehr buntes Gepräge, und verschiedene Fabriken der Textil- und keramischen Branche bestehen hier neben chemischen Fabriken, Eisenwerken und anderen Betrieben.

Wer heute die Umgebung von Zwickau durchstreift, über die schönen Promenaden wandert, welche im Bereiche der alten Festungswerke die Stadt umgürten, wer dann das große industrielle Leben der Stadt in Augenschein nimmt, die Scharen der Arbeiter, die weitläufigen Fabrikgebäude, die rauchenden Schornsteine und daneben wieder die stattlichen Wohnungen reich gewordener Grundbesitzer und Fabrikherren erblickt, der könnte fast vergessen, daß Zwickau nicht nur Industrieort ist, sondern daß die Stadt zugleich eine große und denkwürdige Vergangenheit hinter sich hat. Aus der Sorbenzeit herrührend, war Zwickau schon im 11. Jahrhundert eine reichsunmittelbare Stadt. Von Kaiser Friedrich II. erhielt sie dann später der Markgraf Heinrich der Erlauchte von Meissen, und bedeutungsvoll tritt sie auch noch später wiederholt in der Geschichte auf.

Zwickau lag an der großen Straße von Leipzig nach Nürnberg, von Nord- nach Süddeutschland; dies förderte die Blüte von Handel und Gewerben, die früh schon in Zwickau regsam betrieben wurden. Berühmt waren besonders im sächsischen Lande und weiter hinaus die Messerschmiede und Tuchmacher der Stadt. Schon im 14. Jahrhundert erlebte so Zwickau eine Blüteperiode; dieselbe steigerte sich, als gegen Ende des 15. Jahrhunderts die reichen Silbererzlager von Schneeberg erschlossen wurden. Angehörige der Zwickauer Geschlechterfamilien waren zum Teil Besitzer der dortigen Gruben, deren Erze vielfach wieder in Zwickau verhüttet wurden.

Mit dem Schmalkaldischen Kriege in der Mitte des 16. Jahrhunderts beginnt der Rückschlag, und der 30jährige Krieg vervollständigte denselben. Er brachte die frühere Einwohnerzahl von

12 000 auf ein Drittel herab, und seine verderblichen Nachwirkungen sind selbst bis in dieses Jahrhundert hinein zu verfolgen, wo dann endlich der neue, vorhin erwähnte Aufschwung aller Gewerbe die lang andauernden kümmerlichen Zeiten ablöste.

Im Innern der Stadt ist glücklicherweise noch manches erhalten, was an die frühere Zeit erinnert. Hier schauen noch zahlreiche altertümliche Häuser mit mächtigen Giebeln, mit hohen, steil emporwachsenden Dächern und schweren Thorbogen auf den Wanderer herab und versetzen uns in ihre Entstehungszeit, das 15. und 16. Jahrhundert zurück. Ein ganz besonders ansprechendes Bild dieser Art bietet der Marktplatz mit seinen altertümlichen Bauten, unter denen das Rathhaus und Gewandhaus hervorragen. Fesselnd ist auch der Besuch der schönen, spätgotischen Marienkirche, in deren hohen, feierlichen Hallen leicht aufstrebende, schlanke Säulen das kunstvolle Gewölbe mit seinen netzförmig sich kreuzenden Rippen tragen. Ein sehenswerter Flügelaltar, mit wertvollen Gemälden und Schnitzereien, kunstvolle Glasmalereien und mehrere Grabmäler mit reichem, ornamentalem Schmuck geben hier zugleich dem Besucher ein Bild sowohl von dem Kunstsinne, wie von dem Reichtume der Stadt im 15. Jahrhundert. Berühmt unter den Anstalten Zwickaus ist dann noch das alte Gymnasium mit seiner reichen Bibliothek, dessen Leitung eine Zeit lang in den Händen Agricolas ruhte. Viel genannt ist die Stadt auch in der Zeit der Reformation, deren Ereignisse sich hier gerade besonders lebhaft abspielten. Für den Freund der Musik aber erhält Zwickau eine besondere Weihe dadurch, daß in seinen Mauern Robert Schumann, der gottbegnadete Tondichter, geboren wurde.

Vor unserer Weiterreise werfen wir noch einen Blick auf die Umgebung der Stadt. Der Ort selbst liegt zum größten Teil auf dem linken Ufer der Mulde, die hier ein breites und flaches Thal durchfließt. Nur gegen Osten erhebt sich aus dieser Senkung eine Steilwand von unbedeutender Höhe, über der wieder wellenförmiges





Der Henkersteg in Nürnberg.





Hügelland beginnt. Am Fuße dieses Ostrandcs nimmt der Fluß seinen Weg und macht die Erweiterung der Stadt in dieser Richtung unmöglich. So weit das Auge über diese Thallandschaft hinschaut, begegnen ihm fruchtbare Gefilde, grüne Wiesen und wohlbestelltes Ackerland. Große und wohlhabende Dörfer schließen sich zum Theil an die Vororte der Stadt an. Über und unter der Erde gewinnt hier der Mensch wertvolle Erzeugnisse. An reichen Grundbesitzern fehlt es nicht; und wenn auch das Leben der Zechenarbeiter noch nicht gerade ein beneidenswertes ist, so giebt doch auch der Bergbau Tausenden einen gesicherten Lebensunterhalt.

Schöne Landstraßen, zahlreiche Bahulinien durchschneiden nach allen Richtungen hin das Land. Große Pachtböfe liegen stattlich inmitten der umgebenden Gefilde. Daneben erblickt man in den Dörfern die kleineren Wohnungen weniger bemittelter Bauern, die neben der Bestellung ihrer Acker das Gewerbe der Strumpfwirkerei, der Leinen- oder Wollweberei betreiben. Die meisten Wohnungen machen trotz der Dürftigkeit ihrer Bewohner einen freundlichen Eindruck; sie sind weiß getüncht, zeigen schwarzes Balkengefüge und tragen solide, schwarze Schieferdächer.

An einem Frühmorgen stehen wir in Zwickau zur Weiterfahrt ins Gebirge gerüstet. Gleich vor der Stadt schon empfängt uns ein charakteristisches Bild dieser Landschaft. Auf den Wiesen des Thales liegen weiße Nebelstreifen, aber darüber hin ziehen lange Bänder dunklen Rauchs, der den Schornsteinen der Fabriken entquillt. Gleich schwarzen Stratuswolken überziehen sie das Firmament, und mit düster rotem Scheine bricht die Morgen Sonne durch ihre Massen. Ringsherum liegen jetzt die Zechen mit ihren plumphen Schachttürmen und hohen Kaminen. Daneben erheben sich die Gebäude großartiger Eisenwerke, aus denen viel Lärm und Getöse erschallt, und deren Schlackenbänne die Ufer der Mulde beengen.

Auf allen Wegen und Stegen kommen die Grubenarbeiter mit ihren geschwärzten Gesichtern. Es ist eben Schichtwechsel, und jeder

trägt in einem zinnernen Gefäße gekochten Kaffee als bestes Mittel gegen den Durst zu seiner Arbeitsstätte. Auch Scharen von jungen Mädchen ziehen vorüber. Es sind Fabrikarbeiterinnen, die zu den Spinnereien und Webereien eilen, in denen bald die Arbeit beginnt. Die meisten dieser Arbeiterinnen sind reinlich gekleidet, alle tragen am Arm ein kleines Körbchen oder lebernes Handtäschchen, welches das Frühstück und oft auch schon das Mittagessen enthält. Die Zwickauer Mulde zieht als kleines, aber schnelles Flüsschen durch diese Thallandschaft. Ihr Wasser leistet wichtige und vielfache Dienste all den hier bestehenden gewerblichen Anlagen. Hier liefert es, an rauschenden Wehren abgeleitet, die treibende Kraft den verschiedenen Fabriken, dort leistet es andere Dienste in den Färbereien, Bleichereien und Papierfabriken, die das Muldethal auf dieser Strecke besiedeln.

In der Gegend von Stein wird das Thal enger und wilder; die gewerblichen Anlagen sind selten geworden; nur findet sich hier und dort, vereinsamt noch eine Papiermühle im stillen Grunde, die das Holz verarbeitet, welches die umliegenden Waldungen und das nahe Böhmen liefern. Bald umgiebt uns nun der geheimnisvolle Zauber großer, dunkler Forste, welche Reh- und Edelwild in stattlicher Menge beherbergen. Alle Berge sind von dem dichten Waldmantel ganz umhüllt, und an den steilen Gehängen klimmen Laubbäume und Nadelhölzer von den stolzen Höhen bis zu den Ufern des rauschenden Baches herab, den ihre Wipfel beschatten.

Vermehrt wird der natürliche Zauber dieser Landschaft durch romantische Erinnerungen, die sich an dieses Waldgebiet ketten. Hier liegt ein Teil des Schauplatzes des berühmten sächsischen Prinzenraubes, bei dem im 15. Jahrhundert noch einmal das Mittelalter mit seiner verwegenen Gewaltthat und seiner grimmigen Vergeltung wie in den schlimmsten Zeiten des Faustrechtes in die Erscheinung tritt.

Der Ritter Kunz von Rauffungen hatte dem Kurfürsten



Friedrich dem Sanftmütigen wichtige Kriegsdienste geleistet. Die Belohnung, die hernach der Herrscher ihm zu teil werden ließ, erschien ihm zu gering, und als seine ungestümen Drohungen nichts halfen, raubte er mit Hilfe einiger verwegener Spießgesellen in einer Nacht die beiden 12- und 14jährigen Söhne des Kurfürsten aus dessen festem Schlosse in Altenburg. Nachdem der freche Anschlag gelungen, trennte sich der Haufe in zwei Gruppen, um desto leichter die böhmische Grenze zu erreichen. Von seinem Schlosse in Böhmen aus wollte dann Kunz, nachdem er die Söhne des Fürsten als Geiseln in seinem Besitze hatte, von dem letzteren durch Erpressung die Erfüllung seiner Forderungen erzwingen. Aber so weit sollte es nicht kommen. In den Waldungen des oberen Muldethales, die wir soeben kennen lernten, wurde der eine der Prinzen von einem Köhler erkannt; und dieser, der von dem Raube bereits Kunde erhalten, bezwang mit Hilfe seiner Gesellen den Ritter Kunz samt seinem Helfershelfer, prügelte sie weidlich durch und brachte sie dann gefangen an den kurfürstlichen Hof. Auch die anderen befreundeten Ritter Kunzens gelangten mit dem Opfer ihres Raubes nicht über die Grenze. Aber unter der Drohung, den Prinzen zu töten, wenn ihnen nicht Straflosigkeit zugesichert werde, entgingen sie, nachdem ersterer dem Amtshauptmann ausgeliefert worden, dem Verderben und entwichen straflos nach Böhmen. In einem verlassenem Bergwerkstollen beim Schlosse Stein, am rechten Muldeufer, jetzt die Prinzenhöhle genannt, weilten die Entführer mit dem älteren Sohne und führten die Unterhandlungen zu dessen Herausgabe.

Welche Strafe hernach den Ritter Kunz von Rauffungen traf, haben wir bereits beim Besuche Freibergs gehört, wo er auf dem Marktplatze vor dem Rathause enthauptet wurde; einen Bruder von ihm, der Mitwisser war, traf dasselbe Schicksal. Am schlimmsten aber erging es einem Küchenjungen in kurfürstlichen Diensten, der insgeheim dem Ritter Kunz Meldungen aus dem Schlosse zur Vorbereitung des Anschlags hatte zukommen lassen; in echt mittel-

alterlicher Grausamkeit wurde er in Zwickau zuerst mit glühenden Zangen gezwickt und dann gevierteilt.

Sehr im Gegensatz zu diesen Erinnerungen aus dem Mittelalter stehen die Eindrücke der Neuzeit, die man hier aus dem oberen Muldethale empfängt. Durch den stillen Thalgrund faust donnernd die Eisenbahn, die den Verkehr von Zwickau nach Aue und weiterhin nach Annaberg und Markneukirchen vermittelt. Eben werden großartige Veränderungen und Abkürzungen auf der Strecke vorgenommen; auf neuen Brücken und Dämmen wird die Bahn hingeführt; es gilt der Herstellung des Unterbaues für eine neue Schnellzugslinie von Berlin, Leipzig und Zwickau über Johanngeorgenstadt direkt nach Karlsbad. Auch am Bahnhof in Aue, wo die Eisenbahn sich verzweigt, herrscht ein reges Leben, dessen Beobachtung wir uns widmen, bis unser Zug in der Richtung auf Annaberg abdampft. Die Eisenbahn verläßt hier das Muldethal, durch welches die Linie nach Markneukirchen und Plauen hinauf führt; im Thale des Schwarzwassers windet sie sich empor. Die Landschaft nimmt nun ausgesprochenen Gebirgscharakter an. Im bewaldeten Grunde fließt der schäumende Bach dahin. Das gewerbliche Leben ist aber auch hier oben noch nicht verschwunden. In dem Hauptthale und in den Seitenthälern liegen betriebsame Orte. Zweiglinien führen durch südwärts sich öffnende Seitenthäler nach Johanngeorgenstadt und Rittersgrün am Fuße des Hauptkammes des Erzgebirges. Die Hauptstrecke nach Annaberg geht aus dem Thale des Schwarzwassers in das der Pöhle und von ihm in den Wiesengrund der Mittweida. In einem hohen und kühnen Viadukt, welcher die Schlußstrecke einer mächtigen Schleife bildet, überbrückt die Eisenbahn das Thal. In schwindelnder Tiefe liegen unten am Bache die Holzschleifereien, welche den Stoff für die Papierfabriken liefern. Hübsche, weiße Bauernhäuser mit glänzend schwarzen Schieferdächern stehen inmitten der grünen Thalwiesen, die von ernstern Tannenwäldern wirkungsvoll umgrenzt sind.



In mächtiger Steigung feucht die Maschine des Zuges empor. Immer weiter und freier wird der Ausblick. Über belaubte Höhenzüge, über vielgestaltete Waldbrücken und Thalgründe schaut man nordwärts ins ferne Land hinaus. Die gewaltige Ausdehnung des Erzgebirges in dieser Richtung wird hier dem Beschauer offenbar. Nach der anderen Seite werden nun auch einige der bedeutenderen Gipfel des Gebirges sichtbar, obwohl dieselben noch nicht dem Hauptkamme angehören. Der tannenbewachsene, dunkle Scheibenberg ragt über die grünen Wiesen und Fluren empor, welche sich um den gleichnamigen, schön- und freigelegenen Ort ausdehnen. Auch der Pöhlberg bei Annaberg grüßt mit seinem von einem Aussichtsturme gekrönten Gipfel von Osten herüber.

Zuweilen unterbrechen jetzt auch Strecken von Ödland die bebauten Striche. Rötliches Heidekraut und gelbes, dürres Berggras umkleiden manche Kluppen. Um die Waldränder zieht das blühende Weidenröslein einen rötlichen Schimmer. Schneezäune, aus jungen Tannenbäumchen gebildet, schützen streckenweise den Bahnkörper vor Verwehungen während der schneereichen Wintermonate.

Bei Schlettau und Buchholz sind wir bereits mitten im Bezirke des berühmten erzgebirgischen Spitzenklopfels und des Posamentiergewerbes angelangt, über die im folgenden Abschnitte noch einige Worte gesagt werden müssen. Wir streben jetzt zunächst den höchsten Strichen und Gipfeln des Gebirges entgegen, denen wir uns bereits bis auf wenige Stunden genähert haben. Eine Zweigbahn führt von Buchholz durchs oberste Pichopauthal aufwärts nach Cranzahl, und von dort geht eine neueröffnete Schmalspurlinie als echte und interessante Gebirgsbahn bis nach Oberwiesenthal auf die Höhe des Kammes, mitten zwischen die Hauptgipfel, den Keilberg und den Fichtelberg.

Es war eine seltsame Fahrt von Cranzahl hinauf ins Gebirge. Am selben Tage war diese Bahn dem Verkehr übergeben worden,

unser Zug war der erste, welcher Jahrgäste hinauf gen Oberwiesenthal brachte. Noch war das Erscheinen des ersten, lange erhofften Personenzuges ein Ereignis für die Bewohner. In hellen Scharen standen sie an allen Übergängen und gruppenweise vor allen Häusern. Auch die Jahrgäste waren in gehobener Stimmung, winkten und schwenkten die Mützen und Tücher und ließen sich von den gaffenden Landleuten bewundern und beneiden. Barfüßige Kinder standen auf Wiesen und Pfaden bereit, um einen kleinen Wettlauf mit dem langsam aufwärts keuchenden Dampfroß aufzunehmen, und selbst die Haustiere schienen von der allgemeinen Erregung mit ergriffen zu sein. Hühner und Enten flogen flatternden Fluges mit großem Geschrei, und Hunde hekten sich vielfach bellend neben dem Zuge ab. Manche Häuser in den Ortschaften hatten Flaggenschmuck angelegt, und die schlichten Bahnhöfe waren mit Fähnchen und Guirlanden herausgeputzt. Der Einbruch dieses geräuschvollen Vorkämpfers der neuesten Kultur in die stillen Hochthäler erfolgte jedenfalls mit dem nötigen äußeren Effekt.

Im übrigen lag ein friedlicher Zug über der Landschaft. Weite Wiesen bedeckten den Thalgrund, der bereits deutlich die Merkmale bedeutender Höhenlage verriet. Auch die Wälder, welche die umgebenden Berge umhüllten, zeigten dieselbe Erscheinung. Die zerstreuten Wohnungen im Thale trugen gleichfalls schon echten Gebirgscharakter, und besonders das Schieferdach war meist durch eine Bedachung von Stroh oder Schindeln abgelöst.

Der kleine Bach neben uns ist bereits der Grenzfluß nach Böhmen hin, dort sehen wir eben einen Zug der Linie Annaberg-Romotau seine weißen Dampfballen vor den dunklen Waldungen emporfenden, welche die Abhänge des Preßnitzer Spitzberges umgeben. Ein freundschaftliches Verhältnis herrscht zwischen den Bewohnern der Orte diesseits und jenseits der Grenze. Des gleichen kerndeutschen Stammes sind sie beide, und die Freundschaft zwischen den verbündeten Staaten Deutschland und Oesterreich geht heute so



weit, daß häufig benachbarte Orte hüben und drüben gemeinsam ihre kleinen Feste feiern.

Inzwischen erscheinen vor uns bereits die hellen Häuser von Oberwiesenthal in einer flachen, weitausgeschweiften, wiesenreichen Hochthalmulde. Zu beiden Seiten derselben steigen mit sanften Gehängen, aber in mächtiger Ausdehnung und Höhenentwicklung die beiden höchsten Erhebungen des ganzen Erzgebirges, der Fichtelberg und der Keilberg, dieser in Böhmen, jener in Sachsen, als breit hingelagerte Hochrücken an. In wenigen Minuten haben wir den kleinen Bahnhof erreicht und steigen zum Städtchen hinauf, bei dem die ländlichen Züge überwiegen, das aber heute wegen der Bahneröffnung in festlichem Schmucke sich zeigt.

In fröhlicher Gesellschaft sitzen wir nun im Gasthause am Marktplatze des Ortes, den ein kleiner, von Gesträuch eingefasster Zierbrunnen schmückt. Ochsenfuhrwerke kommen mit Feldfrüchten beladen heimwärts, und barfüßige Kinder tummeln sich draußen bei munteren Spielen. Wir aber planen über Ausflügen für den morgigen Tag.



## IX.

### Von den Hochgipfeln des Erzgebirges nach Annaberg.

Der Ort Oberwiesenthal liegt hinter uns. Durch Wiesen und zwischen Äckern steigen wir auf schmalen Pfaden im Thale aufwärts. Nun überschreiten wir die böhmische Grenze und streben einem hohen, flachen Sattel zu, welcher den Keilberg und Fichtelberg verbindet. Wir haben bereits eine bedeutende Höhe erreicht; der Anbau wird spärlicher, in den sumpfigen Wiesen nehmen niedere Kräuter zwischen den Gräsern überhand. Tiefgelbe Arnika, dunkelblaue Glockenblumen, leuchtend rote Epilobien schmücken den Rasen, und in der Nähe steht an den Gehängen des Keilberges schon der niedere Nadelholzwald.

Immer weiter dringt der Blick ostwärts durch den Thalgrund hinab in die vorgelagerte Bergwelt. Oberwiesenthal blickt noch von weitem herauf; andere Ortschaften sind daneben sichtbar geworden, aus entlegenen Gebieten schauen sie zum Theil herüber. Indem wir weiter steigen, wachsen die Fernen immer umfassender und großartiger am Horizonte empor. Die böhmisch-sächsischen Grenzgebiete der oberen Bschopau und Flöha liegen dort und weisen ihre vielfach hinter einander gelagerten hohen Rücken.





Muggendorf im Fränkischen Jura.  
Nach einer Photographie von R. Wenk, Nürnberg.





Anstatt sofort dem Gipfel des Keilbergs zuzusteigen, suchen wir zuvor die Kammhöhe westlich von demselben zu erreichen, wo die Wasserscheide zwischen der Mulde im Norden und der Eger im Süden liegt. Oben angelangt, bedauern wir fast, daß wir, durch Studien über das Erzgebirge vorbereitet, den großartigen Anblick erwartet haben, der sich nun vor unseren Augen eröffnet. Und doch nimmt er auch jetzt noch unsere Sinne ganz gefangen und entfacht im Herzen frohe Begeisterung. Während hinter uns die zwar weiter erschlossenen, aber nur allmählich sich in weite Fernen verlierenden Höhenzüge des nördlichen Erzgebirges liegen, fällt vor uns das Gebirge in jähem Abstiege zu dem tiefen Thalgrunde der Weseritz ab, die mit der Wisstritz ihr schäumendes Wasser unterhalb Karlsbad mit der Eger vereinigt. Über Waldungen senkt sich der Blick in tiefe Gründe, wo aus sonnenbestrahlten Gefilden helle Ansiedlungen emporgrüßen, während dahinter in scheinbar riesenhafter Höhenentwicklung die stolzen Berggabel des Duppauer- und des Böhmisches Mittelgebirges am Horizonte aufragen.

Noch großartiger wird dieser Ausblick südwärts in die weiten böhmischen Lande hinein, wenn wir nun zwischen niederen, von Flechten umwobenen Kottannen-Beständen auf moosigem Rasen zum hohen Gipfel des Keilberges emporgestiegen sind. Aber auch die weiter entlegenen Gipfel des eigenen Gebirges sind hier fast alle in das großartige Rundgemälde eingetreten, und selbst das Fichtelgebirge schwimmt gleich fernen blassen Wolken im Südwesten des hohen Gesichtskreises.

Wer das Panorama von diesem Teile des Erzgebirges in seiner ganzen Größe und seinem vollen Umfange kennen lernen will, darf sich indes nicht mit der Besteigung des Keilberges begnügen, sondern muß gleicherweise den auf sächsischem Gebiete gelegenen Fichtelberg besuchen. Er liegt, wie schon gesagt, jenem gegenüber, und beide verdecken sich gegenseitig einen Teil der Aussicht. Der Weg vom Keilberg zu dem nur 31 m niedrigeren

Fichtelberge führt an den Sonnenwirbelhäusern, den höchstgelegenen Wohnstätten des Königreiches Sachsen vorbei. Es sind echte Gebirgsbauten, den Giebel bildet wettergraues Holzfachwerk, und die Dächer sind mit Schindeln gedeckt. Vor den Thüren dieser übrigens recht geräumigen Häuser liegt ein hölzerner Vorbau zum Schutze gegen die Kälte und den Schnee, der hier im Winter oft über meterhoch die kahlen Gebirgshänge bedeckt. Schlimme Zeiten bringt er meist für die Bewohner dieser höchst gelegenen Striche des Erzgebirges; allein die Erzählungen über sein Wüten, die man in manchen Büchern liest, und die diesen Strichen den Namen des sächsischen Sibiriens eingetragen haben, sind übertrieben; selbst der Kamm des Gebirges verliert meist seine Schneedecke schon im März oder April und hat keine ungünstigeren Verhältnisse, als die andern benachbarten Züge des Mittelgebirges, besonders die Sudeten in ihren höheren Erhebungen.

Unter verdienstvoller Leitung sind heute weite Gebiete des Fichtelberges wieder mit Nadelholz aufgeforstet, und durch hübsche, mittelhohe Waldungen wandert man auf guten Wegen zum Gipfel des hohen Rückens empor, der gleich dem Keilberge ein Gasthaus nebst einem Aussichtsturme trägt. In den Anlagen umher ist Knieholz angepflanzt, und Tische und Bänke laden zum Verweilen ein. Auch drinnen ist alles hübsch und wohnlich eingerichtet, und der Ton unter den hier weilenden Gästen ist — wie man es eben in Sachsen nicht anders erwarten kann — ein gemüthlicher.

Doben, auf der Plattform des Aussichtsturmes, giebt's einen herrlichen Fernblick. Es fehlt zwar diesem Bilde die unvermittelte Ausschau auf kassende Thalgründe und weite Ebenen. Hier gähnen keine Schluchten, wie bei der Schneekoppe, auch dräuen keine Felsenmassen, wie auf den Gipfeln der Sächsischen Schweiz. Und doch liegt ein eigener, fast wehmütiger Reiz in diesem Bilde, das sich uns vom Fichtelberge aus zeigt. Unabsehbar dehnen sich in nördlicher Richtung die Höhenzüge des Erzgebirges aus. Hintereinander



gelagert und in weite Fernen verfolgbar, geben sie einen Maßstab von der gewaltigen Breitenausdehnung des Gebirges. Die zahlreichen, betriebsamen Ortschaften desselben liegen zumeist in den Thälern, so entziehen sie sich dem Blick, und Einsamkeit ist der Grundton des Panoramas. Zwar blicken von nah und fern manche Dörfer herauf, Oberwiesenthal liegt freundlich drunten im grünen Thalgrunde; auch Fluren und bunte Äcker schimmern vielfach von den Höhen des Gebirges herüber und verraten eine hochentwickelte Kultur. Allein all diese Züge treten doch zurück gegenüber dem Grundton, den große Waldungen dem Bilde geben. Weit und scheinbar unabsehbar ziehen sie sich über die Berghöhen hin. Besonders düster erscheinen sie im Nordwesten, wo der gewaltige Eibenstoß mit seinen mächtigen Seitenwächtern aufragt und das wildeste Waldgebiet des ganzen Erzgebirges liegt. Einzelne Haufenwolken ziehen oben am Himmel vorüber, und in seltsamem Wechsel fällt Licht oder Schatten auf das weite Wäldermeer. In verschwimmenden Fernen dehnen sich im Westen bläuliche Bergzüge hin, vermutlich Höhen des Fichtelgebirges. Drüben aber, scheinbar ganz in der Nähe, lagert der mächtige, dunkle Waldriicken des Keilberges.

Der Wind pfeift heftig um den hohen Turm; es fröstelt uns nach dem erheizenden Marsche, und dennoch wird der Abschied von dieser Warte schwer. Und während nun oben die Sonne zu sinken beginnt, Schatten in die Thäler sich senken, die Nebel gleich weißen Wolken aus der Tiefe dampfen und über der dämmerigen Erde die Abendröte flammend sich entzündet, sitzen drunten beim Zwielichte Herren und Damen und schreiben — Ansichtskarten mit einem Eifer, als ob ihr Seelenheil davon abhinge. Der inmitten der herrlichsten Landschaften seinen „Baedeker“ lesende Engländer war mir auf all meinen Reisen stets ein Greuel; der Ansichtskarten schreibende Deutsche in der gleichen Lage fängt an, ihm den Rang abzulaufen.

Eine Wanderung über das mächtige Glimmerschiefer-Massiv, auf dem der Keil- und der Fichtelberg sich erheben, giebt Gelegenheit zu einer Beobachtung über die hier aneinanderstoßenden Flußgebiete. Nach Norden, sowie nach Westen und Osten rinnen die zahlreichen Wasserläufe dem Schwarzwasser und der Zschopau zu, von denen die erstere sich mit der Zwickauer, die letztere mit der Freiburger Mulde vereinigt. Nach Süden hin eilen mehrere Bäche von den Gehängen des Keilberges der Eger zu, deren größter Nebenbach in diesem Gebiete die Weseritz, ein Zufluß der am Plattenberge entspringenden und unterhalb Karlsbad mündenden Wistritz ist.

Nach dorthin lockt uns das anmutige Egertal, um welches sich die Schönheiten des Erzgebirges am dichtesten scharen. Von dorthen grüßen auch jenseits des tiefen Thalgrundes die stolzen Gipfel des Böhmisches Mittelgebirges als alte Bekannte. In steilen Gehängen, in jäh sich senkenden Terrassen stürzt nach der Eger zu das Gebirge ab, und wie eine Riesenmauer wächst es, von Süden her gesehen, empor. Nur hier und da dringen Buchten in diesen geschlossenen Wall hinein und vermehren mit ihren herrlichen Waldschluchten und grünen Wiesen den Zauber dieser unvergleichlichen Landschaft. Aber der lockenden Aussicht, in einigen Stunden rüstigen Steigens ins Egertal und zum glänzenden Karlsbad zu gelangen, widerstehen wir noch für den Augenblick. Vorab wenden wir uns wieder nordwärts den Thälern der Zschopau und Selma zu, wo außer zahlreichen anderen Fabrikorten die Städte Schlettau, Buchholz und Annaberg mit ihrem eigenartigen Gewerbe liegen. Noch einmal durchwandern wir auf dem Wege dorthin stille Waldgebiete, dann aber empfängt uns in den Thalgründen und an den Abhängen der vorgenannten Bäche ein regjames Treiben. Schon bei unseren Ausflügen in der Gegend von Oberwiesenthal bemerkten wir häufig, wie vor den Häusern, selbst den ärmsten und entlegensten, Frauen und Mädchen auf kleinen Schemeln emsig bei einer Handarbeit saßen. Bei näherer



Betrachtung sahen wir dann von fleißigen und geschickten Händen Borte, Lige, Kordeln, Schnüre sowohl aus Stoffäden, wie auch aus feinen Gold- und Silberdrähten gefertigten. Mehr noch entwickelt und allgemein verbreitet finden wir dasselbe Gewerbe nun in der Gegend von Buchholz und Annaberg, die als Mittelpunkte der „Posamentenfabrikation“ angesehen werden können.

Die Entstehung dieses Betriebes mag in die letzte Hälfte des 16. Jahrhunderts fallen; der Ursprung der genannten Orte aber ist ein älterer. Schon im 15. Jahrhunderte wurde in der Gegend des heutigen Buchholz eifrig nach Zinn gegraben; später gesellte sich dazu der Bergbau auf Silbererze, der die erste Veranlassung zur Gründung der Niederlassungen wurde, aus denen Buchholz und Annaberg hervorgingen. Annaberg ist von beiden der ältere Ort. Um das Jahr 1492 wurden hier von einem Bergmanne zum erstenmal Silbergänge entdeckt, bald fand man deren eine große Anzahl; und in kurzer Zeit spielte sich ein lebhaftes Bergwerksgetriebe auf beiden Ufern der Schma in einem Gebiete ab, das kurz vorher noch eine Stätte wilder Wälder und düsterer Einsamkeit gewesen war.

Das schnelle Aufblühen des Ortes war unter diesen Umständen selbstverständlich. Schon im Jahre 1497, bei Gelegenheit eines Besuches Herzogs Georg des Bärtigen, erhielt die Ansiedlung Stadtrechte. Ihren Namen Annaberg empfing indes die Stadt erst 1501; bis dahin hatte sie Neustadt am Schreckenberge oder schlechtweg Schreckenberg, nach der Hauptfundstätte und dem ersten Auffindungsorte der Erze geheißten. Die junge Bergstadt blühte schnell empor; ihr Reichthum wurde bald sprichwörtlich. Von Frohnau wurde die Münzstätte nach Annaberg verlegt, die hier geprägten „Engelgroschen“ wurden nach dem ursprünglichen Namen der Stadt „Schreckenberger“ genannt. Aber die glänzenden Zeiten, von denen besonders die Chroniken des 16. Jahrhunderts zu erzählen wissen, und bei denen einzelne reiche Bergherren sich einem üppigen und Anstoß erregenden Leben hingegeben haben sollen,

gingen verhältnismäßig schnell vorüber. Es war eine Art von Raubbau, der in diesen Bergwerken ohne Rücksicht auf die Zukunft getrieben wurde. So waren denn die wertvollsten Erzlagerstätten schnell erschöpft, Dürftigkeit trat an die Stelle des Reichthums, und Not löste den Überfluß ab. Der 30jährige Krieg besiegelte auch hier den beginnenden Verfall.

Ähnlichen Verhältnissen begegnen wir während der genannten Zeitläufe auch im nahen Buchholz, dessen Wohnstätten unregelmäßig an den Abhängen des Schottenberges, eine Strecke oberhalb Annaberg auf der linken Seite der Sehma zerstreut liegen. Die Auffindung reicher Silbererzlager war auch hier die erste Veranlassung zur Gründung des Ortes. Stadtrecht erhielt Buchholz erst 1504 durch den damaligen Kurfürsten von Sachsen, Friedrich den Weisen. Auf eine kurze Glanzzeit folgte aber auch hier bald der Rückgang.

Die allmählich sich vergrößernde Dürftigkeit unter den Bewohnern dieser Bergstädte, sowie die vorher ziemlich brachliegende Arbeitskraft der Frauen und Mädchen, für welche der von den Männern betriebene Bergbau keine genügende Beschäftigung bot, waren gewiß die Hauptursache, daß die Anregung zu einer lohnenden Hausbeschäftigung für den weiblichen Teil der Bevölkerung auf fruchtbaren Boden fiel, und daß das Posamentengewerbe und das Spitzentlöppeln sich über das ganze Gebiet der Städte ausdehnte und einen kleinen Ersatz für den zurückgehenden Bergbau bot. Für die Posamentenfabrikation bildete Buchholz den ursprünglichen Ausgangspunkt. Nach der einen Lesart war es ein einzelner zugewandter Posamentier, der den ersten Anlaß zur Ausbreitung dieses Gewerbes bot, nach einer anderen Überlieferung gaben eingewanderte Niederländer dazu die Anregung, welche durch die grausame Herrschaft der Spanier unter Herzog Alba aus ihrem Vaterlande vertrieben worden waren.

Von Buchholz verbreitete sich dies Gewerbe nach Annaberg



und über die ganze Landschaft. Bis in die Gegend von Oberwiesenthal, Johannegeorgenstadt, Auerbach und Eibenstock reicht heute sein Bezirk.

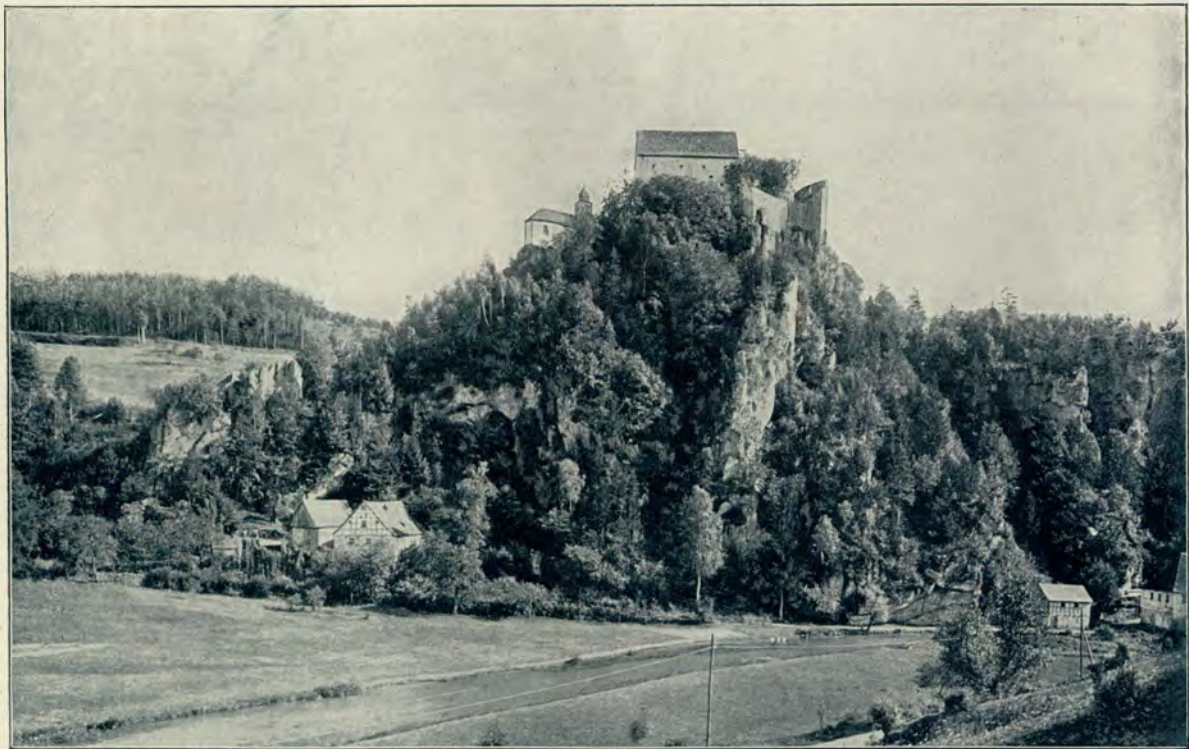
Eine erwünschte Nebenbeschäftigung und eine Besserstellung der äußeren Lage hat das Posamentiergewerbe allerdings den Bewohnern dieser Landschaft gebracht, aber Reichthümer hat es ihnen niemals abgeworfen, und Mangel und Kümmernis sind nur selten für kurze Zeiten aus den Wohnungen der Posamentierer verſcheucht worden. Dabei hat auch dieses Gewerbe oft und nachhaltig unter der Ungunst äußerer Verhältnisse zu leiden gehabt. Kriege, ungünstige Zollverträge und vor allem der Wechsel der Mode haben ihm oft sehr zugesetzt und den Fabrikanten einen harten Kampf ums Dasein aufgedrungen, unter dem die Arbeiter naturgemäß schwer mit zu leiden hatten. Und auch noch heute zwingen auswärtige und ausländische Fabriken die Industrie dieser Orte zu einem ständigen und hartnäckigen Wettbewerb. Die Erzeugnisse dieses Fabrikationszweiges wurden zum Theil schon erwähnt, es sind vor allem Franzen und Schnüre, Borten und Treſſen, Lizen und Perlenbesätze, Quasten und Knöpfe.

Fast um dieselbe Zeit, wo in Buchholz das Posamentiergewerbe entstand, begann von Annaberg aus die Ausbreitung der Kunst des Spizentlöppelns. Barbara Uttmann wird als die Erfinderin oder Einführerin des Spizentlöppelns in dieser Gegend genannt. Auf dem Kirchhof bei der Hospitalkirche zu Annaberg steht ihr Denkmal. Freilich wurde in anderen Ländern, namentlich in den Niederlanden, diese Kunst schon früher betrieben, und die genannte Frau, die Gemahlin eines reichen Bergheeren zu Annaberg, deren Eltern aus Nürnberg stammten, mag sie auch von dort her gelernt haben; immerhin bleibt ihr das Verdienst, sie in Annaberg bekannt gemacht und verbreitet zu haben. Zwar hatte zu Lebzeiten der Barbara Uttmann die kümmerliche Zeit noch nicht begonnen, der Bergbau stand noch in flottem und lohnendem Betrieb. Aber als dann der

Niedergang in diesem Betrieb hereinbrach und ein gewaltiger Rückschlag für die Bevölkerung eintrat, zeigte sich erst die Wohlthat der nun, wenn auch in beschränktem Kreise, schon heimisch gewordenen Kunst. Die Not ebnete ihr die Wege und verbreitete sie über den ganzen Landstrich. Wie Annaberg von Buchholz das Posamentiergewerbe mit übernahm, so theilte sich letzteres bald auch schon mit Annaberg in das Spitzenklöppeln. Der Ruf dieses Gewerbes verbreitete sich rasch, er drang weit über die sächsischen Lande hinaus, und seine Erzeugnisse traten vielfach erfolgreich in Wettbewerb mit den ausländischen Fabrikaten, selbst mit denen der Niederlande. Von dieser hohen Blüte sank das Spitzenklöppeln während der letzten Zeit des vorigen und der Mitte dieses Jahrhunderts bedeutend herab. Erst in neuerer Zeit sind von seiten des Staates und von volkfreundlichen, einflußreichen Leuten Schritte unternommen worden, dem niedergegangenen Gewerbe wieder aufzuhelfen. Vorzüglich geschah das durch die Gründung einer Reihe von Spitzenklöppel-Musterchulen in verschiedenen Orten dieses Bezirks. Unter fachmännischer Leitung bieten diese nicht nur den jungen Mädchen unter Vorlage kunstvoller Muster eine gediegene Übung und Ausbildung zur eigenen Beschäftigung, sondern in ihnen werden zugleich Lehrerinnen für diese Kunst herangebildet, deren Thätigkeit geeignet ist, eine Hebung des Gewerbes im allgemeinen zu verbürgen. Nur dadurch, daß letzteres sich vorwiegend auf die feineren und kunstvolleren Muster wirft, ist das Hand-Spitzenklöppeln überhaupt noch im stande, sich zu behaupten und den Wettbewerb mit den Maschinenarbeiten aufzunehmen, denen glücklicherweise die Herstellung solcher feiner Spitzen versagt ist. Allein trotz aller Unterstützung ist das Gewerbe des Spitzenklöppelns im allgemeinen stetig zurückgegangen und hat heute nicht entfernt mehr die Bedeutung wie ehemals.

Auf die Geartung des Charakters der Bewohner und auf deren Gemüthsleben scheint die weite Verbreitung dieser Handfertigkeit





Rabeneck im Fränkischen Jura.

Nach einer Photographie von R. Wenck, Nürnberg.





keit nicht ohne bedeutenden Einfluß gewesen zu sein. Sie machte es den Frauen und namentlich den jungen Mädchen möglich, ihre Arbeit gemeinsam in größeren Stuben verrichten zu können, in denen sie sich aus der Nachbarschaft her versammelten. Zugleich bot das Klöppeln Gelegenheit, zwischen der Arbeit hindurch, bei der die fleißigen Finger behend die kleinen Holzklöppel mit den daran befestigten Fäden über das Rissen in kunstvollen Würfen übereinanderschlagen, — Gespräche zu führen. Das ist eine angenehme Beigabe zu der sonst einförmigen Beschäftigung, daß, wenn das vorliegende Muster einmal gründlich erkannt ist, ein reger Austausch der Gedanken zwischen den jugendlichen Arbeiterinnen erfolgen kann, bei dem natürlich das Erzählen von Märchen und Sagen eine wichtige Rolle spielt.

Und deshalb geht man wohl kaum fehl, wenn man den außergewöhnlichen Reichtum des Erzgebirges an Volksliedern, Sagen und Märchen gerade auf diese Beschäftigung in den Stuben der Spizentlöpplerinnen zurückführt. Die Entstehung der ersteren ist freilich mehr noch der Phantasie der Bergleute zuzuschreiben, deren Arbeitsstätten sich einst, wie wir schon hörten, fast über das ganze Gebirge erstreckten; denn kein Stand und kein Gewerbe hat einen größeren Schatz von abenteuerlichen und phantastischen Geschichten aufzuweisen, wie gerade der der Bergknappen. Allein während ein Teil dieser Sagen und Märchen in anderen bergbautreibenden Gegenden nach dem Erlöschen des Betriebes wieder verloren ging oder in Vergessenheit geriet, hielt er sich im Erzgebirge vielfach lebendig, dank der Plaudereien in den Stuben der Posamentierer und Spizentlöpplerinnen.

Während wir die Gegend von Annaberg durchstreifen, sind wir geneigt, häufig Vergleiche mit dem Wuppertthale anzustellen, dem die Landschaft stellenweise auffallend ähnelt. Droben auf der Höhe liegt der stattliche Ort mit seinen Fabriken; drunten eilt der schnelle Bach zwischen grünen Wiesen hindurch. Allerwärts sieht man

gewerbliche Anlagen, zum Theil auch größere Fabriken. Sie sowohl, wie auch die ländlichen Wohnungen tragen ein sauberes Äußere. Angenehm sticht von dem weißen Giebel das schwarze Gebälk ab, und das Dach bilden blanke, schwarze Schiefer. Die Unannehmlichkeiten, welche die Nähe der Fabriken im Gefolge hat, sind gemildert durch das Überwiegen der freien Natur, durch die stattlichen Wälder und die schönen Formen der Berge, die häufig steil und hoch empornwachsen.

Alle diese Reize vermehren und vertiefen sich, wenn man nun aus dem Thale der Schemma in das Hauptthal der Bschopau eingetreten ist und seinem Laufe abwärts folgt. Hier giebt's in der That genug zu schauen und zu bewundern, so daß der Wanderer an vielen Orten zu längerem Verweilen sich eingeladen sieht. Schon oberhalb ihrer Vereinigung mit der Schemma bietet das Thal der Bschopau herrliche Punkte. Prächtig ist die Laufftrecke des Flüsschens durch die stillen Wälder des Fichtelberges, an dessen Nordabhange es entspringt, hübsch ist die Lage der weit gestreckten Ortschaften mit ihren vielfältigen Industrien. Allein schöner noch wird das Thal weiter unterhalb. In freundlichem Grunde empfängt uns das bescheidene Wiesenbad mit seiner heißen Quelle, und bald darauf blickt von hohen schroffen Felsen das stattliche Schloß Wolkenstein herab, ein Lieblingsaufenthalt Herzogs Heinrich des Frommen, der mit Vorliebe in den umliegenden großen Waldungen der Jagd oblag. Abwärts von dieser Burg sieht die Bschopau der Schlösser noch mehrere, und in dem Zauber der Romantik, den sie dem Thale verleihen, liegt ein weiterer Reiz desselben, der es zu einem ebenbürtigen Genossen des Thales der Zwickauer Mulde stempelt, das wir früher besuchten.

An dem gleichnamigen Städtchen Wolkenstein vorüber gelangen wir nach Warmbad, das etwas abseits vom Hauptthale zur Rechten der Bschopau liegt. Eine Quelle von 30° C. Wärme entspringt hier. Sie liefert in ihrem Wasser ein bewährtes Mittel gegen



Rheumatismus. Wiederum jesselt dann weiter abwärts eine alte Burg unsere Blicke. Schloß Scharfenstein ist es, das kühn auf einem ins Thal vorspringenden Felsrücken erbaut ist. Seine Keller und ein Teil seiner unteren Räume sind ins feste Gestein eingesprengt, und der alte, graue Bergfried stammt aus früher Zeit. Um diese ältere Burganlage und zum Teil mit ihrer Benutzung wurde dann im 16. Jahrhunderte das heute noch stehende Schloß errichtet. Friedlich schaut es jetzt über die weiten Wälder und in das anmutige Thal herab, dessen Stille nur von dem Rauschen der Zschopau und ab und zu von dem Donner vorbeieilender Züge unterbrochen wird. Einst aber haben um diesen festen Platz wütende Kämpfe getobt, und kaum ein anderer Punkt in dieser Gegend hat im 30jährigen Kriege ein hartnäckigeres Ringen gesehen, wie die Burg Scharfenstein, die nach einander von den Kaiserlichen, von den Scharen Herzogs Bernhard von Weimar, dann wiederum von den kaiserlichen Truppen und schließlich von den Schweden erobert und besetzt wurde. Bald hinter Scharfenstein erweitert sich das bisher enge Thal und bietet Raum für eine größere Niederlassung, die alte denkwürdige Stadt Zschopau. Eine malerische graue Burg, auf schroffer Anhöhe über dem Flusse erbaut, überragt dieselbe. Ihre Errichtung fällt in die Mitte des 16. Jahrhunderts, allein an derselben Stelle stand schon früher eine Feste, die nach der Ansicht mancher schon unter König Heinrich I. aufgeführt worden sein soll. Gewiß aber ist, daß die Burg zu Zschopau und der an ihrem Fuße und in ihrem Schutze sich ausbreitende Ort früher schon hervorragende Bedeutung besaßen, da hier der wichtige Straßenzug vorübergeht, welcher Prag und das innere Osterreich mit Chemnitz, Leipzig und dem nördlichen Deutschland verbindet. Zahlreiche Fabrikschornsteine verraten das jezige, bedeutende, industrielle Leben der Stadt, in welchem die Woll- und Baumwollweberei die erste Stelle einnehmen.

Abseits vom Zschopauthale, auf einem Höhenrücken zwischen

diesem und dem der Flöha liegt das ausgedehnte Schloß Augustus-  
 burg, einst ein kurfürstliches Jagdschloß, dessen Park und dessen Räume  
 viel Prunk und Festesglanz gesehen haben. Das Zschopauthal  
 selbst aber erweitert sich nun vor unseren Blicken, wir treten in  
 eine freiere Landschaft hinaus, welche sanfte Höhen zu beiden Seiten  
 umgrenzen. Hier nimmt die Zschopau die Flöha auf, und bei dem  
 Orte, der den Namen der letzteren trägt, laufen die Bahnlinien  
 zusammen, welche durch die genannten Thäler, sowie von Freiberg  
 und Chemnitz herkommen; sie bilden einen wichtigen Knotenpunkt,  
 der dem Bahnhof von Flöha einen großen Verkehr beschert.

Aber mit dieser Thalmulde haben die landschaftlich schönen  
 Strecken der Zschopau ihr Ende noch nicht erreicht. Bald schon  
 umkleidet sie neuer Zauber. Kühn springt an ihrem rechten Ufer  
 der Hausstein oder Harrasfelsen vor und wächst mit seinem Fuße  
 aus den eilenden Fluten des Flusses. Eine der schönsten und be-  
 kanntesten Dichtungen Theodor Körners knüpft an die Sage dieses  
 Ortes an. Verfolgt von den Reiterescharen seines Todfeindes sprengt  
 Ritter Dietrich von Harras, der Burgherr von Lichtenwalde, nach  
 einem für ihn unglücklichen Kampfe durch das Walddunkel. Hinter  
 ihm tönt der Hufschlag der feindlichen Kofse, er hört, wie die Ver-  
 folger ihn von rückwärts umringen und sprengt einer Richtung zu,  
 welche ihm einen Ausweg verheißt. Allein wie er sie erreicht hat,  
 gähnt unter ihm ein Abgrund, er steht entsezt auf der Höhe des  
 Haussteins:

„Da hält er auf steiler Felsenwand,  
 Hört unten die Wogen brausen.  
 Er steht an des Zschopauthals schwindelndem Rand  
 Und blickt hinunter mit Grausen.  
 Aber drüben auf waldigen Bergeshöh'n  
 Sieht er seine schimmernde Feste steh'n;  
 Sie blüht ihm freundlich entgegen,  
 Und sein Herz pocht in lauterem Schlägen.

Ihm ist's, als ob's ihn hinüberrief,  
 Doch es fehlen ihm Schwingen und Flügel,



Und der Abgrund, wohl fünfzig Klafter tief,  
Schreckt das Roß, es schäumt in den Zügel;  
Und mit Schauern denkt er's, und blickt hinab,  
Und vor sich und hinter sich sieht er sein Grab!  
Er hört, wie von allen Seiten  
Ihn die feindlichen Scharen umreiten.

Noch sinnt er, ob Tod aus Feindes Hand,  
Ob Tod in den Bogen er wähle.  
Dann sprengt er vor an die Felsenwand  
Und befiehlt dem Herrn seine Seele;  
Und näher schon hört er der Feinde Troß,  
Aber scheu vor dem Abgrund bäumt sich das Roß.  
Doch er sporn't's, daß die Fersen bluten,  
Und er setzt hinab in die Fluten.

Und der kühne, gräßliche Sprung gelingt,  
Ihn beschützen höh're Gewalten;  
Wenn auch das Roß zerschmettert versinkt,  
Der Ritter ist wohl erhalten;  
Und er teilt die Bogen mit kräftiger Hand,  
Und die Seinen steh'n an des Ufers Rand,  
Und begrüßen freudig den Schwimmer. —  
Gott verläßt den Mutigen nimmer.

Noch einmal erweitert sich bei der Stadt Frankenberg, einem gewerbereichen Orte, das Thal der Zschopau, dann aber beginnt der Fluß den Durchbruch durch das Granulit-Gebirge, von dem an früherer Stelle schon die Rede war. Die verschiedene Dichtigkeit und Härte der einzelnen, hier so mannigfaltig auftretenden Gesteine bedingte den gewundenen Lauf des Flusses auf dieser Durchbruchsstrecke und den Wechsel seiner landschaftlichen Bilder; denn bald ist es Granulit, bald der dazwischen anstehende Granit, Gneis oder Serpentin, welche die Uferberge bilden. Stellenweise ist hier das Thal so eng, daß es der Ansiedlung keinen genügenden Raum bot, und daß die Straßen über die benachbarten Höhen hinwegführen. In der Schlucht rauscht dann das Wasser des schnellen Flüsschens unter hohen Bäumen und dichtem Gebüsch herab, und die schroffen Thalgehänge schauen durch die Wipfel der Wälder. An anderen Orten

erweitert sich das Thal und giebt Ansiedlungen Raum, oder Burgen winken von seinen Höhen. So geht es in buntem Wechsel flußabwärts, bis unterhalb Döbels die Freiburger Mulde den zwar kleinen, aber in der Mannigfaltigkeit seiner Ufer und in dem Reichtum seiner Städte und Dörfer so bedeutenden Gebirgsfluß aufnimmt.

---





## X.

### Dem Südfuße des Erzgebirges entlang nach Karlsbad.

Noch einmal haben wir Dresden besucht und von dort aus noch einmal die schönen Landschaften des Elbsandsteingebirges, den Ufern des stolzen Flusses entlang, durchwandert. Nun schicken wir uns an, von Außig, der mächtig aufblühenden Handels- und Hafenstadt aus, das nördliche Böhmen zu durchreisen, um den Südfuß des Erzgebirges kennen zu lernen, auf dessen Höhen und in dessen nördlich gerichteten Thälern und Berglandschaften wir bisher geweilt haben.

Durch eine Gebirgspforte führt unser Weg; dieselbe bleibt bald hinter uns, und wir wandern nun durchs breite Thal der Biela westwärts. Da steht denn plötzlich das Erzgebirge in seiner ganzen Höhe und mächtigen Breitenentfaltung vor uns — ein prächtiger Anblick! Nach der anderen Seite aber fesseln andere Berge unseren Blick. Hier steigt in stolzen Gipfeln und wuchtigen Massen das Böhmisches Mittelgebirge empor und bildet mit seinen vulkanischen Kegeln und Kuppen einen wirkungsvollen Gegensatz zu den massigen Hochrücken des gegenüberliegenden Erzgebirges.

Von wechselnder Breite ist auf der nun folgenden Strecke das Thal der Biela. Eingeschlossen von den kristallinen Urgesteinen des Erzgebirges im Norden und von den vulkanischen Massen des Mittelgebirges im Süden, bildet es selbst die Lagerstätte einer ausgedehnten Tertiärformation, aus der vereinzelt Inseln älterer Gesteine emporragen, und die durch ihren Reichtum an ergiebigen Braunkohlenlagern die ganze Landschaft zum Mittelpunkt eines reichentwickelten, industriellen Lebens stempelt.

Indessen haben wir uns der Stadt Teplitz genähert. Drüben von den Gehängen des Erzgebirges grüßt das Kloster Mariaaschein mit seiner doppeltürmigen Kirche hell herüber, stattlich ragen dahinter die hohen Waldberge auf, und oben in der Höhe steht das „Mückentürmchen“ — trotz seines Namens mit der Verkleinerungssilbe ein bedeutender, über 800 m hoher Gipfel des östlichen Erzgebirges. Die Stadt Teplitz liegt nördlich vom tiefen Thale der Biela in einer stark durchfurchten Landschaft, so daß die einzelnen Teile des Ortes mit steilen Straßen bergauf- und -absteigen. Mächtig wächst der Schloßberg mit seiner Burgruine über die Stadtempor, und südlich liegt der Wachholderberg, von dessen Gipfel man einen großen Teil des Bielathals und weite Strecken des Erz- und Mittelgebirges überschaut. Mit fast unheimlicher Schnelligkeit faust vom Bahnhof aus die elektrische Bahn die steilen, breiten Straßen hinab, dem Mittelpunkte der Stadt zu. Ganz unterschiedliche Züge vereinigen sich in ihr, wie bei kaum einem anderen Orte. Seine erste und älteste Bedeutung verdankt Teplitz den hier sprudelnden heilkräftigen Quellen, die schon im 8. Jahrhundert bekannt gewesen und benutzt worden sein sollen und in der Folgezeit Teplitz zu einem der gefeiertsten Bäder Oesterreichs stempelten. Auch heute noch haben sie ihren alten Ruf sich bewahrt. Zahlreiche Leidende aus aller Herren Ländern suchen die heißen Quellen auf, deren alkalisch-salinisches Wasser besonders bei Lähmungen, Rheumatismus und den Folgen von Verwun-





Cüchersfeld im Fränkischen Jura.  
Nach einer Photographie von R. Wenzl, Nürnberg.





dungen von überraschender Wirkung ist. Dieser regen Benutzung der Bäder in alter und neuer Zeit entsprechend, hat auch Teplitz in einzelnen Vierteln das eigenartige Gepräge eines Badeortes.

Die bazarartigen Läden in manchen älteren Straßen, die schönen Promenaden, die prunkvollen Gasthöfe, die stattlichen Kuranlagen mit ihren Wandelgängen, ihren Konzerten und dem bunten BADELEBEN treten aber neuerdings in einen schroffen Gegensatz zu einer anderen Seite der städtischen Entwicklung, die auf der mächtig emporgeblühten Industrie beruht. Letztere verdankt die Stadt den hier in der Tiefe lagernden Braunkohlenflözen, deren Ausbeute ein so billiges Brennmaterial an Ort und Stelle gewährt, daß neben den Grubenbetrieben, die an und für sich schon bedeutend sind, auch noch eine Menge anderer Industrien hier ihren Sitz aufgeschlagen hat, um von der wohlfeilen Benutzung der Kohle Vorteil zu ziehen. Maschinenbauwerkstätten und Fabriken der Textilbranche, Glas- und Töpfergewerbe, sowie chemische Fabriken, samt dem Zechenbetrieb mit seinem unliebsamen Beiwerk wirken und schaffen hier in unmittelbarer Nachbarschaft der Bäder und ihres stilleren Treibens; und neben den Scharen der spazierengehenden Kurgäste sieht man die Schwärme der Fabrikarbeiter und Grubenleute, die zu ihren Arbeitsstätten eilen.

Wenn trotz dieser Nähe der Fabriken in Teplitz das BADELEBEN noch in hohem Ruf und Ansehen steht, liefert das wohl den besten Beweis für die hervorragende Heilkraft seiner Quellen, aber zugleich verdankt das die Stadt auch ihren Kuranlagen und der wunderschönen Umgebung, in der noch genug Stille und Naturfriede sich erhalten hat, um ein Menschenherz zu erfreuen und einem Wanderer bei größeren Ausflügen für längere Zeit Überraschungen zu bereiten.

Einmal freilich waren das gewerbliche und das BADELEBEN in Teplitz in einen gewaltigen Zusammenstoß geraten, als nämlich der Bergwerksbetrieb das Wasser der Quellen beeinflusst und in die

unterirdischen Hohlräume der Stollen abgeleitet hatte. Da galt es nachhaltige Arbeit, um das Unheil von Tepliz abzuwenden, was nach vielen Schwierigkeiten gelang. Mit der Macht, wie ehemals, sprudeln freilich die Quellen nicht mehr. Es hilft jetzt ein Pumpwerk nach, das träge gewordene Wasser ans Tageslicht zu befördern. Es mag indes für die Teplitzer ein beruhigendes Gefühl sein, zu wissen, daß heute die Industrie des Ortes eine so bedeutende ist, daß allein schon auf ihrer Grundlage Tepliz eine hohe Bedeutung besitzen würde, selbst wenn einmal die Quellen — auf deren Vorhandensein freilich gerade die schönen Züge der Stadt beruhen — dauernd versiegen sollten.

Unten in den feucht-warmen Räumen des Kurhauses wandern wir nun herum. Wir besuchen die Badezellen und sehen den Schacht, der zur Hauptquelle hinabführt. Heiße Dämpfe wallen hier empor, und der schwüle Dunst der Thermen umnebelt die Augen. Stoßweise arbeitet das große Pumpwerk, und dazwischen tönt das Rieseln der abfließenden Gewässer.

Da ist es denn erfreulicher draußen in den schönen Anlagen, wo die kurz geschorenen Rasen mit ihren bunten Blumenbeeten wie Teppiche zwischen den höheren Baumgruppen liegen.

Aber auch angenehm schlendert es sich durch die Stadt, wo mannigfache Bauten an verflossene Zeiten erinnern. Länger festelt uns der Marktplatz. Hoch und schräg steigt er empor. Altertümliche Häuser bilden den Rahmen, in seiner Mitte stehen vierräderige Leiterwagen, von Zelttüchern überspannt, und an den Standorten der Obst- und Gemüseverkäuferinnen stecken die Schirme der Kramfrauen im Boden und werfen ihren Schatten über diese.

An den Grenzmarken der Deutschen und der Tschechen gelegen, hat Tepliz in den Kämpfen und Schicksalen dieser oft entzweiten Völker eine bedeutsame Rolle gespielt; und auch heute noch zeigen sich in der übrigens weitans vorwiegend deutschen Stadt die alten nationalen Gegensätze, wie im ganzen böhmischen Lande.



Von Teplitz geht unsere Reise weiter westwärts den betrieb-  
samen Orten Dux und Brüx entgegen. Die Bodensenke zwischen  
dem Erz- und Mittelgebirge, durch welche die Biela fließt, erweitert  
sich; in stundenweiter Entfernung liegen sich die mächtigen Er-  
hebungen gegenüber; aber ihre hohen Gipfel stehen klar und deut-  
lich in der reinen Luft. Besonders prächtig entfaltet sich das Böh-  
mische Mittelgebirge. Hier weist es uns den ganzen Reichtum  
seiner Basalt- und Klingstein-Gipfel. Bald sind es breite, massig  
hingelagerte Erhebungen, bald zierlichere und kleinere Spitzen, meist  
aber hohe stolze Regelberge, in denen seine vulkanischen Massen  
emporsteigen. Der Milleschauer- oder Donnersberg, der Biliner  
Borschen und andere Hochgipfel grüßen so herüber. Oft erinnert  
dies herrliche Gebirgsbild an das Vulkangebiet um den Saacher  
See und an die erloschenen Vulkane des Maifeldes; allein die Er-  
hebung der Mittelgebirgsberge ist eine beträchtlichere, und bei  
trübem Wetter sieht man häufig ihre Spitzen, von Wolken um-  
gürtet, in kühnem, fast alpinem Schwunge aufragen.

Indem wir näher kommen, erscheint vor uns die Stadt Dux.  
Zur Rechten liegt ein spiegelnder Teich, und darüber ragen stattlich  
die Thürme und hohen Gebäude des Ortes. Zahlreiche Schorn-  
steine verkünden auch hier den Sitz einer bedeutenden Industrie.

Enger und enger schließen sich deren Niederlassungen an-  
einander, der ganze Thalgrund ist von ihnen erfüllt. Und nun  
beginnen die Spuren der verderblichen Wirkung der Bergwerke auf  
die Oberfläche dieses Landes. Tagebrüche haben das Erdreich  
durchfurcht; trichterförmige Gruben gähnen allenthalben; die schönsten  
Fluren sind zerstört; Sümpfe und Brüche stehen dort, wo ehemals  
fruchtreiche Gefilde sich ausbreiteten. Selbst die Stadt Brüx, die  
wir nun erreicht haben, vermehrt diesen unliebsamen Eindruck.  
Zwar fehlt es dieser uralten und geschichtlich so denkwürdigen Stadt  
nicht an schönen Zügen: stolz ragt über ihr der Schloßberg mit  
den Resten der alten Brüxer Burg, einladend winkt der bewaldete

Rösselberg herüber, stattlich nehmen sich über den Häusermassen der schöne, im Renaissancestil erbaute Glockenturm und die großartige Dekanatskirche mit ihren bedeutamen Denkwürdigkeiten aus; allein daneben begegnen uns allenthalben wieder die Spuren der Erd-rutschungen und Tagebrüche. Manche Häuser zeigen Sprünge, etliche waren eingestürzt, andere mußten, weil gefährdet, von ihren Bewohnern verlassen werden.

Freilich pulsiert das Leben schnell in einer Fabrikstadt wie Brüx. Wo kurz vorher noch gesunkene Häuser abgetragen werden mußten, erheben sich bald schon über den wieder fest gewordenen Stellen neue Bauten.

Bald hinter Brüx wird das Bild der Verödung und Zerstörung in der Landschaft womöglich noch schlimmer. Die allverbreiteten Tagebrüche gewähren hier wirklich einen trostlosen Anblick. Trübe Pfützen und Tümpel füllen die entstandenen Senkungen, und nur die fernen Gebirge stehen groß und prächtig über diesen öden Flächen. Dazu kommt noch als weiterer böser Umstand, daß zahlreiche Zechen und Fabriken ihren durch die Braunkohlenverbrennung doppelt überfrierenden Rauch über das Land entsenden, der in bräunlichen Schwaden als höhenrauchähnlicher Dunst die Luft erfüllt.

Aber auch dieser böse Landstrich ist bald durchheilt. Unsere Fahrt führt uns wieder näher dem Erzgebirge zu, das sich abermals in großartigem Anstieg und prächtiger Entfaltung vor uns erhebt. Gruppenförmige Massen springen aus dieser stolzen Gebirgsmauer vor, kühne Gipfel sind ihr aufgesetzt, und tiefe, walderfüllte Thalschluchten liegen in ihrer Masse eingefurcht. Am Rande sanfter Gehänge entlang führt unser Weg am Südennde der fruchtbaren Seewiese vorbei, die mit ihren Wiesen und wohlbestellten Fluren einen wirkungsvollen Vordergrund für das Gebirge bildet, das aus diesem Plane scheinbar unvermittelt emporwächst.

Bald darauf beginnt das Land zu steigen, wir verlassen das



quellenreiche Gebiet der Seewiese, welches seine Wasserläufe der Biela zuwendet; und wenn wir nun jenseits einer Bodenwelle das stattliche Komotau erreicht haben, befinden wir uns bereits im Wassergebiete der Eger, an den Ufern des schnellen, vom Erzgebirge herabkommenden Mšig-Baches.

Komotau ist ein alter Ort, der bereits im 13. Jahrhundert Bedeutung besessen haben muß. Lange Zeit hindurch war er im Besitze des Ordens der Deutschritter, die hier unter Ottokar I. eine Kommande errichteten. Mächtig blühte diese auf und wurde durch ausgedehnte Ankäufe in der Umgegend bedeutend vergrößert. In das 13. und 14. Jahrhundert fällt ihre Blütezeit. Im Jahre 1416 aber wurde sie an König Wenzel IV. verpfändet, und ein ähnliches Schicksal traf die Stadt dann noch häufiger. Ein Schreckenstag für Komotau war jener im Jahre 1421, an dem während einer Prozession der gefürchtete Ziska mit seinen wilden Kriegshorden die Stadt überrumpelte, über 1300 Menschen hinhordete und die Stadt in Brand steckte; aber auch von den Schicksalen des 30jährigen Krieges empfing Komotau seinen Teil.

Komotau ist trotz seines slavisch klingenden und aus dem tschechischen Chomutow herstammenden Namens eine rein deutsche Stadt, in der das Tschechentum noch keinen festen Fuß hat fassen können. Im Äußeren erinnert die schön gelegene Stadt mit ihren stattlichen Kirchen und hellen Häusern schon etwas an die Städte des südlichen Österreichs, insbesondere Tirols. Auch die Vegetation in diesem nördlichsten, aber durch das vorgelagerte Erzgebirge zugleich geschütztesten Teile Böhmens weist schon vereinzelte Züge südlicherer Landschaften auf, wie zum Beispiel Gruppen prächtiger, alter Edelkastanien.

Hinter Komotau geht es abermals über eine Wasserscheide. Das Land verrät die größere Höhe; reichlicher werden neben den Äckern die frischgrünen Wiesen, welche die vom nahen Gebirge herabkommenden Gewässer berieseln. Häufig sehen wir das Wasser

auch zu Teichen angestaut, in denen sich Ansiedlungen und hohe Baumwipfel spiegeln. Dann geht es hinab ins schöne Egerthal, während zur Linken die weiten Hügellandschaften des Mittellaufes sich ausdehnen, rechts aber näher und näher die Vorstufen des Erzgebirges heranrücken. Bei Klosterle tritt letzteres dicht an den Fluß heran; zugleich beengen nun auch auf dessen rechter Seite neue Bergmassen den Lauf des schon stattlichen Gewässers. Es sind die basaltischen Massen des Duppauer Gebirges, welche sich bis in die Gegend von Karlsbad erstrecken. Zwischen ihm und dem Erzgebirge eingeklemt, bahnt sich der Fluß seinen Weg. Und nun beginnt eine Strecke, so voll landschaftlicher Schönheiten und beständig wechselnder Überraschungen, daß das schöne Böhmerland kaum etwas gleiches in seinem weiten Gebiete aufzuweisen hat und auch die verwöhntesten und blasirtesten Fremden, die auf der Strecke Prag-Komotau gen Karlsbad reisen, hier in Bewunderung aufblicken.

Die Ortschaften auf dieser Strecke werden freilich selten. Der ungestüme Fluß im engen, gewundenen Thale gewährt keine begehrte Nachbarschaft. Wild und hastig eilt er dahin. Nur ein schmaler Saum bleibt zwischen seinem klaren, schäumenden Wasser und den hohen Bergen rechts und links. Der verschiedene geologische Aufbau derselben bedingt eine entzückende Mannigfaltigkeit der äußeren Form; und neben stolzen Regelbergen, die von fern durch Thallücken herübersehen, streben massige Rücken an, auf denen große Waldungen in unentweichter Pracht sich ausbreiten. Weiter abwärts, an den näheren Thalbergen, wechseln Wiesen mit Wäldern und urbaren Strecken. Oft auch streben steile Gehänge an, auf welchen nur niederes Gestrüpp gedeiht, oder die schroffen Felsen recken sich nackt und keck aus dem Walddunkel und über dem Flusse empor. Hohe Bäume mit weitverbreiteten Kronen beschatten oft dessen von Wirbeln bewegten Spiegel. Zuweilen wird die Landschaft ganz ernst und düster, dort herrscht der Tannenwald vor,



und alle Berge sind in seinen finsternen Mantel eingehüllt. Dann kommen wieder ruhige Winkel, wo eine Ansiedlung sich unter hohen Obsthäusern eingebettet hat. Dort sieht man Kühne sich über den Fluß hinüber bewegen. Kinder hüten Herden grasender Ziegen oder schnatternder Gänse, und selten gleitet wohl auch ein ganz kleines Floß über den Fluß. Aber die Eisenbahn, die kunstvoll durch dies Thal geführt ist und bald auf hohen Böschungen und Galerien, zweimal auch auf Brücken dahinrollt, bringt Leben und Geräusch in den sonst so einsamen Thalgrund.

So geht es fort bis zu der Stelle, wo die kleine Wistriz in die Eger einmündet. Da verläßt die Bahn das Thal der letzteren und klettert an den rechtsseitigen Höhen empor, indem sie anfangs das Thal des vorgenannten Baches benutzt. In bedeutender Höhe erreicht sie die Nähe des Egerthales erst wieder bei Karlsbad; und wie zu einem tiefen Grunde steigt vom Bahnhofe aus der Reisende zu dem gefeierten Bade hinab.

Die heißen Mineralquellen, auf deren Heilwirkung die Bedeutung des Ortes Karlsbad beruht, liegen nicht im Thale der Eger selbst, sondern in dem der Tepl, die sich gleich unterhalb mit dem Hauptflusse vereinigt. Demgemäß befindet sich der Mittelpunkt der Stadt auch im Teplthale, allein bei ihrem mächtigen Wachstum bot letzteres keinen genügenden Raum, und nun dehnt sich das neue Karlsbad über das Teplthal und über dessen Mündung hinaus aus und drängt sich im Hauptthale der Eger lebenskräftig vor, ersteigt selbst mit seinen jüngeren Häusern die steilen linksseitigen Gehänge, auf deren Höhe der Bahnhof einen weiteren Anziehungspunkt für Häuseranlagen bildet.

Wer zum erstenmale nach Karlsbad kommt, ist erstaunt über die Größe und Vornehmheit dieses Bades. Großartige Hotelpaläste, mächtige Wohnhäuser mit glänzenden ornamentalen Fassaden, breite Straßen mit bequemen Bürgersteigen und stattliche Alleen begegnen dem Blick. Alles das erfährt noch eine Steigerung, wenn

man nun ins Teplthal eingebogen ist und in die Nähe der prächtigen Kurhäuser mit ihren Quellen, ihren Wandelgängen und ihren Trinkhallen gelangt. Das Leben an diesen Orten werden wir hernach noch genauer kennen lernen. Einstweilen wandern wir weiter, an den eilenden Fluten der Tepl aufwärts, während gegenüber lange Reihen stattlicher und prunkvoller Wohnhäuser mit reichen Kaufläden sich hinziehen. Nun sehen wir auch von einer Brücke aus eine der Hauptquellen unter einem mächtigen Glashaufe hervorsprudeln. In regelmäßigen Zwischenräumen steigt ein zischender Springquell auf und sendet seine weißen Wassergarben unter mächtiger Dampfentwicklung in beträchtliche Höhe. Selbst im felsigen Bette der Tepl sprudelt eine Ableitung dieser Quelle auf und verrät ihr Emporquellen durch beständig sich entwickelnde und ebenso schnell vom Winde wieder fortgeführte Dampfwölkchen. Indem wir weiter wandern, ergötzt sich unser Auge an den schönen Landhäusern in den vielfältigsten Stilarten, die dort den Rand der Gebirgsabhänge einnehmen. Prachtige, mit außerordentlichem Luxus ausgestattete Gärten umgeben diese Lustsitze reicher Bewohner. Da entfaltet sich ein entzückender Blumenflor, da bewegen sich im Luftzuge die schlanken Wedel und Blätter von Palmen und Bananen und anderen tropischen Gewächsen, die während der kälteren Jahreszeit sorglich in Warmhäusern gepflegt werden. Herrliche Rasengruppen locken allerwärts, und um Balkone und Altane schlingen sich blütenreiche Glyzinen und Bignonien und andere rankende exotische Pflanzen.

Und exotisch wie die Pflanzen erscheinen auch zum großen Teil die Kurgäste, die hier versammelt sind. Fremdländischen Gesichtern und Gestalten begegnet man auf Schritt und Tritt, und kaum eine Sprache Europas mag es geben, die während der Saison in Karlsbad nicht von einzelnen Vertretern geredet würde.

Weiter aufwärts beginnt ein Gebiet der Bazare. Hohe Bäume beschatten diese Kaufläden, deren Luxus seinesgleichen sucht. Hier





Karlsbad.





begegnen uns die kostbarsten Edelsteine und wertvollsten Geschmeide. Herrliche Erzeugnisse des Kunsthandwerkes, darunter solche aus China und Japan, wie aus den Ländern des Orients, fesseln den Blick. Von den einfachsten Nippjachen bis zu den großartigsten Brunkstücken sehen wir hier die mannigfachsten Gegenstände zum Verkauf ausgestellt. Und daneben erblicken wir Läden, die Toilettengegenstände, Modewaren der teuersten Art, auserlesene Blumen und Bouquets, Ölgemälde und Stiche, Photographien und Werke der Litteratur feilbieten. Man merkt es der Ausstellung in diesen Kaufläden der Bazare an, daß es noch genug reiche Leute in der Welt giebt, und daß Karlsbad deren während der Saison eine ganz besondere Menge beherbergen muß, denn die meisten der Verkäufer machen in den Sommermonaten gute Geschäfte.

Während wir hier herumwandeln, haben wir Gelegenheit, die Bornehmheit oder Verschwendung wahrzunehmen, die viele der Kurgäste, namentlich die Damen in ihrer Kleidung verraten; aber auch manche Kranke begegnen uns, denen Karlsbad offenbar kein Vergnügungsort ist, sondern denen ein Leiden seine unerbittlichen Züge ins Antlitz eingegraben hat. Aber der gesunde Besucher vergißt solche Eindrücke leicht unter der Flut anderer, heiterer. Darvollen die glänzenden Karossen, gezogen von feurigen Pferden und besetzt mit heiteren Menschen vorüber; Reiter tummeln ihre mutigen Rosse, hübsche elegante Damen handhaben den Fächer just wie in südländischen Orten, und fremde Trachten von Russen und Orientalen, braune und schwarze Gesichter von Negern oder Morgenländern, die als Gäste oder Diener hier weilen, erregen die Neugierde.

Und dazu fluten nun die Klänge guter Musikkapellen durch die lichten Räume der Alleen und Parks, während das eisende Wasser des Baches und die Stimmen der Vögel in den nahen Gebüsch dazwischen schallen und die Reize der Natur mit denen des verfeinerten Lebens vereinigen. Da sitzt man gerne vor den groß-

artigen Hotels und Restaurationen und erfreut sich an der lockenden Musik und an dem bunten, bewegten Treiben, das an unseren Augen vorüberflutet.

Aber weiter hinaus wird's einsam. Da beginnen prächtige Parkanlagen mit hohen stattlichen Baumgestalten. Lauschige Wiesen liegen im Walddunkel gebettet, der Bach zieht ungerregelt mit plätschernden Lauten durch die feierlichen Räume, und die hohen Waldberge schauen still und groß auf das schöne Thal herab. Allenthalben führen hier gut gehaltene Wege zu den schönsten Punkten im Thale und auf den Höhen; aber nur einsame Spaziergänger begegnen uns hier oder rüstige Bäuerinnen, die am Morgen aus den Ortschaften des oberen Thales ihre ländlichen Erzeugnisse nach der Stadt zu Markte bringen.

Wer aber das Leben von Karlsbad in seiner ganzen Eigenart und seiner ganzen Bedeutung kennen lernen will, der muß am frühen Morgen zu den Quellen und Trinthallen wandern, wenn dort die Kurzeit beginnt.

Der ganze Schwarm der Kurgäste bewegt sich um diese Zeit, und zwar vor dem ersten Frühstück, nüchternen Magens, der Mühlbrunnen- oder Sprudelskolonnade zu. In hellen Scharen kommen sie herangezogen, Herren und Damen, jeder sein Trinkgefäß entweder in der Hand haltend oder meist an einem Lederriemchen um die Schultern tragend. Die hohen Hallen füllen sich bald mit einem wahren Strom von Menschen, die sich schnell zu mehreren, vor den einzelnen Brunnenaustrüßten kreisenden Prozessionen gesondert haben. Langsam machen so die Tausende ihren Rundgang, um an den Quellen die begehrte Füllung ihrer Gläser und Becher zu erlangen. Diese Quellen rinnen in einer Vertiefung, zu der etliche Stufen hinabführen, aus kleinen Krähnen. Eine Anzahl hellgekleideter junger Mädchen mit blendend weißen Schürzen kniet oder kauert auf diesen Stufen der Nische. Die oberste nimmt von dem gerade oben vorbeigehenden Kurgaste das Glas in Empfang,



reicht es der zweiten, diese der dritten, und nachdem unten ein anderes Mädchen den Becher gefüllt, geht er durch eben so viele Hände an der anderen Seite wieder hinauf, wo der inzwischen langsam weiter gewandelte Gast sein Gefäß mit dem dampfenden Wasser wieder in Empfang nimmt und, dieses langsam schlürpfend, sich bis zur etwaigen zweiten Füllung in dem lebendigen Menschenstrom weiter bewegt.

Während dieser großen Kurpromenade ertönen aus einem Pavillon die aufheiternden Klänge einer guten Musikkapelle durch die Hallen und setzen den Tritt manches Spaziergängers in taktmäßige Bewegung. Für den Zuschauer bietet sich da ein ganz fesselndes Bild, und über so vielen heiteren Gesichtern und so vieler Eleganz vergißt man schier, daß doch die Mehrzahl der hier vorbei Promenierenden nicht lediglich des Vergnügens wegen in Karlsbad weilt.

Dem Badeleben giebt zu gleicher Zeit in der Sprudelkolonnade die mächtig aufzischende Hauptquelle noch einen besonderen Reiz. Hier stecken die mit Wachstuchüberwürfen bekleideten, dienstbeflissenen Mädchen die Trinkgefäße der Kurgäste auf kleine, an langen Rohrstangen befestigte Scheren und halten sie so unter den in kurzen Zwischenpausen pustend und zischend emporgeschleuderten großen Sprudel, dessen kochende Springquellen gleich darauf wieder laut klatschend in ein weites Becken zurückfallen. Wallende Dämpfe umziehen diese Stätte und kräuseln sich in weißen Wolken zur hohen Glasdecke der Halle empor, wo sie durch die geöffneten Lufen ihren Ausweg suchen.

Merkwürdig erscheint es, wie verschieden die Wirkung der einzelnen Karlsbader Quellen auf den Organismus sich äußert, obwohl die chemische Zusammensetzung derselben keine sehr verschiedene ist und dieselben offenbar — wenn auch auf anderen Wegen — alle demselben Erdsplatt entquellen. Bedeutend ist dagegen der Temperaturunterschied beim Wasser der einzelnen Mineralbrunnen.

Er schwankt zwischen 72,5° C. beim Sprudel und 33,9° bei der „Ruffischen Kron“. Man zählt der Quellen in Karlsbad nicht weniger als 16, von denen der berühmte Mühlbrunnen eine Temperatur von 51,4° C. besitzt. Nur für denjenigen, der zugleich strenge Diät hält, bietet der Genuß des Karlsbader Wassers Aussicht auf Genesung oder doch Vinderung seiner Leiden, unter denen besonders Krankheiten der inneren Organe, der Leber, der Milz, des Magens und der Nieren zu nennen sind. Unter diesen Umständen ist es erklärlich, daß die Mittagstische in den großen Gast- und Kurhäusern peinlichst Rücksicht auf die gebotene Auswahl der Speisen nehmen, und daß der Kur entsprechend abends schon früh sich eine vollständige Ruhe auf das sonst so belebte Bad herabsetzt. Schon am frühen Morgen dagegen sind alle Promenaden belebt, und selbst weit draußen auf den blanken, schattigen Pfaden des Waldes begegnet man ständig einsamen Spaziergängern. Neben dem Wasser und der Diät wird gerade dieses Frühaufstehen und dieser fast beständige Genuß einer erquickenden Wald- und Bergluft heilend und belebend auf den kranken oder geschwächten Menschen einwirken.

Die Entdeckung und erste Benützung der Karlsbader Quellen ist von der Sage ausgeschmückt; einige führen sie auf König Johann und das Jahr 1325, andere auf Kaiser Karl IV. und das Jahr 1358 zurück. Jedenfalls hat vom 14. Jahrhundert ab eine regelmäßige Benützung der Thermen stattgefunden. Den riesigen Aufschwung Karlsbads brachte indes erst unser scheidendes Jahrhundert; denn während Karlsbad im Jahre 1794 gegen 273 Kurparteien zählte, wies deren der Ort im Jahre 1894 schon 28 731 auf. Die Gesamtzahl der während einer Saison Karlsbad besuchenden Kurgäste und Durchreisenden dürfte jetzt etwa 60 000 betragen. Und dabei zeigt die Entwicklung des Bades noch heute keinen Rückschritt oder Stillstand, sondern von Jahr zu Jahr wächst es weiter an.

Karlsbad selbst und seine nächste Umgebung haben wir nun



nach allen Richtungen hin durchstreift; ein weiterer Spaziergang lockt uns in die Berge. Durch einen älteren Stadtteil steigen wir auf steilen Straßen bergan. Bald liegen die letzten Häuser hinter uns. Noch eine Strecke weit begleiten Acker den Weg; dann nimmt uns der Wald auf, und in seinem Schatten steigen wir höher und höher, bis wir endlich einen prächtigen Aussichtspunkt, die Stephanie-warte, erreicht haben. Hier steht ein gutes Wirtshaus mit einem hohen Aussichtsturm, dessen Besteigung kein Besucher unterlassen wird.

Weit und umfassend liegt von hier aus die Ferne erschlossen. Da dehnt sich zu Füßen das große stille Gebiet der Nadelholzforste. Als tiefe Schlucht windet sich das Teplthal durch das dunkle Gebirge. Von weitem schimmert Karlsbad herauf. Deutlich erkennt man seine glänzenden Bauten, deren helle Farben sich vom dunklen Waldhintergrunde abheben. Das ferne Egerthal dahinter schaut als eine wohlangebaute Hügelfläche im hellen Glanz ihrer Saatenfelder herüber. Weiterhin schließt sich das Thal wie ein Thor. Man erkennt den Beginn des engen Durchbruches durchs Gebirge, aus dem wir heraufgekommen sind. Aber jenseits dieser Kluft des Egerdurchbruches blinken aus bläulichem Dufte noch ferne, sonnenbestrahlte Höhen. Hoch und erhaben schwingt sich im Norden der dunkle Wall des Erzgebirges wie eine Riesenmauer empor. Wolken umgürten seine obersten Gipfel, und der Rücken des Keilberges thront in stiller Größe über dem weitgestreckten Kamm. Gegen Osten wachsen die stolzen Ruppen des Duppauer Gebirges an, ganz verschieden von den mächtigen Formen des Erzgebirges und doch zugleich nicht minder malerisch. Dicht an ihrem Fuße zieht sich die Eger hin, während eine weite Entfernung den Fluß hier vom Erzgebirge trennt. Außer dem nahen Karlsbad im tiefen Thalgrunde winken manche andere kleinere Ansiedlungen aus diesem wechselvollen Landschaftsbilde herüber; auf fernen Berggipfeln ragen weitschauende Ruinen, helle Wiesen und Fluren begegnen

dem Blick im großen Rundgemälde, und der Spiegel der beiden Teiche blinkt hell in der Sonne. Aber immerhin gehört dem Walde die Vorherrschaft, sein Ernst und seine stille Größe halten uns in ihrem Banne. Trotz all des Lebens und des Reichtums drunten in der Stadt kehrt man wie zögernd doch erst nach langen Stunden zu ihr zurück.







## XI.

### Über Eger ins Elstergebirge.

**S**owohl abseits von der nächsten Bahnlinie und an keinem Knotenpunkte des Eisenbahnverkehrs gelegen, besitzt Karlsbad, seiner Bedeutung und seinem gewaltigen Fremdenverkehr entsprechend, während des Sommerhalbjahres doch eine vorzügliche Verbindung mit der Außenwelt. Nach Prag und Wien, nach Dresden und Berlin, nach Leipzig und Hamburg, nach Frankfurt, Köln, Ostende, München und Paris gehen schnelle Züge, meist mit direkten Wagen. Soeben steht im Bahnhof ein Zug zur Abfahrt bereit. Er besteht nur aus einer Maschine, einem Gepäck- und zwei Luxuswagen. Nun dampft er brausend aus der Halle heraus, in wenigen Stunden ist er bereits in Nürnberg und übergiebt dort seine beiden Wagen dem von Constanza und Wien heraufkommenden Orient-Express. Es ist schon spät am Nachmittage, wo wir den Zug abdampfen sehen, und doch wird er schon bald nach Mitternacht den Ufern des Rheines entlang sausen. Das Mittagessen werden seine Reisenden morgen schon auf dem See-Dampfer einnehmen, der sie von Ostende nach England führt, und morgen um dieselbe Zeit, wie heute, empfängt die Fahrgäste, die nach London wollen, bereits das Getriebe dieser Weltstadt.

Aber wir beneiden diesmal diejenigen nicht, die so die Welt durchfliegen. In langsam gehendem Zuge verlassen wir Karlsbad. Noch einmal ist uns ein Blick auf einen Teil der Stadt vergönnt und auf den Eingang vom Haupt- zum Teplthale. Bald geht's steiler bergan, ein breiter Thalboden umfängt die Eger; weit ausgeschweift, zieht sich eine fruchtbare Hügelserie vor unserem Blicke hin. Zur Linken, jenseits der Eger, liegen die dunklen Anhöhen des Kaiserwaldes, hinter denen Marienbad zu suchen ist. Bei Falkenau verflacht sich das Thal mehr und mehr; man gewinnt den Eindruck, als ob man in einer Flachlandschaft dahinführe. Durch den Augenschein kann man sich hier davon überzeugen, daß kein unmittelbarer Zusammenhang zwischen dem Erz- und dem Fichtelgebirge besteht; denn des ersteren stolze Hochrücken sind längst aus dem Gesichtskreise des Thales verschwunden und nur mehr von höheren Punkten aus wahrnehmbar, und des Fichtelgebirges weitgeschwungene Waldkämme erblickt man nur an klaren Tagen in bläulich verschimmelter Ferne. Die sanft ansteigenden, nördlich dem Egertale vorgelagerten Höhen bilden als Elstergebirge das vermittelnde Glied zwischen den vorgenannten Gebirgszügen. Erst weiter nordwärts nach dem Elsterthale zu nimmt das gleichnamige Gebirge den Charakter eines Berglandes an, nach der oberen Eger hin blickt es mit seiner von Feldern, Wiesen und Wäldern bedeckten, südlichen Abdachung als ein niederes Hügelland in die anmutige Gegend hinaus. Ein Zug der Milde ist über sie ausgebreitet. Weite Wiesen dehnen sich zur Seite des langsam fließenden Flüsschens aus, das hier zur Teichbildung neigt, und auf dessen blankem Spiegel Seerosen und andere Wasserpflanzen sich ausbreiten. Schöpfträder drehen sich ruhig in der schleichenden Flut und führen ihr Wasser den Kanälen zu, die das Ackerland durchschneiden. Herden von Rindern gehen zuweilen auf den Grasflächen einher, und Scharen von Gänsen sieht man an allen Orten. In weitem Abstände fassen zu beiden Seiten mächtige, theils bebaut, theils be-





Die Mühlbrunnen-Kolonnade zu Karlsbad.





waldete Höhen das flache Thal ein, während im Hintergrunde die blauen Gipfel des Erzgebirges und des Böhmisches Mittelgebirges herübergrüßen und vor uns in weiter Ferne die Höhen des Fichtelgebirges auftauchen. Zur Rechten aber steigt das Land allmählich zu den Bergzügen des Vogtlandes an.

Mitten in dieser friedlichen Landschaft überrascht uns dann plötzlich ein schönes Stadtbild. Eine alte Burg mit schwarzem Turme überragt die dicht gescharte Häusermasse. Mehrere Kirchtürme steigen wirkungsvoll darüber hinaus, ein hoher Viadukt mit kühnen Bogen wölbt sich über dem breiten Thalgrunde, und wie ein Hauch ihrer großen und reichen Geschichte liegt es über der Stadt. Wir sind in Eger.

Die breiten Straßen, die vom Bahnhof ins Innere der Stadt führen, bieten dem Fremden nichts Fesselndes, eintönig sind die hohen, gelbgestrichenen Häuser, und der Verkehr ist ein mäßiger. Aber wenn wir nun weiter kommen und auf den geräumigen Marktplatz treten, ändert sich die Sache. Mit einem Male stehen da vor unserem geistigen Auge die wechselvollen Schicksale der Vergangenheit, die sich an die Stadt Eger knüpfen, und welche das altertümliche, ganz eigenartige Gepräge dieses Platzes in unserer Erinnerung weckt. Fast alle Häuser sind hier noch Zeugen der Vergangenheit, die moderne Zeit beginnt eben erst ihren Einfluß bei einzelnen Neubauten auszuüben. Duster steigen die hohen Stirnseiten dieser Häuser an; Bogen wölben sich über den Thüreinflüssen, reliefartige Verzierungen krönen die oberen Fenstergesimse, hier und da springen malerisch kleine Erker vor, und über allem liegt das schützende Dach, das mehrstöckig emporkwächst und in langen, mehrfach übereinander gelagerten Reihen zahlreiche viereckige Fensterlücken trägt, die dem ganzen Bilde ein eigenes Gepräge geben. Ebenso fremdartig muten uns auch die düsteren Gewölbe an, die im Erdgeschoß der meisten Häuser liegen, und wo die Warenvorräte der Geschäfte aufgestapelt sind. Rechnen wir dazu die geräumigen Binnenhöfe, zu denen

die gewölbten Hallen führen, und auf denen kleinbürgerlich oft noch Vieh und Geflügel sich herumtreibt, so hat man ein typisches Bild echt deutscher mittelalterlicher Städteart vor sich. Die alte Burg über dem Egerflusse, von der noch bedeutame Reste stehen, und in deren Saale Wallensteins letzte Getreuen von den Dragonern Buttlers niedergemetzelt wurden, giebt mit ihrem schwarzen, aus Lava erbauten Bergfried der Stadt ein ernstes Gepräge, und mehrere schöne gotische Kirchen bereichern wirkungsvoll diesen Gesamteindruck. Auf dem Marktplatz fällt der gepflasterte Boden schräg gegen das Stadthaus hin ab und gestattet vom oberen Ende den besten Überblick. Altertümlisch ist hier jedes Eck und jeder Winkel. So mag auch der Marktplatz von Eger ausgesehen haben, als Schiller hier wohnte und seine Studien für den „Wallenstein“ trieb, und als Goethe in dem alten Gasthof weilte, wo heute der Ratskeller liegt.

Aber dieser Marktplatz, der jetzt wieder so stille ist, und der seit fast einem Jahrhundert nur die Stätte friedlichen Verkehrs und Handels gewesen, war vor etlichen Tagen zu einem Schauplatze wilder Auftritte und allgemeiner Volkserregung geworden. Hier hatte die tschechische Gendarmerie rücksichtslos ihre Angriffe gegen die Bevölkerung unternommen, ihre Kasse über die Bürgersteige sprengen lassen und ihren Mut durch Angriffe auf harmlose Neugierige, selbst auf Frauen und Kinder gekühlt.

Und während draußen sich diese Auftritte abspielten, berieten dicht dabei auf dem Binnenhofe und auf den Galerien des Stadthauses, hinter dem verschlossenen Thore die Vertreter und Abgesandten der deutschen Städte Böhmens über das Wohl ihres Volkes und über die Maßregeln zum Schutze des bedrohten Deutschtums gegenüber den Übergriffen der tschechischen Macht. Diese unter den schwierigsten Verhältnissen zu stande gekommene Versammlung hatte einen Beweis geliefert von der Festigkeit und dem mannhaften Stammesbewußtsein der Deutsch-Böhmen, welche die



tſchechiſchen Übergriffe gründlich aus ihrer früheren Zurückhaltung aufgerüttelt hatten.

Von dem denkwürdigen, altertümlichen Zimmer aus, in welchem einſt Wallenſtein von den Speeren ſeiner Mörder niedergemacht wurde, zeigte man uns den Hof, auf dem jene Verſammlung getagt, und leuchtenden Auges bezeichneten uns unſere Führer die einzelnen Stellen, an denen dieſer oder jener der gefeierten Redner und Führer der Deutſchen in dieſem nationalen Kampfe geſtanden und ſeine ſiegesfrohen, aufmunternden Worte in die erregte Verſammlung hinein hatte erſchallen laſſen.

So war der Tag von Eger ein Wendepunkt in der Geſchichte der Deutſchen Öſterreichs, und es gewinnt den Anſchein, als ob von nun an das ganze Deutſchtum in den von andern Nationen bedrohten Gebieten ſich ſeiner Kraft erinnert hätte und geſonnen ſei, ſeinen jetzigen Beſtand mit Feſtigkeit gegen alle weiteren Angriffe zu wahren.

Als wir nun aber länger in Eger weilten, empfanden wir bald, daß unter äußerlicher Ruhe es in allen Gemüthern mächtig gährte. Der gewaltsame Eingriff der tſchechiſchen Polizei ſtand noch friſch in aller Erinnerung, das Bewußtſein, daß die Deutſchen ſich nun ihrer Sprache, ihrer Sitten, ja ihrer Haut zu wehren hätten, hatte ſich in allen Köpfen feſtgeſetzt. Hätten die Deutſchen in Öſterreich von der jezt vorhandenen Stimmung und Feſtigkeit auch nur einen kleinen Teil in früheren Zeiten beſeſſen, ſo würde Böhmen und Mähren noch heute ein deutſches Land ſein, vom Böhmerwald bis zum Geſenke, und vom Fichtelgebirge bis an die March.

Als wir am Abend in den Ratskeller traten und dem Kellner unſere Beſtellung machten, tönte uns von allen Seiten ein kräftiges „Heil“ entgegen. Erſtaunt fragten wir den Kellner nach der Bedeutung. Das iſt der Erkennungs- und Freundschaftsgruß der Deutſchen, entgegnete er uns, und mit einem ebenſo kräftigen „Heil“ erwiderten wir den Willkomm. Bald waren wir mit verſchiedenen

Bürgern Egers in Unterhaltung, und von Augenzeugen hörten wir nun noch einmal, was uns durch die Blätter schon längst bekannt war. Da sprach man begeistert von der im nahen Bayern unter freiem Himmel abgehaltenen Versammlung der Deutsch-Böhmen und von dem Angriff der tschechischen Polizei auf die nach Eger heimkehrenden Teilnehmer. Es herrschte eine Stimmung, wie vor dem Anbruch schwerwiegender Ereignisse.

Freilich haben diese Kämpfe auch böse Erscheinungen im Gefolge. Tschechischen Arbeitern, Diensthoten und anderen Angestellten wurde in den deutsch-sprachlichen Gebieten ohne weiteres der Dienst gekündigt; tschechische Beamte und Kaufleute wurden als Feinde der Deutschen unter Nennung des Namens in den öffentlichen Blättern gebrandmarkt und förmlich boykottiert. Auch die Sprache in den deutschen Zeitungen überstieg häufig das erlaubte Maß. Aber all diese Auswüchse waren durch die gereizte Stimmung erklärlich, und all jene vorhin genannten häßlichen Mittel zur Unterdrückung oder Fernhaltung des Gegners hatten die Tschechen da, wo sie die Oberhand besitzen, auch längst schon gegen die Deutschen angewandt. Hammer oder Ambos heißt es in diesem Kampfe, ein passives Verhalten gilt hier dem Rückgange gleich. So weit ist es in Böhmen durch den Übermut und den Deutschenhaß der Tschechen gekommen, und man fragt sich vergebens, was nun weiter werden soll.

Aber das eine ist gewiß, daß sich die Deutschen in den bedrohten Gebieten niemals so ihrer Kraft bewußt gewesen sind, wie heute. Trotz aller Drangsal geht ein freudiger Zug durch das ganze Land, und eine hoffnungsvolle Stimmung beseelt einen jeden. Selbst in Wien hat dieser Umschwung einen Wiederhall gefunden und viele Deutsche aus ihrem bisherigen teilnahmslosen Verhalten und kraftlosen Sichgehenlassen aufgerüttelt. Die Vorgänge in Eger haben wie ein Weckruf das Bewußtsein der drohenden Gefahr in jedem Deutschen befestigt.



Nun werden hoffentlich die Zeiten vorüber sein, wo Männer deutschen Stammes die Feigheit begingen, sich ihrer nationalen Eigenart und ihrer Muttersprache zu entschlagen, wo Tausende von Deutschen ihrem guten deutschen Namen durch Einschleichen eines Konsonanten, eines „s“ oder „c“ oder durch ähnliche klägliche Kunstgriffe einen tschechischen oder magyarischen Anstrich zu geben sich bemühten, wie ich es so oft auf Firmenschildern in den Orten Ungarns und Mährens, Böhmens und Polens mit eigenen Augen gesehen.

Kurzum, es ist ein neuer Geist in die Deutschen der bedrohten Gebiete eingezogen, sie erinnern sich wieder ihrer großen Vergangenheit und des Dankes, den Österreich gerade ihnen, als den ersten und hauptsächlichsten Trägern der Kultur, von alters her schuldet.

Diese Betrachtungen und Empfindungen waren es, die uns in Eger bestürmten und den Aufenthalt und Verkehr zu einem so unvergesslichen machten. Durch die Sudeten waren wir in früheren Jahren gewandert, ihren Südfuß hatten wir vom Hohen Gesenke bis zu den Tserkämmen begangen; im Böhmischem Mittelgebirge hatten wir geweiht und die hohen Gipfel des Erzgebirges erstiegen. Und als wir nun noch über das Fichtelgebirge den Böhmerwald bis zur Donau durchwandert hatten und mit geringen Ausnahmen in allen Thälern und Gründen biedere Bewohner kerndeutschen Stammes und echt deutscher Gesinnung antrafen, da hatte sich auch unser dieselbe Stimmung wie die der Männer von Eger bemächtigt, und wir sagten uns gleichfalls mit frohem Selbstvertrauen: Der schönste Teil von Böhmen ist auch heute noch ein deutsches Land und wird und soll es bleiben.

Wir hörten schon, daß Eger eine uralte Stadt ist. Wahrscheinlich fällt ihre Gründung in ferne Slavenzzeit zurück. Schon zu Ende des 9. Jahrhunderts bildete der Ort einen der Hauptplätze in dem unter dem Namen Ostfranken vereinigten Eger- und Sorbenlande. Die Herrschaft des Slaventums hatte längst auf-

gehört, als im Jahre 1149 Eger durch Heirat an Kaiser Friedrich von Schwaben fiel. In der Geschichte tritt die Stadt seit alters her stets als eine rein deutsche auf. Nur für kurze Zeit ging Eger aus dem Besitze der deutschen Kaiser an Wenzel III. über; unter Kaiser Albrecht tritt das frühere Verhältniß wieder ein, bis Eger im Jahre 1725 gleichzeitig mit seiner Erhebung zur Stadt durch Karl VI. der böhmischen Krone einverleibt wird.

Zu allen Zeiten hatte Eger einen großen Verkehr in seinen Mauern zu verzeichnen, stets war es zugleich ein Durchgangsort für Handels- und Heereszüge. Die Erklärung hierfür finden wir in der natürlichen Lage der Stadt. Wir haben auf unserer Reise bereits erfahren, daß vom Elbdurchbruch bei Tettschen bis hierhin ohne Unterbrechung das Erzgebirge und das mit diesem zusammenhängende Elbsandsteingebirge ein bedeutendes Verkehrshinderniß bilden, und daß keine anderen, als beschwerliche Gebirgsstraßen einen Übergang von Böhmen nach Sachsen gestatten. Früher war dieses Hinderniß noch weniger zu bezwingen wie heute, wo Kunststraßen und selbst Eisenbahnen sogar vor dem Hochgebirge nicht mehr Halt machen. Rechnen wir nun hinzu, daß westlich von Eger im Fichtelgebirge abermals eine bedeutende Massenerhebung den Verkehr von Nord nach Süd hemmt, so begreift man, daß letzterer gerade hier in der Gegend von Eger zusammenfluten mußte, wo der vorhin näher gekennzeichnete Bau des Elstergebirges und Vogtlandes ein Überschreiten so leicht und verlockend macht. Naturgemäß diente nun dieser Verkehr nicht lediglich friedlichen Handelszwecken, vielmehr war er häufig genug von wilden Kriegszügen hervorgerufen. So hatte denn Eger in den mittelalterlichen Kämpfen und ganz besonders während des Dreißigjährigen Krieges mehr zu leiden, als irgend ein anderer Ort nah und fern. Weshalb eine traurige Berühmtheit die Stadt im letztgenannten Kriege durch die Ermordung Wallensteins und seiner Getreuen erlangte, haben wir schon erfahren.



Als Ausdruck dieser Gunst der natürlichen Lage hinsichtlich des Verkehrs sehen wir, wie heute Eger sich zu einem der bedeutendsten Eisenbahnknotenpunkte des ganzen böhmischen Landes herausgebildet hat. Von hier aus führen nicht weniger als sieben verschiedene Linien strahlenförmig nach allen Richtungen. Von diesen vermittelt die österreichische Staatsbahn den Verkehr mit Pilsen und Wien, die sächsische Staatsbahn den Weg nach Franzensbad und Reichenbach. Die bayerische Staatsbahn sendet ihre Züge über Asch nach Hof, auf einer anderen Linie über Marktredwitz nach Bayreuth und Nürnberg und auf einer dritten Route über Weiden nach Regensburg. Endlich rollen auf einer weiteren, nicht staatlichen Bahnlinie die Züge von Eger nach Karlsbad und Komotau.

Im Sommer beherrscht der Badeverkehr das Leben am Bahnhof zu Eger; denn nicht nur Karlsbad liegt hier in der Nähe, sondern in derselben Landschaft finden wir Marienbad und Franzensbad mit ihren weltberühmten heilkräftigen Quellen. Man würde manche Wiederholung bringen müssen, wollte man nach einer Schilderung Karlsbads noch eine solche der vorgenannten Bäder versuchen. An Großartigkeit und äußerem Glanz ist Karlsbad beiden überlegen; auch landschaftlich übertrifft sie die Stadt an der Tepl. Marienbad hat statt dessen den Vorzug noch größerer und älterer Wälder, die das ganze Gebirge rings umher umhüllen. Franzensbads Umgebung entbehrt solcher Reize. Allein dieser Ort, vornehmlich von Damen als Kurgästen besucht, besitzt in dem engeren Bereiche seiner Anlagen und Alleen schöne Promenaden, und die hier zur Erholung weilenden Leidenden vermiffen nicht den Mangel einer landschaftlichen Pracht in der weiteren Umgebung, weil sie meist aus Schwäche von selbst an größeren Märschen gehindert sind. Freilich der Wanderer kehrt schließlich gern all diesen Bädern den Rücken und strebt wieder den Bergen zu, die von nah und fern in diese Landschaft der oberen Eger hinüberschauen.

Die großen Waldungen des Elstergebirges umgeben uns. Noch einmal dringt der Blick von einer Höhe in das verlassene Egerland, das sich weit und fruchtbar gegen Süden ausdehnt. Einzelne hohe Gipfel des Erz- und Mittelgebirges sind noch hier erkennbar, während im Südosten die Waldkämme des Fichtelgebirges aus der Ferne herübergrüßen. Im nahen Thale sieht man die Bahn von Eger nach Plauen in weiten Schlangenwindungen der Wasserscheide entgegenklimmen. Bald haben auch wir diese und zugleich die sächsische Grenze erreicht. Anfangs führt uns unser Weg noch durch einsame Gebiete. Rings liegen die weiten schweigenden Tannenzwälder, ab und zu erscheinen große, moorige Wiesen. Kleine Teiche, von Binsen dicht durchwuchert, füllen niedere Thalsenkungen, und Enten und Wasserhühner flüchten aufgeschreckt von unserem Nahen.

Indem wir weiter gegen das Elsterthal hin vordringen, verändert sich die Landschaft. Mehr und mehr weichen die Wälder dem Ackerbau, größere Dörfer begegnen uns im freundlichen Thale. Die Häuser in diesen Ortschaften tragen schon ein anderes Gepräge als im nahen Egerlande, jenseits des Gebirges. Alle sind weiß getüncht und von schwarzen Schieferdächern bedeckt. Obwohl vom Egerthale aus die Erhebung des Gebirges als eine unbedeutende erschien, merkt man nun bei stundenlangem, wenn auch allmählichem Abstieg die Höhe des Landes. Zwar besitzt das Elstergebirge, wie wir sahen, nicht den jähen und landschaftlich so großartigen Abfall nach Süden hin, wie das Erzgebirge; allein mit letzterem teilt es die sanftere Abdachung nach Norden und seine Ausbreitung in dieser Richtung über ein weites Landgebiet.

In einem anmutigen und wechselreichen Thale durchfließt die Weiße Elster, die unfern von Aisch an den Gehängen des 750 m hohen Kapellenberges entspringt, dies Gebirge. In diesem obersten Grunde liegt das vielbesuchte Bad Elster, dessen alkalisch-salminische Stahlquellen bei ihrer erprobten Heilwirkung sich eines großen Rufes erfreuen. Als Gast beherbergt die Elster, die mit klarem





Die Elsterthalbrücke.





Wasser murmelnd durch die Wiesen und Wälder des Thales hinzieht, die echte Perlmuschel, ein sonst in Deutschland seltenes Schalthier. Dicht geschart, bewohnt sie in großen Kolonien stellenweise das Bett des Baches. Wie gepflastert erscheint hier der Boden mit den aus dem Sande oder Gerölle hervorragenden Enden der Muschel. Ehemals war das Vorkommen dieser Tiere in der Elster von unschätzbarem Werte; denn die in den Schalen verborgenen Perlen waren als wertvolle Kleinodien sehr gesucht. Der Reichtum der Funde hat in späterer Zeit aufgehört; die Perlen aus der Elster sind heute zur Seltenheit geworden. Aber trotz dieser veränderten Sachlage ist die eigenartige Industrie, deren Entstehung auf dem Vorkommen dieser Schalthiere beruhte und die ihren Hauptsitz in Amdorf an der Elster hat, fortbestehen geblieben bis auf den heutigen Tag. Gegen die Mitte unseres Jahrhunderts begann man nämlich damit, neben der Benutzung der seltener werdenden Perlen auch die Schalen der Perlmuschel zu allerlei Schmuckgegenständen zu verarbeiten, die sich bald einer großen Beliebtheit und eines weiten Absatzgebietes erfreuten. Zwar werden als Rohmaterialien jetzt vorwiegend die Schalen der in tropischen Meeren, insbesondere im persischen Golfe lebenden Perlmuscheln verwendet, allein in seiner Perlmutter- und Perlindustrie hat sich Amdorf noch immer eine hohe Bedeutung und einen guten Ruf zu erhalten gewußt. Besonders sind es Portemonnaies, Kämmen, Schatullen, Tabatièren und allerlei Nippfachen aus Perlmutter, die hier in Amdorf gefertigt werden. Auch die Fabrikation von Perlmutterknöpfen hat hier eine Stätte gefunden.

Der Rückgang des Perlmuschel-Vorkommens in der Elster ist zum Teil auf die Verunreinigung der Bäche durch die Abgänge aus den anliegenden Ortschaften und Fabriken, zum Teil auch auf die Flößerei zurückzuführen, die manche Muschelbank zerstörte. Unvorsichtiges Einsammeln der Schalthiere hat auch das Seinige mit zur Verminderung beigetragen. Außer in den Bächen des Elster-

gebirges findet sich heute die edle Muschel in Deutschland nur mehr in einzelnen kleineren Gewässern des Fichtelgebirges, des Bayerwaldes und des Hunsrück.

Aldorf hat außer seiner Perlmutter-Industrie auch noch ein anderes, die Musikinstrumenten-Fabrikation, als deren Mittelpunkt und Hauptsitz aber das nahe Markneukirchen angesehen werden muß, das an einem kleinen Seitenbache liegt, der sich bei Aldorf in die Elster ergießt. Ursprünglich betrieb Markneukirchen — ein alter, schon im frühen Mittelalter genannter Ort — nur die Herstellung von Geigen, eine Kunst, die wahrscheinlich aus dem nahen Böhmen her sich hier eingebürgert hatte. Schon im 17. Jahrhundert dienten ihr zahlreiche Handwerke. Das Holz zu den Geigen lieferten die nahen Wälder, der ganze Betrieb war lediglich Hausindustrie. Mit einem Schiebkarren oder einem Tragkorbe auf dem Rücken beförderten dann hernach die Markneukircher Geigenmacher ihre fertigen Waren aus ihrem stillen Thale hinaus. Als der Ruf der hier verfertigten Violinen schon weit über die Grenzen Sachsens bis in ferne Länder gedungen war, besaßen die Leute des abgelegenen Ortes noch keine ordentliche Straße und waren froh, wenn sie ihre Erzeugnisse wohlbehalten bis Eßnitz befördert hatten, wo das große Straßennetz erreicht war.

Aus bescheidenen Anfängen heraus entwickelte sich indes bald dieser Industriezweig zu einer hohen Blüte. Zugleich blieb der Betrieb nicht nur auf die Herstellung von Violinen und anderen Streichinstrumenten beschränkt, sondern es wurden für die Folge auch alle anderen Arten von Musikinstrumenten in Markneukirchen verfertigt. Trotz dieses Aufschwunges und dieser bedeutenden Ausdehnung blieb das Gewerbe doch vorwiegend wie bisher eine Hausindustrie.

Aber nicht nur Markneukirchen selbst besaß die Fabrikation als ihr eigen. Es beteiligten sich vielmehr an derselben auch zahlreiche umliegende kleinere Ortschaften, sowie das nordostwärts gelegene Klingenthal und das schon erwähnte Aldorf.



Die gewaltige Nachfrage nach den Erzeugnissen dieser Gegend und der Massenabſatz derselben führte naturgemäß auch manche Umwandlungen innerhalb dieſes Gewerbes hervor. Ein Theil der Hausinduſtrie verwandelte ſich in Fabrikbetrieb, und vor allem reichten die Wälder Sachſens und Böhmens nicht mehr für den Bedarf an brauchbarem Holze aus. Früher war es vorwiegend Ahorn- und Fichtenholz, erſteres zur Herſtellung der Böden, letzteres zur Bereitung der Decken der Violinen, das als heimisches Rohprodukt Verwendung fand. Bald aber bezog man ſolches auch aus dem Böhmerwalde und Tirol, aus Siebenbürgen und Rumänien. Heute kommt daneben Ebenholz, Pernambuk-, Palijander- und anderes Holz aus überſeeiſchen Ländern zur Benutzung.

Die Fabrikation der Violinen, Bäſſe, Guitarren und anderer Streichinſtrumente brachte zugleich die Bereitung der Schaſdärme und deren Handel in Aufnahme. Aus der Herſtellung einfacher, als Kinderſpielzeug dienender Mundharmonikas entwickelte ſich die Erzeugung von Ziehharmonikas und ſchließlich die Fabrikation komplizierter Akkordions, Harmoniums und Orcheſtrions, beſonders in Klingenthal. Das Abſatzgebiet all dieſer verſchiedenen Waren der Markneukirchener Gegend iſt heute faſt die ganze Welt, und auch hier ſehen wir wieder, wie der ſächſiſche Gewerbefleiß, inſbeſondere derjenige des Erzgebirges, in ſeiner wunderbar reichhaltigen und eigenartigen Entfaltung nicht nur unter ſchwierigen Verhältniſſen ſiegreich den Wettbewerb mit der Induſtrie anderer Staaten ausgefochten, ſondern auch, dank dem Scharfblick, der Thatkraft und der geſchäftlichen Klugheit dieſer das Erzgebirge und Vogtland beſiedelnden Stämme, eine hervorragende und führende Stellung für ſich behauptet hat.



## XII.

### Durchs Vogtland zum Fichtelgebirge.

Beim Besuche des Egerlandes bemerkten wir schon, daß das Erzgebirge sich nicht bis zum Fichtelgebirge erstreckt, sondern daß ein Zwischenglied, das Elstergebirge, sich einschleibt, das den Zusammenhang zwischen den beiden vorgenannten vermittelt. Dieses Elstergebirge kann als Südrand einer plateauartigen Gebirgssenfke angesehen werden, die sich nirgendwo über 759 m erhebt, während das Fichtelgebirge bis zur Höhe von 1023 m, das Erzgebirge zu einer solchen von 1244 m ansteigt. Trotz der an und für sich nicht unbedeutenden Höhenlage erscheint somit das genannte Zwischenglied, in politischer Hinsicht das Vogtland genannt, als eine nicht unbedeutende Senkung oder Einsattelung zwischen den höheren Nachbargebirgen. Gleich dem Erzgebirge dacht auch das Vogtland sich nach Norden zu allmählich über ein großes Gebiet hin ab und vermittelt hier den Übergang von den sächsischen zu den thüringischen Berg- und Hügellandschaften. Nach Süden dagegen fällt es im Elstergebirge steiler und unvermittelter nach den Egerlandschaften hin ab, obwohl dieser Absturz, wie wir vorherhin sahen, in keiner Weise sich mit dem des Erzgebirges in seiner Großartigkeit vergleichen läßt.



Wenn man von den südlichsten Theilen abieht, macht das Vogtland im Innern kaum den Eindruck eines Gebirgslandes; denn überall tritt der Charakter der Tafelfläche zu Tage; fast unmerklich dacht es sich so zur Leipziger Ebene ab, die, tief ins Mittelgebirge eindringend, den Südrand des Vogtlandes bildet. Sobald man aber an den Rand der tiefer eingeschnittenen Thäler gelangt, die das Vogtland durchziehen, ist man von dem veränderten Landschaftsbilde überrascht, das nun echtes Gebirgsgepräge hat.

Seiner Hauptmasse nach besteht das Vogtland aus Thonschiefer, der eine gewisse Einförmigkeit der Landschaft bedingt. Nur an einzelnen Stellen ragt er in Form von Klippen und ruinenartigen Gebilden wirkungsvoll aus weiten Wäldern auf. Indes fehlen der Landschaft auch andere Gesteine nicht, der Diabas- oder Grünstein hat eine weite Verbreitung, und ebenso treten an manchen Stellen Granit und Glimmerschiefer auf. Ersterer bildet den Kapellenberg, des Vogtlandes höchste Erhebung, die kühn ins Egerthal hinabschaut, aus dem letztgenannten Gestein ragt als mächtige Quarzmasse der Schneckenstein hervor, der durch das häufige Vorkommen von hellgelben Topasen bekannt ist, die ehemals ausgebaut und als sächsische Topase in den Handel gebracht wurden. Auch einen alten vulkanischen Herd besitzt das Vogt- oder Egerland im Kammerbühl bei Eger. Die häufigen Erdbeben in diesem Gebiete aber sind wohl auf tektonische Ursachen zurückzuführen. Das Vogtland zeigt sich nämlich in seinem Untergrunde von zahlreichen Schichtenfaltungen und Spaltensystemen durchzogen, indem der Druck der benachbarten Bergmassen des Erzgebirges und Thüringer Waldes den vogtländischen Boden in der vielfältigsten Weise zertrümmert hat. Dieser Einfluß dauert offenbar noch immer fort; denn in den letzten 22 Jahren sind im Vogtlande nicht weniger als 23 stärkere und schwächere Erdbeben beobachtet worden. Eines der bedeutendsten derselben war das große Erdbeben im Spätherbst 1897, das während eines Zeitraumes von 37 Tagen eine

große Anzahl mehr oder weniger bedeutender Erschütterungen mit sich brachte. -

Vor Zeiten war der größte Teil des Vogtlandes fast ausschließlich von großen Wäldern bedeckt. Kaum irgend sonstwo in deutschen Vaterlande blühten denn auch mehr die Gewerbe, die auf der Ausnutzung der Forsten beruhen. In großen Mengen wurde Harz gewonnen, Pechsiedereien begegneten dem Wanderer häufig in den großen Waldungen. Aus dem harzigen Holze und den Rindenabfällen bereitete der Rußbrenner seine Ware, und als weitere typische Gestalten traten der Köhler, der Holzfäller und der Flößer auf. Allein im Laufe der Zeiten verringerte sich der Waldbestand, dazu blieb bei der geregelten Forstwirtschaft der neueren Zeit für die Ausübung der genannten, die Gesundheit der Bäume gefährdenden Gewerbe kein Raum mehr. Unter den veränderten Bedingungen sind sie dem Wettbewerb unterlegen und werden nur noch selten im Vogtlande angetroffen.

Statt dessen haben der Ackerbau und die Viehzucht bedeutend zugenommen. Zahlreiche auf „reuth“ endende Ortsnamen im Vogtlande weisen noch immer auf die Entstehung dieser Ansiedlungen auf gerodeten Stellen im Walde hin, während die gleichfalls hier so häufig vorkommende Endung „grün“ auf die Lage der Dörfer in Wiesenthälern hindeutet.

Wie das Vogtland geologisch und landschaftlich sich sehr von dem benachbarten Erzgebirge unterscheidet, so thut es das auch hinsichtlich seiner Bevölkerung, die fränkischen Stammes ist. Franken waren es, die einst in diese vordem von Slaven bewohnte Landschaft einwanderten und nach langen Kämpfen sich zu Herren der Gegend machten. Später ging das Slaventum, an welches nur noch vereinzelte Ortsnamen erinnern, ganz zurück, und bereits seit Jahrhunderten ist das Vogtland ein rein deutsches Gebiet. Seinen Namen erhielt die ganze Landschaft von den Vögten, welche die deutschen Kaiser über diese Grenzmark setzten. Erstere gewannen bald



eine große Unabhängigkeit und sogar das Recht der Erbfolge, bis später nach manchen Zwistigkeiten unter den inzwischen schon getheilten Vogteien das ganze Land an Sachsen fiel.

Hinsichtlich seiner Geschichte teilt das Vogtland mit dem oberen Egerthale die Menge schreckensvoller Kriegsereignisse. Die leichte Zugänglichkeit in Folge der tiefen Einsattelung zwischen trennenden höheren Gebirgen giebt hierfür die Ursache. So haben denn hier, um nur einzelne Beispiele zu nennen, die Hussitenkriege verheerender gewüthet, wie in irgend einer anderen Landschaft. Plauen ging damals in Flammen auf, ein großer Theil seiner Bewohner wurde verrätherisch von den Hussiten niedergemetzelt. Noch schlimmer erging es dem unglücklichen Lande im 30jährigen Kriege. Die Scharen Wallensteins und später die schwedischen Truppen brandschatzten die Gegend in gleich empörender Weise. Die Pest und andere ansteckende Krankheiten, durch die Schlachten und das allgemeine Elend hervorgerufen, vermehrten das Verhängnis; und als endlich friedlichere Zeiten nahten, hatte die Bevölkerungszahl des Vogtlandes in erschreckender Weise abgenommen, und seine Bewohner waren verarmt.

Wir hörten schon, daß neben der Ausnutzung der Wälder und ihrer Erzeugnisse vorwiegend Ackerbau und Viehzucht von den Vogtländern in früherer Zeit betrieben wurde. Allmählich aber ernährten bei der steigenden Bevölkerungszahl diese Betriebe die Leute nicht mehr alle, und so entwickelte sich dann, ebenso wie im nahen Erzgebirge, eine sehr lebhafte und mannigfaltige Hausindustrie, die heute zum Theil in einen Großbetrieb übergegangen ist, und von der wir schon zwei Arten, in Adorf und Markneukirchen, kennen gelernt haben. Auch die Herstellung von Holzwaren und die Strohslechtereie sind hier zu finden; besonders aber die Tuch- und Schleierwirkerei und die Weißstickerei beschäftigen im Vogtlande tausende fleißige Frauenhände.

Soeben nähern wir uns einem Mittelpunkte dieser heutzutage so großartigen Industrie, dem alten, jetzt zu einer der größten

Fabrikstädte Sachsens aufgeblühten Plauen. Behäbig liegt es im kesselartig erweiterten Thale der Elster, dort, wo zur Linken und Rechten kleine Nebenbäche aus schmalen Thaleinschnitten heraus sich mit dem Hauptflüßchen vereinigen. Plauen trägt vorwiegend das Gepräge der Neuzeit, obwohl der Ort schon im 13. und 14. Jahrhundert erwähnt wird und sich an das Schloß und die Stadt zahlreiche Erinnerungen des Mittelalters knüpfen. Die frühzeitige Beseitigung der alten Festungswerke und mehrere große Brände haben zu dieser Entwicklung in modernem Stile beigetragen, und das mächtige Anwachsen der Vorstädte und die Vorherrschaft der Industrie wirkten mit. Letztere entwickelte sich aus der schon im 14. Jahrhundert hier betriebenen Tuchweberei heraus, die später von einer großartig sich entfaltenden Baumwoll-Industrie abgelöst wurde. Letztere erlebte mehrere Blüteperioden und weist eine fast ebenso wechselvolle und mannigfaltige Geschichte auf, wie das Textilvergewerbe von Chemnitz. Heutzutage sind als Specialitäten der Plauenschen Baumwoll-Industrie Gardinen, Mull, Batist, Musseline und andere feine Gewebe zu nennen, die wohl auch unter dem gemeinsamen Namen der „Plauenschen Ware“ in den Handel kommen. In großem Umfange wird daneben feinere Weißstickerei betrieben. Selbstverständlich hat auch hier bei den meisten Betriebsarten die Maschine die Handarbeit eingeschränkt, allein gerade in Plauen und seinen Nachbarorten bringt es die Art der hier hergestellten Ware mit sich, daß daneben doch auch noch zahlreiche Frauenhände notwendige Verwendung finden. Zu Beginn und Schluß der Fabriken und Arbeitsstätten sieht man denn auch hier ganze Scharen von Mädchen und Frauen durch die Straßen der Stadt dahineilen. Die Mehrzahl derselben ist sauber gekleidet; die von ihnen bearbeitete zarte Ware erfordert dies schon; auch in den Toiletten der besser gestellten Frauen von Plauen scheint sich, durch den heimischen Betrieb beeinflusst, eine Vorliebe für leichte, helle und zierliche Stoffe und gleiche Machart kundzutun.





Der Schneckenstein im Vogtland.





Weniger wie bei den anderen großen Industriezentren Sachsens macht sich hier in Plauen die Unannehmlichkeit des Fabrikbetriebes im Äußeren der Stadt bemerkbar, trotzdem die zahlreichen, hoch aufragenden Schornsteine auch hier neben den Türmen der Kirchen das Stadtbild kennzeichnen. Eine weitere Eigentümlichkeit desselben sind die zum Teil steil auf- und absteigenden Straßen; denn nur der auf dem Thalboden gelegene Teil ist ziemlich eben, sonst fällt das Land und mit seinen Gehängen auch die Stadt verhältnismäßig steil nach der Elster zu ab. Unter heftigem Sausen überwinden die schnell dahinschießenden Wagen der elektrischen Straßenbahn diese bedeutenden Hindernisse.

Trotz seiner anmutigen Lage und seines freundlichen Äußeren wird Plauen den Wanderer, den nicht geschäftliche Verpflichtungen hier fesseln, nicht lange zurückhalten; aber zwei Bauwerke der Neuzeit wird er sich in der Nähe der Stadt ansehen, die beiden berühmt gewordenen Eisenbahn-Viadukte über das Thal der Elster und dasjenige der Göltzsch. Mit ihren hohen, mehrfach übereinanderstehenden Bogenreihen gewähren sie, wie sie stolz die Bahnlinie über die tief und jäh eingeschnittenen Thalsenkungen dahinführen, einen imposanten Anblick. Und obwohl beide Übergänge heute von anderen Brücken in Eisenkonstruktion an Länge und Höhe übertroffen sind, bleiben sie doch stolze Denkmäler der modernen Technik, die der Fremde nicht ohne Bewunderung betrachtet. Socketa und Reischkau sind die den Viadukten am nächsten gelegenen Orte, jener unfern der Elster, letzterer in der Nähe der Göltzsch. Die Erbauung der beiden Riesenwerke fällt schon in die 40er Jahre unseres Jahrhunderts zurück; mit ihrer Fertigstellung war die Bahnlinie von Reichenbach nach Plauen und weiterhin von Leipzig nach Nürnberg, als ein ereignisvolles Verkehrsmittel vollendet.

Aus dem Thale der Elster wenden wir uns jetzt in südlicher Richtung dem Fichtelgebirge zu. Dabei durchqueren wir noch ein-

mal einen großen Teil des Vogtlandes und gelangen auf jenes Gebiet der Hochfläche, welches die Thäler der Elster und der oberen Saale trennt. Hier wird der Blick wieder umfassend, das Land dehnt sich weit und unabsehbar aus. Eine frischere Bergluft weht über die wellenförmigen Höhen; würziger Duft entsteigt den Wiesen, wo eben fleißige Schnitter das üppige Gras mähen. In wechselvollen Beständen umkleiden Wälder die Rücken des Gebirges, und um manches Dörfchen breiten sich die wogenden Saatenfelder aus. So blickt man nach Westen bis weit in die reußischen Lande hinaus, während gen Osten des Vogtlandes unabsehbare Gefilde den Blick bis zu den Waldkämmen des Elstergebirges hinüberleiten. Zuweilen tauchen im Süden über vorgelagerten Thälern und Höhen auch schon die hohen Rücken des Fichtelgebirges auf, denen wir rüstig entgegenstreben.

Bei Hof, schon eine ziemliche Strecke hinter der bayerischen Grenze, haben wir das Thal der Saale erreicht, die etliche Stunden oberhalb an den Nordgehängen des Fichtelgebirges ihre Quellen birgt. Die Stadt liegt breit und stattlich im sanften ausgebreiteten Thale. Langsam fließt die hier noch kleine Saale hindurch. In dem gestauten Wasser blühen mancherlei Pflanzen, etliche Teiche speisen ihre hellen, bis hierher noch wenig von Fabriken und Städten getrübbten Fluten. Ein großer Brand im Jahre 1823 hat einen Teil von Hof in Asche gelegt; moderne Bauwerke geben jetzt dem im übrigen alten Orte, dem Hauptsitze der ehemaligen Reichsvogtei ihr Gepräge. Zahlreiche Schornsteine, über den Arbeitsstätten der Fabriken aufragend, verraten die regsam hier betriebene Industrie, die besonders aus Woll-, Flachs- und Baumwollspinnereien und Webereien besteht. Aber auch Eisenwerke, Mühlen, Brauereien und andere Betriebe besitzt die Stadt, die zugleich einen wichtigen Knotenpunkt für zahlreiche nach Böhmen, Sachsen, in die thüringischen Staaten und ins Innere von Bayern führende Eisenbahnlinien bildet. Schon die Größe und der Umfang des



Bahnhofes von Hof geben eine Vorstellung von der Bedeutung dieses großartigen Verkehrs.

Vor den Hauptbergen des Fichtelgebirges haben wir das Saalethal verlassen, höher und höher steigt das Land. Schon breiten sich rings um uns her die weiten Wälder des Gebirges, welche mit ihren vorherrschenden Fichtenbeständen diesem den Namen gaben. Zuweilen erscheinen über lichten Waldblößen in der Ferne die höchsten Gipfel in der Gegend von Fichtelberg und Wunsiedel. Von der bevorzugten zentralen Lage des Fichtelgebirges bekommen wir schon einen Vorbegriff, wenn wir nun in kurzer Zeit aus dem Gebiete der Saale in das der oberen Eger und von diesem über Quellbäche der Rab in die Mainlandschaften wandern. Ein einziger ordentlicher Tagesmarsch ermöglicht eine solche Rundtour durch alle die vier Flußgebiete des Fichtelgebirges, deren Wasserläufe die Elbe, den Rhein und die Donau speisen. Bei der bedeutenden Erhebung der ganzen, den Hauptstock des Fichtelgebirges umlagernden Gebiete ist es erklärlich, daß es verhältnismäßig niedere Zwischenglieder sind, welche die Quellgebiete der vorgenannten Flüsse voneinander trennen.

Manche Eigentümlichkeit im Bau und in der Lage des Fichtelgebirges wird uns schon bei dieser Rundwanderung klar. Vor allem erkennen wir, daß, entgegen der landläufigen Vorstellung, die vom Fichtelgebirge ausgehenden und so ziemlich nach den vier Nebenhimmelsrichtungen verlaufenden Bergketten keineswegs unmittelbar mit diesem Knotenpunkte zusammenhängen, sondern durch verschiedene, den letzteren umlagernde Hochflächen und Gebirgsenkungen davon getrennt sind. Das Vogtland lernten wir schon als ein solches Zwischenglied zwischen dem Fichtelgebirge und dem Erzgebirge kennen. Auch nach dem Fränkischen Jura hin zeigt sich keine unmittelbare Fortsetzung. In etwas engerem Zusammenhange steht das Fichtelgebirge mit dem Böhmerwalde einerseits und dem Frankenalpe andererseits. Indes wird durch diese etwas isolierte

Lage die bedeutame zentrale Stellung des Fichtelgebirges innerhalb der gesamten deutschen Mittelgebirgslandschaften keineswegs in Frage gestellt. Und nicht mit Unrecht bildet schon im Geographieunterrichte der niederen Schulen bei der Besprechung der physikalischen Gestaltung Deutschlands das Fichtelgebirge nach der Schilderung der engeren Heimat meist den Ausgangspunkt für die weiteren Betrachtungen. Als mächtiger Knotenpunkt im Herzen des deutschen Vaterlandes schwebt uns nach dem Bilde der Karte dieser seltsame Gebirgsstock vor, da sehen wir, wie strahlenförmig von ihm vier große Gebirgszüge auslaufen, und wie dazwischen vier Flüsse von Bedeutung sich in den vier Himmelsrichtungen ihren Weg zu den fernen Hauptströmen bahnen. — Trotz mannigfacher Berichtigungen, die diese elementare Vorstellung beim Besuche des Gebirges im einzelnen erfährt, wird sie als solche doch nur noch mehr befestigt.

Als eine mächtige, inselartig emporragende Erhebung des Urgebirges bildet der Hauptstock des Fichtelgebirges eine Bergmasse von hufeisenförmiger Gestalt. Die Öffnung dieses Gebirgssystems ist nach Osten gerichtet, wo die beiden Flüsse Eger und Mösau aus ihr hervortreten. Das anmutige Berg- und Hochland von Bunziedel bildet den Mittelpunkt dieser von mächtigen Bergzügen nach drei Seiten hin umschlossenen Gebirgslücke.

Der Granit bildet das herrschende Gestein im Fichtelgebirge; er formt die mächtigen Hauptketten und Gipfel und bestimmt den Grundzug im Charakter der Landschaft. In verschiedenen Abarten findet sich der Granit in unserem Gebirge, auch Gneis und Hornblende treten daneben auf, und geschichtete Gesteine verschiedener Formationen lehnen sich an den zentralen Hauptstock der Urgebirgsmasse an. Basaltdurchbrüche haben in den umliegenden Strichen verschiedentlich stattgefunden, und als Vorwächter der Haupterhebung umlagern diese massigen und kegelförmigen Basaltberge wechselvoll das landschaftlich ohnehin schon bevorzugte Gebirge.



Der Reichtum des Granits und der verwandten Gesteinsarten an eingeschlossenen wertvollen Mineralien bedingt die hohe bergmännische Bedeutung des ganzen Gebirgslandes, die indes nach der Erschöpfung ergiebiger Erzfundstätten gegenüber früher sehr abgenommen hat. Als Fundstätten seltener und wertvoller Mineralien — insbesondere solcher in Krystallform — stehen indes die meisten Steinbrüche des Fichtelgebirges beim Gesteinskundigen und Sammler noch immer in höchstem Ansehen; und manches prachtvolle Schaustück, das die Sammlungen und naturhistorischen Museen ziert, stammt aus diesem Gebirge.

Ehemals muß der Bergbau im Fichtelgebirge ein sehr reger und bedeutender gewesen sein; auch ist anzunehmen, daß das Bergland zu den Landschaften Deutschlands zu rechnen ist, wo am frühesten den Schätzen der Erde in regelrechtem Betriebe nachgespürt wurde. Vermutlich geschah dies schon seitens der ursprünglich im Fichtelgebirge ansässigen, wendischen Bevölkerung, die später von den Germanen verdrängt wurde, und die offenbar schon auf einer höheren Kulturstufe stand, als man gewöhnlich annimmt. Fast während des ganzen Mittelalters wurde der Bergbau später von der nunmehr deutschen Bevölkerung des Fichtelgebirges emsig fortgesetzt. Weißenstadt und Goldkronach scheinen der Hauptsitz dieses Betriebes gewesen zu sein. Außer dem Namen des letztgenannten Ortes deuten noch andere Ortsbenennungen auf ehemaligen Erzreichtum und auf eine Ausbeutung desselben hin, so z. B. Silberbach, Goldmühle und Goldberg.

Wie in früheren Zeiten ist auch noch heute das Fichtelgebirge nur dünn bevölkert. Über weite Gebiete dehnen sich seine stillen Wälder aus. Eine vorsorgliche Forstwirtschaft waltet nunmehr über seinen Beständen, die vor nicht langen Zeiten auch von einer schonungslosen Entwaldung bedroht waren. So giebt die Beschäftigung in den Forsten, das Holzfällen und das Fortschaffen der Stämme zahlreichen Bewohnern lohnende Beschäftigung. Wohl-

bewässert und ergiebig sind auch die schönen Thalwiesen des Gebirges, durch welche die murmelnden Quellsbäche der verschiedenen Flüsse schnellen Laufes dahinziehen. Aber neben der Viehzucht fehlt auch der Ackerbau nicht, wenn er auch in den höheren Theilen des Gebirges nur spärlich vertreten ist. Hier spielen Hafer und Kartoffeln die Hauptrolle beim Anbau. Auch ohne das Zuthun der Menschen beut das Gebirge seinen Bewohnern lohnende Erzeugnisse in der Überfülle seiner Beeren, deren Wert mit der Leichtigkeit der Beförderung sich fortgesetzt steigert. Wenn unter den Strahlen der Sommer Sonne und der Hitze der Luft selbst im Innern der Wälder die Blaubeeren gereift sind und auf den Heiden und Waldblößen dazwischen aus dem glänzenden Laube der niedlichen Sträuchlein die korallenroten Preiselbeeren funkeln, dann ziehen Kinder und Frauen mit ihren Holzkämmen, Blechgefäßen und Körben in Scharen aus in die weiten Wälder und halten in günstigen Jahren eine gute Ernte, die manchen erwünschten Extra-Groschen in die meist recht dürftige Haushaltung bringt. Zum Theil gehen diese im Fichtelgebirge gesammelten Beeren weit hinaus, und nicht nur zum Kochen und Einmachen kauft sie in den großen Städten die Hausfrau, sondern ein Theil derselben soll auch in Weinhandlungen wandern, und der rote Blaubeeren saft mag in der schönen Färbung manches hochfeinen Bordeauxweines eine zwar unrühmliche, aber doch wenigstens harmlose Rolle spielen.

Wie in den benachbarten sächsischen Gebirgen, so beschäftigt auch hier vielfach eine rege Hausindustrie zahlreiche Frauen- und Mädchenhände, und Mühlen, Glashütten und andere gewerbliche Betriebe begegnen dem Wanderer mitunter selbst noch in den höchsten und entlegensten Thälern des Gebirges.

Im Vergleich zum nahen Vogtlande und den unteren Landschaften der vom Fichtelgebirge herabkommenden vier Flüsse hat dieses Gebirge selbst nicht den schnellen Wechsel kriegerischer Ereignisse zu ertragen gehabt; seine Höhe und seine abgeschlossene Lage



behüteten es vor solchem Mißgeschick. Vielfache Völkerverschiebungen in älterer, und mannigfacher politischer Wechsel in späterer Zeit begegnen uns indes auch in dieser Landschaft. Hier saßen nach einander Hermunduren, Thüringer und Sachsen, später übten die bayerischen Herzöge hier Hoheitsrechte aus. Dann kam die Einwanderung der slavischen Stämme, die erst nach langen und hartnäckigen Kämpfen unter Karl dem Großen und den späteren sächsischen Kaisern wieder aus diesen Landstrichen verdrängt oder unterjocht wurden. Wie im Vogtlande, gelangten auch hier die vom Kaiser eingesetzten Bögte bald zu bedeutendem Ansehen. Gegen Ende des 13. Jahrhunderts unterstand ein großer Teil der Landschaft der Herrschaft des Burggrafen von Nürnberg, aber auch die geistlichen und weltlichen Beherrscher von Bamberg, Bayreuth und Ansbach hatten in wechselnder Folge Anrechte auf Teile des Gebirges. Nachdem zu Anfang unseres Jahrhunderts das Fürstentum Bayreuth und das Bistum Bamberg an Bayern gefallen waren, dem schon vorher ein großer Teil des Fichtelgebirgs-Gebietes zugehört hatte, blieb letzteres fortan mit der bayerischen Krone verbunden, und im Gegensatz zu den östlich sich ans Fichtelgebirge anschließenden Gebirgszügen bildet dasselbe heute, obwohl nicht fern von dem Punkte gelegen, wo Bayern, Sachsen und Oesterreich sich berühren, — in seinen höchsten und innersten Erhebungen keine politische Grenze mehr.



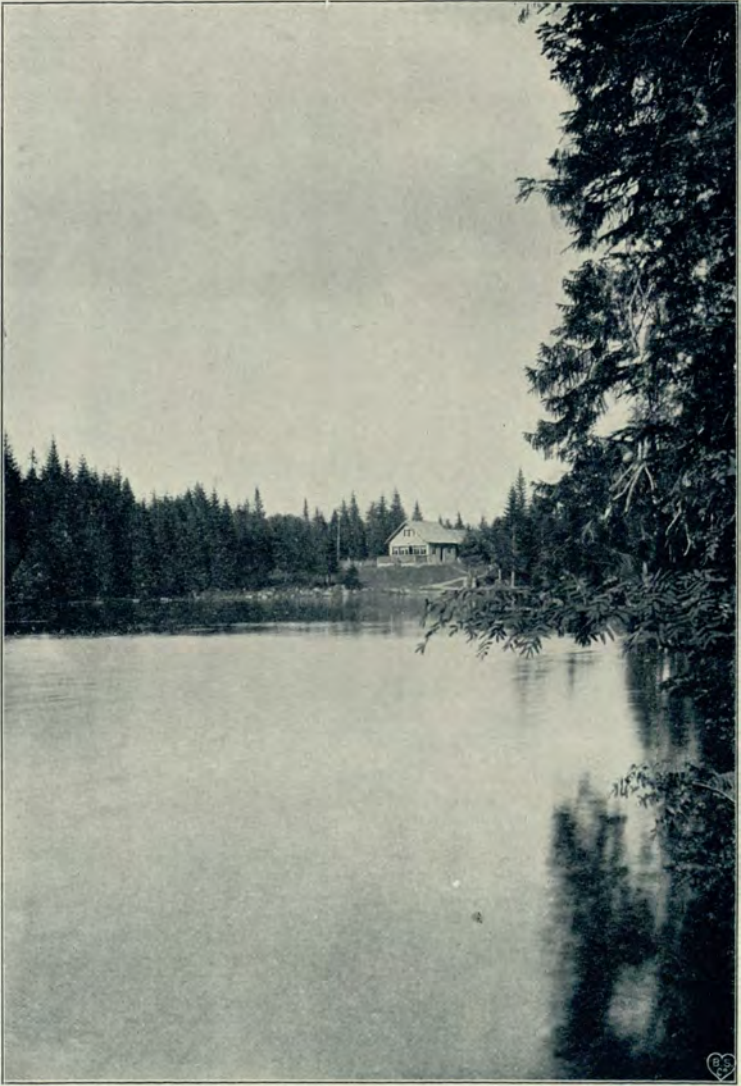
### XIII.

#### Auf den Schneeberg und den Arber.

Durchs Thal der oberen Rab dringen wir tiefer ins Gebirge vor. Hinter Neusorg wird die Landschaft stiller, der Zauber der Gebirgswelt umfängt uns mit ganzer Macht. So weit die Blicke reichen, umhüllen dunkle Nadelholzwälder die Höhen, nur im Thale liegen die stillen Wiesen, durch welche der rauschende Bach seinen Weg sucht. Eine köstliche Frische ruht über der Landschaft, Harz- und Wiesenduft wehen uns mit kühlem Hauche an.

Im weltfernen Grunde begegnet uns nun Ebnath, ein kleines Dörfchen, auf weitem grünem Plan. Rauchfäden spinnen sich aus den grauen Schornsteinen der kleinen, schiefergedeckten Häuschen. Es naht die Zeit des Abendbrotes, vereinzelt kehren die Bewohner von den Wiesen und Fluren zurück, und Feierabendstimmung befällt auch den Wanderer. Ein Hund schlägt an, ein anderer antwortet im entfernteren Gehöfte, sonst ist alles still, nur der Bach rauscht drunten in den Wiesen, und der Abendwind zieht seufzend durch die hohen schwarzen Wipfel der Tannen. Wie ein gelbes Band führt die helle Landstraße durch das einsame Thal. Hohe Birken mit weißen Stämmen und schwankem Gezweig stehen am Wege, aber der Vögel helle Stimmen in den schlanken Bäumen sind ver-





Der Hrbersee im Böhmerwald.





stummt. Die Sonne ist längst gesunken, nun kommt das Abendrot und entfacht eine lodernde Glut, auf der sich schwarz mit scharfen Umrissen die spitzen Wipfel des fernen Tannenforstes abheben. Allmählich verblaßt der Schein, die Dämmerung fällt wie ein Schleier auf das Thal. Nun erhebt sich auch der kühlere Nachtwind, und über den Wiesen beginnt das märchenhafte Spiel der Nebel. Anfangs ist's nur ein lichter weißer Hauch, dann steigt es gleich feinem Dampf empor, und bald beginnt das geheimnisvolle Wallen und Weben, das in kurzer Zeit das ganze Thal erfüllt. Aber noch immer sind die höheren Berge frei, und vor dem klaren Abendhimmel stehen nun auch bereits in ihrem finsternen Waldkleide die höchsten Erhebungen des Gebirges, die weit geschwungenen Rücken des Schneeberges und des Ochsenkopfes. Nur wenige Stunden von diesen Bergen entfernt, liegt das Dörfchen Fichtelberg, zu dem heute eine Schmalspurbahn durchs Nabthal von Neusorg herauf führt, und das in seiner herrlichen Lage am Fuße der höchsten Erhebungen, mit seiner reinen Luft und seinen lohnenden Ausflügen rings durch endlose Wälder, neuerdings zu einem beliebten Ruheplatze für naturliebende Gäste während der Sommerzeit geworden ist.

Weit zerstreut liegen die einzelnen Wohnstätten von Fichtelberg, das seinen Charakter als echtes Gebirgsdorf nicht verleugnet. In der Gaststube des Wirtshauses sitzen außer den Männern und Burſchen des Ortes etliche Fremde. Anklänge an das Leben in den Gasthäusern Oberbayerns und Tirols sind hier schon vorhanden. So steht auch hier in einer Ecke des Wirtszimmers ein mächtiges Kreuzifix, und neben den Bildern einiger Monarchen sind stattliche Geweihe von Edelhirschen angebracht, deren die Wälder des Fichtelgebirges noch immer einige Rudel beherbergen; im übrigen aber ist die Stube einfach tapeziert, und es fehlt ihr die anheimelnde braune Holzbekleidung, welche die Räume in den besseren Gasthäusern der vorgenannten Länder schmückt. Dafür

aber fehlt ein kunstfertiger Zitherspieler unter den Gästen nicht, und bald schnarren und klingen die Klänge des „Edelweiß“ und anderer Berglieder ebenso munter durch den Raum, wie droben im Hochgebirge. Verstärkt wird eine gemüthliche Stimmung bekanntlich un-  
gemein durch ein gutes Mahl und einen frischen Trunk, und daran fehlt's auch hier nicht, wo die Gans ein häufiges Hausgeflügel ist, die Forelle in allen Bächen lebt und das vortreffliche Bier, nach Kulmbacher Brauart, im halben Liter nur zehn Pfennig kostet. Das ist auch ein Vorzug des schönen Bayerlandes, daß innerhalb der blauweißen Grenzpfähle stets ein famoser Stoff gebraut und verzapft wird, und man einen vorzüglichen Trunk erhält, nicht nur im hierfröhlichen München oder im altertümlichen Nürnberg, in Würzburg und Kulmbach und allen den anderen Städten und Städtchen, sondern daß das Bier schmackhaft und frisch ist, selbst in den entlegensten Dörfern von Ulm bis Passau und von den Alpen und dem Fichtelgebirge bis herab zur Donau.

Bereits in der Frühe des anderen Tages sind wir auf der Wanderung. Der Weg führt anfangs weiter durchs Nabthal aufwärts. In ihm liegen oberhalb noch etliche Wohnhäuser, von kleinen und dürftigen Feldern, aber großen Wiesen umgeben. Enten und Hühner treiben sich in der Nähe umher, und fast vor dem Fenster eines jeden Hauses hängt in einem jämmerlich engen, runden Drahtkäfig ein Kreuzschnabel als Stubenvogel. Es ist ein böser Tausch, den die armen Vögel gemacht haben, draußen aus den unbefchränkten Tannenwäldern in das enge vergitterte Bauer. Einmal kommen wir auch an einer Glasbläse und Schleiferei vorüber, in der vortreffliche Spiegelscheiben hergestellt werden, dann aber beginnt bald die Herrschaft des Waldes ringsum. Ein violetter Farbenschimmer ruht wie ein zarter Duft zwischen den hohen stolzen Stämmen mit ihrer bräunlichen Borke und dem grauen, vom Lichtmangel verdorrten, unteren Geäste. Unten am Boden sprießt Farngrün und vereinzeltes Gesträuch aus dem mächtigen Polster



der von den abgefallenen Nadeln gebildeten Humusdecke. An den Rändern und auf den Waldblößen aber wächst der purpurne Fingerhut und das rotleuchtende Weidenröslein, und die Himbeere reißt neben dem Berg-Hollunder ihre aromatischen Beeren. Ein herrlicher würziger Duft weht durch den Wald, und wie ein leises Singen und Raunen tönt das Spiel des Windes in den dichten Nadelkronen.

Plötzlich lichtet sich das geheimnißvolle Dunkel und eine Moorblöße liegt vor uns. Hier ist das Bild verändert. Trübe dehnt sich die Fläche im Gewande dürftigen Heidkrautes aus. Ab und zu blinken kleine Wassertümpel auf, und über ihrem Spiegel und an ihren Rändern wehen die weißen Haarbüschel der Wollgräser und ragen die rundlichen spärlichen Halme der Binjen und Seggen. Filziges Moosgeslecht deckt den Boden, zitternd schwingt der Grund, den unser Fuß betritt. Bräunliches Moorwasser quirlt in der hinterlassenen Spur. In einiger Entfernung sind Arbeiter beim Torfstich versammelt, düster ragen die gehäuftes kegelförmigen Lager der gestochenen Torf- und Rasenbrocken am Rande der entstandenen Gräben und Tümpel. Rings umschließt der Wald in dichten Beständen den weit ausgedehnten Moorgrund, der ehemals wohl den Boden eines Bergsees gebildet hat. Von dorthier tönt nun zuweilen das Stimmengetönd der Vogelwelt: das Klopfen eines Spechtes, der höhnische Ruf des Hähers, der Raben Gefrächz oder das Piepen und Zwitschern von Meisen und Finken. Im Strahle der Morgensonne ruhen die näheren Waldrücken des Gebirges, die uns vorab noch den Ausblick auf die beiden Hauptgipfel verwehren, denen wir zuwandern.

Bald beginnt ein erneutes Steigen stets durch schöne Wälder. Nur selten erhascht man zwischen den Wipfeln hindurch einen beschränkten Ausblick, der aber hinreichend ist, uns zu belehren, daß wir bereits eine bedeutende Höhe erreicht haben müssen; denn niedere Waldrücken liegen tief zu unseren Füßen. Nun lichtet sich abermals der Wald, und mit frohem Staunen sehen wir gleich

darauf, wie vor uns gewaltige bleiche Granitmassen emporwachsen und ein wildes Felsengewirr bilden, das sich in kühnem Aufbau noch hoch über die Gipfel der höchsten Waldbäume erhebt. Zu feinen obersten Felskolossen klettern wir empor, und nun liegt die Welt in der Tiefe schon weit ausgedehnt. Über den Bereich des eigenen Gebirges hinaus schaut das Auge in weite Fernen. Nicht minder schön, wie die Weitsicht, ist der Blick in die nähere Runde, wo Klüfte gähnen, Felsmassen in wirrer Regellosigkeit übereinanderlagern, und mancherlei Gefträuch mit Beeren und Ranken im Verein mit blütenreichen Kräutern in den Ritzen und Spalten vom nahen Walde her den Aufstieg zu den obersten Felsen unternimmt.

Eine halbe Stunde später stehen wir nach einer langen Waldwanderung über den hier fast ebenen, obersten Kamm auf dem höchsten Gipfel des Schneeberges, der höchsten Erhebung des Fichtelgebirges, in einer Seehöhe von 1023 m. Eine kleine zerfallene Schutzhütte steht hier, und dicht dabei ist ein niederes Gerüst gezimmert, von dessen beschränkter Plattform aus man den ungeheuren Rundblick genießt, den dieser höchste Punkt des Fichtelgebirges bietet. Es fehlt diesem Panorama, wie auch so manchem anderen Höhepunkte des deutschen Mittelgebirges, jener Zug des Erhabenen, wie ihn ein unvermittelter Absturz in schwindelnde Tiefen hervorbringt, wie ihn die Schneekoppe im Riesengebirge, die Heuschauer und die Bastei im Sandsteingebirge oder der Drachensfels am Rhein besitzt. Auch flutet kein mächtiger Strom zu unseren Füßen, der den Aussichtspunkten des Rheines, der Donau und der Elbe erst die rechte Weihe giebt. Aber ein anderer Zauber waltet dafür auf diesen Höhen des Fichtelgebirges: es ist der unermessliche Rundblick in die Ferne, das Vorherrschen der Wälder in ihrer majestätischen Ruhe, das Alleinsein mit einer großen, vom Menschen noch wenig berührten Natur. Still liegt der Wald zu unseren Füßen. Sein Wispern und Rauschen, unterbrochen von den vereinzelt sich erhebenden und dann wieder geheimnisvoll verklingenden Stimmen



der Vögel, ist der einzige Laut, den unser lauschendes Ohr erhascht. Am blauen Himmel vorüberziehende Wolken werfen flüchtige und wechselnde Schatten über das wellige Laubdach, dessen in allen Abstufungen des Grün schimmernde Wipfelmassen gleich den Wogen eines bewegten Meeres die Faltungen und Erhebungen des darunter liegenden Gebirgsbodens verraten. Auf stundenweite Entfernungen herrscht der Wald fast ausschließlich vor, dann kommt das niedere Vorland des Hauptstockes mit seinen grün oder goldig schimmernden Saatenfeldern und Wiesen, mit seinen hellblinkenden Ansiedlungen und in duftige Fernen sich verlierenden Hügelreihen. Und dahinter schwingen abermals rings im Kreise andere hohe Berge sich an, wechselvoll in ihrer Gestalt und fesselnd in ihrer ungeheuren Ausdehnung am fern gerückten hohen Horizont. Es ist schwer, sich in diesem erhabenen Rundgemälde zurechtzufinden, aus der Menge der uns umgebenden Gebirgszüge die Hauptketten herauszufinden. Am frühesten erkennen wir im Südosten die mächtigen Waldkämme des Böhmerwaldes. Bald auch verraten jenseits der Mainlandschaften eigenartige, mit Steilrändern abfallende Rücken und Tafelberge den fernen Fränkischen Jura. Vom Erzgebirge, dessen höchste Gipfel an klaren Tagen in verblassender Ferne als bläuliche Kuppen am nordöstlichen Horizonte stehen, trennt uns die wechselvolle Bergwelt und Hochfläche des Vogtlandes, die wir jüngst durchwanderten. Näher unserem Standorte erhebt sich der Frankenwald in dunklem Waldschmucke, und daneben grüßen die malerischen Gebirgslandschaften der oberen Saale herüber. So giebt's denn genug zu schauen und zu bewundern, und schwer entschließt man sich endlich zum Abschied.

Drunten wandern wir eine Strecke über das vom Walde entblößte Gestein, wo der rotbeerige Berghollunder im Verein mit der Himbeere wuchert, die Eberesche lustig empor schießt und das Weidenröslein und die Heidelbeere zwischen hohen Farnkräutern wachsen. Dann beginnt der Wald und zugleich der Abstieg zum tiefen Thale,

das den Schneeberg vom Ochsenkopf trennt. Auch letzterer zeigt sich als weitgeschwungener Waldrücken und verdeckt dem Schneeberg einen Teil der Aussicht, was dieser in gleicher Weise ihm entgilt. Am Abhange des Ochsenkopfes entspringt in steingefasstem Brunnen inmitten einer großartigen Waldlandschaft der Weiße Main, einer der Quellflüsse des gleichnamigen Gewässers. Stärker aber noch wie der Abfluß dieser Brunnenquelle ist derjenige, den ein ausgedehntes Moor in der Thalsenkung zwischen dem Ochsenkopf und dem Schneeberg und unweit der Wasserscheide zur Nab entsendet. Hier wird es wieder öd und einsam, bis weiter oberhalb eine Viehherde unter lichten Baumbeständen weidet und die Nähe von Wohnstätten ankündigt. Eine Försterei bietet dann bald erwünschte Rast und Stärkung nach langem Marsche. Hier ist denn auch meinem biederen Führer geholfen, der bei den klaren und kalten Quellen, die aus dem Granit des Berges sprudeln, treuherzig erklärte: „So a Wasser ist guat, aber nur, wenn's foa Bier giebt.“

Wer von Marktreudwitz nach Weiden an der Nab die Eisenbahn benutzt, fährt noch einmal über einen Teil des Fichtelgebirges in der Gegend zwischen dem Steinberg und Weißenstein. Die Landschaft ist hier einförmig. Kiefer- und Tannenwälder bedecken die Höhen, aus den weiten Forsten ragen vereinzelt mächtige alte Stämme empor. Die Wiesen in den Thalsenkungen, die wir berühren, neigen zur Moorbildung, häufig blitzen die Spiegel größerer Sümpfe auf, in denen dichtes Schilf- und Binjendickicht den Bereich des offenen Wassers beengt. Bei trübem Wetter, wenn die Nebel und Wolken niedrig dahinziehen, liegt eine gewisse Schwermut über der Landschaft, der aber die von ferne herübergrüßenden Höhen des Oberpfälzer Waldes einen anmutigen Wechsel verleihen.

Wenn man hinter dem Orte Reuth die Fichtelnab erreicht hat, ändert sich das Bild. In breitem, von mäßigen Höhen eingefasstem Thale zieht das kleine Flüsschen dahin. Sein Gefälle ist hier noch gering, breit dehnt sich die klare Flut zwischen den Wiesen der



Ufer aus, vereinzelte Felsblöcke ragen fremdartig und malerisch aus dem ruhigen Wasser auf. Jetzt wandern wir an einem einsamen Dorf vorüber. Grell weiß leuchten seine Häuser vom jähem Felsenhang; terrassenförmig steigen sie empor, gleich den Bauten eines italienischen Felsenstädtchens. Oben steht eine alte graue zerfallene Burg mit rundem trozigem Bergfried. Nur eine Holzstoffabrik in der Nähe raubt uns den Eindruck weltferner Romantik und träumerischen Behagens, das unser Gemüt beschleicht.

Am Mittellaufe der Rab verlassen wir deren Thal, übersteigen die an Teichen und kleineren Wasserläufen reiche Hochfläche der Oberpfalz und gelangen in das Gebiet des Regen, dessen tiefes Thal auf eine weite Entfernung hin die mächtige Erhebung des Böhmerwaldes von dem weniger hohen Bayerwalde trennt. Lange vorher schon sahen wir die stolzen Waldkämme und Gipfel dieser Gebirge, unser nächstes Ziel, den ganzen Horizont von Ost nach Süd umspannen. Jetzt sind wir in Cham angelangt, einer uralten Stadt in einer weiten Thalsenke am Mittellaufe des Regen, der hier, nach seiner westlichen Umbiegung, den Bayerwald vom Oberpfälzer Walde trennt, während er bis dahin sein mehr eingeengtes Thal zwischen ersteren und den Böhmerwald einschob. Die ehemals starken Befestigungen von Cham sind längst gefallen, verheerende Brände haben viele altertümliche Häuser der Stadt in Asche gelegt, und doch macht der Ort auch noch heute einen durch die Wahrzeichen einer bedeutenden Vergangenheit hervorgerufenen fesselnden Eindruck. Die Bauart seiner Häuser und Kirchen erinnert schon an Tirol und Salzburg oder wohl gar an die welschen Orte jenseits der Alpen. Alle Häuser sind hellgelb gestrichen. Im Erdgeschoß liegen meist überwölbte Räume, zu denen Thüren führen, die gleichfalls massive Rundbogen überdecken. Auch die Fenster im unteren Geschoß sind so gebaut. An manchen Häusern schimmern auf den breiten Flächen der Stirnseiten und Giebel große, in leuchtenden Farben ausgeführte Schildereien und Heiligenbilder; sehr

viele Fenster sind vergittert und so gut wie alle von Läden eingefasst. Hinter den Scheiben oder auf den schmalen Fensterbänken brüftet sich überall ein reicher Blumenflor von Geranien, Fuch sien, Begonien und mancherlei anderen Topf- und Zierpflanzen. Aus der Häuserflucht ragen malerisch und vielgestaltig in Schmiedeeisen ausgeführte Symbole und Firmenzeichen. Rechnet man dazu die noch häufigen vielstöckigen Treppengiebel, die zahlreichen Erker, die über das Stadtbild aufragenden Kirchtürme mit ihren Galerien und Zwiebelkuppeln, draußen vor der Stadt die von hohen hellen Mauern eingefassten Gärten und rings herum den Ausblick auf das anmutige Thal und den wechselvollen Kranz der Gebirge, so begreift man, daß der Wanderer gern einige Zeit als eifriger Beschauer in dem Orte weilt, in welchem etliche Granitwerke, Glashleifereien, Dampfägemühlen und Bierbrauereien die moderne Industrie vertreten, während die am Flußufer angehäuften Baumstämme den bedeutenden Holzhandel der Stadt verraten. Zu Zeiten füllen dann noch die hier abgehaltenen großen Vieh- und Getreidemärkte die sonst ziemlich stille Stadt mit bedeutendem Leben.

Am liebsten weilt der Wanderer wohl vor der Stadt am Ufer des langsam dahinfließenden Regen. Dann liegen die hellen Häuser hinter ihm, aber vor ihm öffnet sich das weite Thalbecken mit seinen grünen, endlosen Wiesen und dazwischengebetteten Fluren. Der Fluß hat hier wenig Gefälle; sein Bett ist breit, und seine Fluten erscheinen wie gestaut im langsamen Laufe. Zuweilen treten mehr oberhalb Felsen aus dem Wasser empor, abgerundet und geschliffen gleich den Rundhöckern des Hochgebirges. Jenseits des weiten Thales fällt der Blick auf die herrliche Gebirgswelt des Böhmerwaldes. Da steigen der Hohe Bogen, der Dsßer, der Kaitersberg in mächtigen stolzen Massen an, und dahinter grüßt aus weiter Ferne schon der Gipfel des Arber herüber, des ernstern Herrschers in diesem einsamen Waldgebirge.

Im stillen Regenthale wandern wir von Cham aus diesen





Das Jhrerschutzhaus.





hehren Bergkönigen entgegen. Die Dörfer werden seltener, aber der breite Thalboden trägt nicht die Schuld, daß sie fehlen. Übrigens ist die ganze Sohle des Thales noch gut bewirtschaftet, bedeckt mit Fluren und weiten Wiesen. Mit hellen Kirchen schauen die kleinen Dörfchen von den Thalbergen herab. Klüglich meiden sie die Nähe des Regen, der gerne mit Überschwemmungen das Thal heimjucht. Oft grüßen auch weiße „Stationshäuschen“ oder Kreuze, den „Marterln“ Tirols ähnelnd, von Begrainen und Straßen herab. Im breiten, klaren Flusse werden die Felsen häufiger, aber sie hemmen kaum das Wasser, das geräuschlos ohne Wirbel und Fälle langsam an ihnen vorübergleitet. Düstler steigen von ferne über den bebauten Vorbergen die hohen Waldkämme des Gebirges an. In ihre unmittelbare Nähe gelangen wir erst, wenn wir in das Thal des Weißen Regen abgescwenkt sind, der sich unterhalb Kötzting mit dem stärkeren Schwarzen Regen vereinigt. In dem Thale des ersteren erreichen wir dann endlich den Ort Lam, der schon tief im Gebirge, in der Nähe einiger der höchsten Gipfel des Böhmerwaldes liegt. Raitersberg und Hoher Bogen liegen nun schon hinter uns, ihre stolzen Bergmassen umgrenzen im Westen den Gesichtskreis; aber vor uns steigt in der Nähe der schroffe, doppelgipfelige Osser an; und seitwärts, schon mehr in die Ferne gerückt, ragt der finstere Arber in fast alpiner Größe mit seinem breiten Gipfel über das fast unermessliche Gebiet der ihm vorgelagerten Berge und Thäler empor. Hohe Wälder decken diesen ganzen Bereich.

Lam macht schon ganz den Eindruck eines echten Gebirgsdorfes. Seine Häuser sind niedrig und nur im unteren Teile aus Steinen erbaut. Über dieser Unterlage steigen die Wände in gebräuntem Holze empor, bei den Wohnstätten der Ärmeren in blockhausartiger Urwüchsigkeit. Kleine Fensterchen lassen nur spärliches Licht in die inneren, gleichfalls mit Holz ausgekleideten Räume fallen, aber wüchtig breitet sich über dem Ganzen das breite und ziemlich flache

Schindelbach aus, welches mächtige Steine zum Schutze gegen das Abdecken bei Sturm beschweren. Die Verpflegung ist einfach und billig, und gern weilt man in dem kleinen Dörfchen im Angesichte der hohen Waldberge, die täglich zu neuen lohnenden Ausflügen locken. Auf den Arber freilich kommt man auch von Lam aus nicht an einem Tage, ohne droben zu übernachten oder eine verhezte Tour machen zu müssen; denn obwohl dieser Berg scheinbar so nahe liegt, trennt uns von seinem Gipfel noch ein gutes Stück Weges.

Bald nachdem man Lam verlassen hat, tritt man in den Bereich der großen Waldungen, die man nun auf Tagereisen weit nicht mehr verläßt. Außer dem vorherrschenden Tannenwalde macht sich bald ein bunter Mischwald bemerkbar. Jetzt wandern wir durch einen Tannenbestand, der mit hohen, kerzengerade emporgeschossenen Birken untermischt ist. Wundervolle Gegensätze bieten sich da dem Auge zwischen den weißen schlanken Stämmen der Birken mit ihrem zarten, schwebenden lichtgrünen Gezweig und den stolzen dunklen Gestalten der Edeltannen, mit deren Wuchs sie zu wetteifern scheinen. Nun löst diesen Bestand ein Forst alter Eichen ab, deren Einzelbäume mit ihren mächtigen Stämmen und weitverzweigten knorrigen Seitenästen immer von neuem wieder unsere Bewunderung erregen. Auch Buchen fehlen in diesen Forsten nicht, und dem Laufe der Bäche entlang folgen Erlen, Weiden und Pappeln mit zitterndem Laub; allein bald darauf treten wir jedesmal wieder in die Nadelholzwälder ein, die dem Gebirge erst sein wahres Gepräge geben.

Stundenlang wandern wir noch im Thale aufwärts. Eine einsame Glashütte, ein rastlos arbeitendes, von der Wasserkraft des Baches getriebenes Holzsägewerk verraten noch die Thätigkeit des Menschen. Die Sägemühle zeigt zugleich in der Unmenge der in ihrer Nähe lagernden oder auf dem nahen Stauteiche schwimmenden Baumstämme die großen Verheerungen an, die ihre Thätigkeit im



Bestände der Waldungen hervorrufst. Aber glücklicherweise sind jetzt doch die Zeiten vorüber, wo man rücksichtslos und ohne Gedanken an die Zukunft die Wälder lichtetete und die schönsten Stämme fällte. Jetzt wacht allerwärts eine sorgsame rationelle Forstkultur darüber, daß auf den entstandenen Waldblößen bald wieder ein junger, regelmäßig gepflanzter Nachwuchs empor sproßt.

Nachdem wir fast an zwei Stunden im Thale fortgewandert sind, beginnt an den rechtsseitigen Waldgehängen desselben der Aufstieg. Tiefer und tiefer dringen wir dabei in die Waldeinsamkeiten vor. Hier giebt's auch noch Striche, die unregelmäßig, wie urwüchsig daliegen. Da ragen noch abgebrochene Äste am Boden auf, da wuchert noch zierliches Farnkraut nebst freischem Blaubeerengebüsch auf alten vermodernden Baumstümpfen, Resten ehemaliger Riesengeflechter. Wunderliche und verwachsene Baum- und Stammformen erblickt man die Menge, und oben verschließt sich das Wipfel-dach zu einem einzigen dichten Gewölbe, durch das nur wenig Licht und selten ein zuckender Sonnenstrahl durchdringt. Unten am Boden breiten sich wie ein Schwamm das Moos und die abgefallenen Nadeln aus. Modrige Luft dringt uns daraus entgegen, und der Boden zittert und hebt unter unseren rüstigen Schritten. Eine feuchte Luft weht hier, und die Brust hebt und senkt sich schneller beim emsigen Steigen durch dies feierliche Waldgebiet. Lauschig und weltfern überrascht uns ab und zu eine Waldblöße oder am Grunde der tiefen Thalschluchten ein schmaler Wiesenraum, zu dem am Morgen und Abend rudelweise die Rehe herabsteigen.

Da endlich wird's dauernd heller vor uns, und bald treten wir bei den „Mooshütten“ auf einen Kamm und Gebirgssattel hinaus, der sich unvermittelt bis zum Fuße des Arber hinzieht. Hier oben werden die Bäume kleiner und verkrüppelter, dichte Bärte von Flechten, die von allen Stämmen und Ästen herabhängen, verraten die erreichte Höhenlage und die Ungunst des Klimas.

Nun beginnt auch die Region des Knieholzes, und zwischen dieser an das Hochgebirge erinnernden Pflanze erscheinen mehr und mehr echt alpine Kräuterformen. Immerhin kostet der Aufstieg durch dieses Pflanzengewirr auf den steilen Felsgehängen des Hauptgipfels noch einigen Schweiß; aber doppelt belohnt fühlt man sich nun, wenn die letzten Gehölze hinter uns bleiben und wir hinausgetreten sind auf die oberste Gipfelhöhe mit ihren gewaltigen Felsmassen und ihrer ungeheuren Fernsicht.

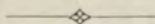






#### XIV.

### Streifzüge durch den Böhmerwald.



Die Aussicht vom Gipfel des Arber gehört zu den großartigsten im deutschen Mittelgebirge. Ein feierlicher Ernst beherrscht hier die Landschaft. So weit das Auge blickt, ruhen die endlosen Wälder, nur von ferne schimmern die Hügelandschaften und Ebenen draußen in hellerem, grünlichen Saaten Schmuck. Gegenüber der tiefen Längsfurche im Gebirge, die vor uns liegt und durch welche der Weiße- und der Große Regen abwärts fließen, erheben sich etliche der stolzesten Gipfel des Böhmerwaldes: der Hohe Bogen, der Osser, die Seewand und der Große-Falkenstein. Das tiefe Thal des Weißen Regen, aus dem wir heraufgestiegen sind, und der Bergfattel von Eisenstein durchziehen mit ihren Wiesen als grüne Streifen das Wäldermeer der Tiefe. Was aber dem Rundgemälde vom Gipfel des Arber erst seinen Hauptreiz verleiht, das ist die Aussicht auf die Schneekette der Alpen, die im fernen Süden wie ein schimmerndes Märchengebilde über düsteren Waldrücken am hohen Horizonte steht. Freilich nur selten zeigt sich dem Besteiger des Arber dieser großartige Anblick; denn die Entfernung bis zum Hochgebirge ist eine beträchtliche, und Dunst oder Wolken ver-

schleiern oder verdecken häufig den Gesichtskreis. Aber dann gewähren die drunten ruhenden Waldtiefen noch immer genug des Erhabenen, und aus einsamen Gründen schauen die kleinen Bergseen gleich dunklen Augen auf.

Auch der Gipfel des Berges selbst trägt schon das Gepräge einer Boralpen-Kuppe. Gewaltige Felsmassen thronen dort, in mächtigen Blöcken regellos aufgeschichtet; dazwischen deckt ein kurzer Berggras mit alpinen Pflanzen das Gestein, und in jähem Absturz senken sich die Gehänge, auf denen das Knieholz wuchert, zu den tiefen Sätteln und Thalschluchten, die den gewaltigen Bergriesen umlagern.

Eine kleine Kapelle, in der alljährlich einmal eine Messe gelesen wird, und ein hinter schützenden Felsen errichtetes Unterkunfts Haus stehen auf der Höhe, über deren schmale Fläche sich mehrere Felsmassen als schroff ansteigende kleine Sondergipfel erheben. Man muß sie alle besteigen, um den rechten Gesamteindruck des Panoramaz zu gewinnen, das der Arber bietet.

Das Wirtshaus, das im Stile eines alpinen Unterkunfts Hauses vorwiegend aus Holz errichtet ist, bietet dem oben ankommenden ermüdeten Wanderer eine bescheidene Verpflegung und Herberge. Es giebt hier oben Wein und Bier in Flaschen, Brot und Käse und Fleisch in Büchsen. Betten fehlen, als Nachtlager dient ein schräger Holzboden in einer engen Stube, mit Tüchern und Decken belegt, auf dem mehrere Reisende gemeinsam sich hinstrecken müssen. So kommt's, daß man leicht in der Nacht aufwacht. Dann kann man zu Zeiten dem Sturme lauschen, der hier oben häufig weht und tausend über den Gipfel und die Felsen fährt. Doch das ist weniger schlimm, als wenn prasselnde Regengüsse niedergehen, in eintönigem Geräusch auf Dach und Felsen schlagen und die Hoffnung für den kommenden Tag uns rauben. Aber am schönsten ist's, wenn man in sternklarer heller Nacht hinaustritt aus dem engen dumpfigen Raume, wo am Herd das Feuer prasselt, und



man die unermesslichen Räume rings in der Tiefe mehr ahnt, als wahrnimmt. Dann ist die Stille im weiten Rund so tief und geheimnisvoll, daß man das Schwirren des kleinsten Nachtkäfers und das Murmeln der Bäche in den entlegensten Gründen vernimmt.

Wie der Schwarzwald und die Vogesen, besitzt auch der Böhmerwald in diesem höchsten Teile seine einsamen Waldseen, die mit ihrem dunklen Spiegel in märchenhafter Verlassenheit im Rahmen der großen Forste liegen. Ein Hauptzauber des schönen Gebirges sammelt sich um diese geheimnisvollen Seebecken. Aber es ist nicht der Reiz eines fröhlichen Lebens, sondern einer ergreifenden Einsamkeit. Hier und da ragt ein bleicher vermodernder Baumstamm oder knorriger rindenloser Ast aus der dunklen bräunlichen Flut, einzelne hellere Granitblöcke umsäumen das Ufer, und in einer festen schwarzgrünen Masse schließt sich der Wald ringsum.

Selbst die Vogelstimmen sind selten in diesem Bereiche, ihr vereinzelter Ton verhallt in den weiten Räumen, und fast erschrocken horcht man auf, wenn droben mit krächzendem Ruf ein Raubvogel vorüberfliehet.

Trüber noch wie die Landschaft um die Waldseen erscheint das Gebiet der großen Torfmoore, deren der Böhmerwald eine ganze Reihe besitzt, und die sowohl manche Strecken der Bergkämme und Sättel als auch viele der obersten Thalgründe bedecken. Der Forstmann, dem sie ein brachliegendes Land bedeuten, trachtet nach ihrer Verminderung. Allein für das Gesamtwohl und den großen Gehalt der Natur ist ihr Bestand von hoher Bedeutung. Diese großen Moore, deren gewaltige, viele Meter mächtigen Polstermassen wie ein Schwamm das Wasser auffaugen und festhalten, gleichen mächtigen Wasserbehältern und Sammelbecken, welche von ihrem Wasser nur allmählich einen Teil abgeben und einen Rest desselben auch noch in den heißesten Sommern bei der größten Dürre entsenden. So regeln sie den Wasserstand der Bäche und Flüsse und gleichen in dieser Hinsicht den Gletschern des Hochgebirges. Man will wie

in anderen Gebirgen, so auch im Böhmerwald beobachtet haben, daß der Wasserstand der Bäche und Flüsse sich vermindert, die Zahl verheerender Überschwemmungen dagegen sich vermehrt hat, seitdem einige der großen Höhenmoore trocken gelegt und der Wiesen- und Waldkultur gewonnen worden sind.

Wenn auch nicht in der ausgesprochenen Weise, wie die Moore, wirken doch auch die dichten Wälder des Gebirges als Erhalter der Feuchtigkeit und Spender der Quellen. Eine Fülle von Bächen speisen letztere, die der Beraun und Moldau, der Rab und dem Regen zufließen. Über dieses ganze große Gebiet breitet der Wald seinen dunklen Mantel aus. Stundenlang, tagereisenweit kann man hier wandern, ohne aus seinem Bereiche herauszukommen. Wie kaum in einem anderen deutschen Gebirge steht er hier noch in seiner ganzen unentweiheten Pracht. Abalbert Stiflers wundervolle Schilderungen werden bei seinem Anblicke in der Erinnerung lebendig.

Auf einsamen Pfaden wandert man bergauf bergab unter den weiten, kühlen Hallen. Kaum ein Sonnenstrahl stiehlt sich durch das dicht verslochtene Blätterdach. Violette Lichter zucken den braunen Stämmen entlang und glühen auf dem Boden, den zartes grünes Moos oder gelbliches Laub bedeckt. Hier und da lenkt ein alter Riesenstamm die Blicke auf sich; als Zeuge einer längst verflossenen Zeit strebt er majestätisch über den jüngeren Nachwuchs empor und reckt seine Äste, die der Sturm zerfetzt, hoch über den Wipfeln der Genossen in die Lüfte. Freudig begrüßt man dann eine Lichtung im Walde, deren helles Licht uns schon von weitem zwischen den Stämmen erschien. Hier ruht der blanke warme Sonnenschein auf dem üppig aufschießenden Gestrüpp der Heidel- und Himbeeren. Die Brombeere wirft ihre Ranken über das niedere Kräutergewirr. Der Berghollunder gedeiht hier prächtig, und der rote Fingerhut und das purpurne Wald-Weidenrösslein entfalten ihre leuchtenden Blüten. Zuweilen auch fällt an steileren





Die Grosse Tanne bei Eisenstein.  
Nach einer Photographie von H. Eckert, Prag.





Berghängen der Blick durch die Lücken im Wipfeldache auf das drunten ruhende Land; da schauen denn ferne Thälwälder herauf, bläuliche Bergzüge liegen in duftigen Fernen, und von bevorzugten Punkten aus blinkt der Firnschnee der Alpen von den ewigen Bergen Salzburgs und Tirols herüber.

Eine kleine Enttäuschung aber erlebte ich doch bei diesen Waldwanderungen im Böhmerwalde: Ich hatte gehofft, auf ihnen noch Reste des früheren Urwaldes anzutreffen und fand meine Erwartung getäuscht. Thatsächlich hat in einzelnen abgeschlossenen Gebieten des Böhmerwaldes der Urwald noch bis in die letzten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts hinein bestanden, allein in unseren Tagen ist er vernichtet worden. Verheerende Windbrüche und das massenhafte Auftreten des Borkenkäfers waren die nächste Veranlassung, daß die Stämme der uralten Waldbestände gefällt wurden, und so reden heute nur noch vereinzelte Riesenbaumgestalten von der ehemaligen Urwaldpracht. In der Nähe von Eisenstein giebt es noch etliche dieser Bäume aus der Urwaldzeit. So steht hier unter anderem die „große Tanne“, ein Wunder der Pflanzenwelt, bei deren Anblick man an die Mammutbäume Kaliforniens erinnert wird, und in der man bei ihrer ungeheuren Höhen- und Breitenentwicklung kaum noch unsere einheimische Edeltanne wiedererkennt. Der mächtige Stamm dieses Baumes, den in der Nähe des Bodens mehrere Männer nicht zu umspannen vermöchten, verzüngt sich, ähnlich wie bei der kalifornischen Wellingtonie, verhältnismäßig sehr schnell nach oben hin. Kerzengerade ragt so der gewaltige astlose und rissige Stamm wie ein ungeheurer Mast zwischen den Stämmen und den Wipfeln der umstehenden Bäume empor. Erst oberhalb der letzteren breitet er seine Äste aus. Es sind ihrer nicht allzuviel. Knorrig recken sie sich in die Breite, und nur dürftige Nadelzweige schmücken den windzerfetzten Gipfel. Als Wahrzeichen einer untergegangenen Zeit steht der ragende Baum auf der einsamen Höhe; aber wie beim Anblicke eines Monumentes

ist man ergriffen bei seinem Anschauen und gedenkt der vielen Menschenalter und wechselnden Völkerschicksale, die dieser Baum überdauerte. Einer dieser Böhmerwaldriesen in der Nähe von Eisenstein besitzt einen Stammumfang von  $5\frac{3}{4}$  m, eine Höhe von 60 m und nach ungefährender Schätzung eine Holzmasse von nicht weniger als 96 Raummeter.

Später erst erfuhr ich auf meinen Wanderungen im Böhmerwald, daß auf böhmischer Seite im Gebiete des Kubani, unfern der Moldauquellen, noch ein Rest des echten Urwaldes anzutreffen sei. Meine schon in Angriff genommene Reise dorthin machte ein hereinbrechendes, tagelang anhaltendes Unwetter unmöglich. So wage ich nicht zu entscheiden, ob wirklich der Böhmerwald noch einen Urwald besitzt, oder ob er nun überall nur mehr von Menschenhand beeinflusste und bewirtschaftete Forsten trägt, wie in den meisten seiner Gebiete, die der Wanderer kennen lernt.

Freilich ist heute der Böhmerwald nicht mehr in all seinen Teilen das unwegsame, unwirtliche Gebirge von ehemals, als Schiller den Schauplatz seiner „Räuber“ mit Fug und Recht hierhin verlegen konnte. Nicht nur wird jetzt der Böhmerwald von einer Reihe großer und gutgehaltener Kunststraßen überschritten, die von Bayern nach Böhmen führen, sondern auch zwei bedeutende Eisenbahnlinien überklettern ihn im mittleren Teile, und mehrere Zweiglinien dringen in seine innersten Thäler bis nahe an den Fuß der höchsten Erhebungen vor. Immerhin aber ist, — wenn man die gewaltige Längenausdehnung des Gebirges berücksichtigt, — der Böhmerwald auch noch heute verhältnismäßig der von großen Verkehrswegen am wenigsten durchschnittene Teil des deutschen Mittelgebirges. In seinen nördlichsten Erhebungen lehnt er sich einesteils an die Vorlandchaften des Fichtelgebirges an, andernteils ragt er hier in stattlichem Aufbau aus der Thalsenkung der oberen Eger auf. Der Dillenberg und der Hochwald sind die bedeutendsten Erhebungen dieses nördlichsten Teiles. Von hier ab zieht das



stolze Waldgebirge und zwar meist als ein deutlich unterscheidbarer Doppelfamm in leicht geschwungenem Zuge und in riesiger Ausdehnung bis in die Nähe der Donau bei Passau. Seine Ausläufer und Vorhöhen begleiten aber auch schon weiter aufwärts den Fluß. Der Passauer-, der Linzer- und der Greiner-Wald, alle drei auf der linken Seite der Donau gelegen, können abwärts als unmittelbare Fortsetzung des Böhmerwaldes angesehen werden. Werden sie dem Hauptgebirge hinzugerechnet, so gewinnt dasselbe eine Ausdehnung, gegen welche die aller anderen deutschen Gebirge, mit Ausnahme der Alpen, zurücktreten muß. Als ein besonderes Glied, vom Hauptkamm durch das Längenthal des Regen geschieden, erhebt sich westlich von dem eigentlichen Böhmerwald der Bayerwald, dessen Vorstufen der Donau von Regensburg abwärts bis in die Passauer Gegend das Geleite geben.

In seinem mittleren Teile erreicht der Böhmerwald seine größte Höhe. Hier zeigt sich auch wieder die Gliederung in zwei Parallelfämme in ausgesprochener Weise. Im Waldkamm, der fast ganz auf bayerischem Gebiete liegt, erheben sich hier der Hohe Bogen, der Arber, der Rachel und der Lusen; im östlichen Kamm aber, über den zum großen Teile die bayerisch-böhmische Grenze hinläuft, steigen der Osser, die Seewand, der Mittagsberg und andere Hochgipfel empor. Die Senkung von Neumark und von Furth, über welche die Eisenbahnlinie Prag-Nürnberg hinüberführt, unterbricht im Norden diese mächtige Gebirgserhebung. Mitten in derselben liegt der tiefe Einschnitt des Regenthals bei Eisenstein, welchen die Eisenbahn von Plattling an der Donau nach Pilsen und Prag benutzt. Aber auch weiterhin im Südosten erhebt sich das Gebirge noch wiederholt zu mächtigen Erhebungen. Hier, im Gebiete der oberen Moldau, ragt noch der 1357 m hohe Kubani empor, und südlich von ihm, dort, wo die drei Länder Bayern, Böhmen und Österreich aneinander stoßen, steht der Dreifesselberg als achtungsgebietender Nebenbuhler. Auch der Linzerwald hat

noch seine stolzen Gipfel, wie den Sternberg mit 1137 m Höhe. Doppelt imposant wirken diese Berge, da sie zum Teil über niedere Vorhöhen unvermittelt in das tiefe Donauthal hinabschauen und die Grüße der Alpen erwidern, die im Süden desselben ihre stolzen Massen aufbauen. An den Gehängen dieser Waldgebirge wird uns bald die Reise donauabwärts entlang führen.

Seiner geologischen Beschaffenheit nach baut sich der Böhmerwald, dessen Erhebungen bald als stolze Einzelgipfel, bald als Rücken, Kämme oder Hochflächen aufwachsen, — vorwiegend aus Gneis und Granit auf, denen sich sowohl nach Bayern, als auch nach Böhmen hin mannigfache Flözbildungen auflagern. Hier sind es vorwiegend Grauwacke, Kohlenformation, Rotliegendes und Quadersandstein, dort Grauwacke, Buntsandstein, Muschelkalk, Keuper, Lias und Jura.

Des Böhmerwaldes unermessliche Wälder und einsame Torfmoore lernten wir schon kennen, sie bedingen neben der bedeutenden Erhebung die Ungunst des Klimas, das in den höheren Lagen des Gebirges herrscht. Besonders die nordostwärts nach Böhmen zu gelegenen Gebiete sind kalt und rauh, während nach Bayern hin die Baumregion bis nahe zu den höchsten Gipfeln hinanreicht und selbst noch in den hochgelegenen Thälern mit gutem Erfolge Getreide, Kartoffeln und andere Nährgewächse angebaut werden.

In den einsamen Wäldern sind der Holzfäller, der Köhler, der Teerschweler und der Förster noch heute die einzigen sesshaften Bewohner; in den wiesenreichen Thälern aber bieten sich der Viehzucht günstige Bedingungen, und auf den wärmeren Vorhöhen und im Bereiche der unteren Thalgründe findet der Ackerbau eine ergiebige Stätte. Im Gegensatz zu den bisher durchwanderten Gebirgen ist und war der Böhmerwald erarmt. Der Bergbau fördert hier an einzelnen Stellen Graphit und Porzellanerde, Schwefelkies und Quarzsand, letzterer zur Glasbereitung geeignet, zu Tage. Glashütten begegnet man denn auch an manchen Stellen





Die Klammerbachfälle im Ossewald.  
Nach einer Photographie von H. Eckert, Prag.





im Gebirge, aber mehr noch solchen Fabriken, welche das Holz der Wälder zu den verschiedenartigsten Zwecken verwenden, von der Herstellung von Balken und Brettern in den großen Sägewerken bis zu den Fabriken von Zündhölzern und Holzfaserpapier.

Manche Streifzüge hatte ich in einem früheren Jahre bei herrlichem Wetter im Böhmerwald unternommen, deren Erinnerungen mir lebhaft im Gedächtnisse haften; allein unvergeßlich für immer bleiben mir die Erlebnisse bei einer Reise im Sommer 1897, wo das südöstliche Deutschland von jenen berüchtigten Wolkenbrüchen heimgesucht wurde, die einen großen Teil der österreichischen Donau- und Alpenlandschaften in Angst und Schrecken versetzten.

Als wir am Morgen des 27. Juli von Cham am Regensflusse aus uns dem inneren Bayer- und Böhmerwalde zuwandten, zeigte sich in dem bis dahin schönen und beständigen Wetter eine Veränderung. Um den mächtigen Waldrücken des Hohen Bogens zogen Wolkenstreifen, und der ferne Arbergipfel hatte sich ganz in Düst gehüllt. Still und friedlich zog der breite Regensfluß durch das weite Wiesenthal, das wir nur wenige Tage später als den Schauplatz wilder Verheerungen kennen lernen sollten.

Trotz der ungünstigen Wetterausichten traten wir am frühen Morgen die Reise über Rötzting im Thale des Weißen Regen nach Lam am Fuße des Oßer an.

Hinter diesen Orten schien sich das Wetter vorübergehend aufzuheitern. Aber es war eine Täuschung; kaum waren wir in die großen Waldungen des obersten Thales eingetreten, so begann der Regen. Wir beachteten ihn nicht und wanderten weiter, Stunde um Stunde, indes die Forste um uns her immer dichter und urwüchziger wurden und uns ein Bild aus Germaniens fernster Vorzeit vorzauberten. Selten nur vernahm man eine vereinzelte Vogelstimme, aber in eintönigem Geräusch erschallte rings umher das Prasseln und Tropfen des niederfallenden Regens in den hohen Kronen und das leise Rieseln und Rinnen unzähliger kleiner Wasserfäden. So er-

reicheten wir, weidlich durchnäht, den hohen Gebirgsjattel oberhalb der „Mooshütte“ und bald darauf den eigentlichen Arberkogel, an dem wir durch das Gewirr von Knieholz, Heidelbergestrüpp und verkrüppelten Fichten auf schmalem Pfade emporklettern.

Oben im Schutzhause waren mein Führer und ich die einzigen Gäste, außer der alten Magd, die dort während des Sommers haust, und einem Hirten, der sich zur Nacht dort einfindet. Noch vor Abend erstiegen wir die benachbarten höchsten Gipfelpunkte des Arber, jene mächtig aufragenden Stein- und Felsenmassen, die, wie schon bemerkt, bei klarem Wetter eine ungemein schöne Fernsicht gewähren. Jetzt aber war der Ausblick beschränkt, der ferne Silbersaum der Salzburger und Tiroler Schneeberge glänzte nicht am südlichen Horizont. Trotzdem war die Ausschau auf die tiefen Waldgründe, auf das ungeheuerere Gebiet einsamer Forste ergreifend. Schwarz blickte der Spiegel des großen Arbersees herauf, und wie weiße Wasserflächen schwammen breite Wolkenstreifen über den Wäldern der Tiefe. Die Nacht auf einer Matratze, in enger Stube, beim Plätschern des niederfallenden Regens war nicht erbaulich, und vollends brachte der Morgen neue Überraschungen. Unter strömenden Güssen brachen wir gen Eisenstein auf, während rings die Wolken in grauen Fetzen und Bändern um die Baumwipfel flatterten.

Dann kam die Flucht vor dem Regen auf der Eisenbahn nach Plattling und Passau an die Donau. Vergebliche Mühe! Das böse Wetter in einer größeren Stadt abzuwarten, wandten wir uns stromabwärts nach Wien. Wir wählten die Flussfahrt, jene unvergleichliche Reise durch die schönsten Landschaften Oesterreichs, die sich der berühmten Rheinstrecke Bingen-Bonn zur Seite stellen läßt. Aber diesmal traten die lieblichen Züge, die wir in früheren Jahren genossen, zurück gegenüber den Eindrücken der beginnenden Hochflut.

Der mächtige Inn brauste mit seinen weißlichen Fluten in wildem Ungeßüm an den Staden von Passau entlang. Seine



erregten Wassermassen verschlangen förmlich die kleinere, grünliche Donau gleich bei der Mündung, und auf grauen Wogen eilte unser Dampfer flußwärts durch die stillen Waldgebirge, die hier die Ufer des stolzen Stromes umsäumen. Als wir am Abend in Linz landeten, fing die Lage an bedrohlich zu werden, trotzdem konnte unser Dampfer am anderen Morgen die Fahrt noch fortsetzen. Mastlos, mit niedergelegtem Schornstein schoß das Schiff dicht unter den Brücken dahin, die den Fluß überspannen, die Wogen schlugen bereits über die Ufer, und alle Nebenflüsse und Seitenbäche brachten unerhörten Zuwachs.

Bei diesen Wasserverhältnissen bot der berühmte Donaustrudel bei Grein einen prächtigen Anblick. In rasender Flucht jagten die Wogen an den steilen Uferfelsen vorbei; rückläufige Strömungen quollen über die eilenden Fluten empor, und unter dem Schwall des Hauptstrudels begann der schwere Dampfer wahrnehmbar zu schwanke.

Vielleicht noch fesselnder war der Anblick der Inselflandschaft diesseits Wien, die wir am Nachmittag erreichten. Hier bot der breite Fluß ein fremdartiges Bild, gleich einem der Riesenströme des Ostens oder der neuen Welt. Die grauen Fluten hatten alle Arme, alle toten Gewässer, alle Buchten und Becken in diesem urwüchsigem, wildreichen Auengebiete gefüllt und rauschten bereits unaufhaltfam durch das dichte, massige Weidengebüsch, das im Spiel der Wellen auf- und niederschwanke. Wo aber die Wogen des Dampfers Ufer, Schilf und Buschwerk berührten, da gabs ein zischendes Aufsprühen, ein Ragen und Brodeln von weißen Schaumkämmen, wie bei der Brandung an den Gestaden des Meeres.

Aus trüben Regenwolken traten jetzt die Höhen des Wiener Waldes näher, während der Regen stromweise herniederrauschte und sich auf den Zelttüchern des Verdecks zu schnell gefüllten Tümpeln sammelte, die bei jeder Wind- und Schiffsbewegung in förmlichen

Bächen über das Berdeck niederslossen. Die rasend schnelle Fahrt auf dem reizenden Strome wurde nur verzögert durch die Gefahren und Umständlichkeiten des Anlegens an den Brückenstationen, da die außergewöhnliche Strömung jedesmal ein vorheriges Ummenden und zu Berg Anfahren notwendig machte.

In unerhörtem Unwetter landeten wir endlich doch noch planmäßig in Wien. Der Sturm segte durch die Straßen der Stadt, Bäche ergossen sich durch alle Rinnsteine, jedes Pferdebahngleise war das Rinnjal für ein eilendes Wasserlein; aber die Tausenden, die herabkamen, bildeten förmliche Wildbäche und ließen das Schlimmste befürchten.

Nur zu sehr sollten sich die bösen Voraussetzungen bewahrheiten. Seit 72 Stunden hatte der Regen angehalten, und in der nächsten Nacht kam die Katastrophe. Der sonst kleine und kaum beachtete Wienbach hatte sich in einen Wildstrom verwandelt; sein braunes, schlammdurchsetztes Wasser schoß brüllend durch die Stadt. Mit Lebensgefahr mußten aus den bedrohten Straßen die in Todesangst und Todesnot schwebenden Hausbewohner durch Feuerwehr und Militär gerettet werden, und Millionen an Wert gingen in wenigen Stunden verloren. Alle die Arbeiten, die seit Monaten an den Staden des Wienbachs zu dessen Einfassung und Überbrückung geschaffen worden waren, lagen vernichtet, Brücken gingen in Trümmer, andere standen gefährdet, und auf dem verwüsteten Bette des Baches führten noch immer die reizenden Fluten Baumstämme, Hausgerät und andere Gegenstände mit sich, die als Boten von den Verheerungen und Ereignissen weiter aufwärts im Wienbachtale gelten konnten.

Als am andern Mittag vorübergehend die Sonne durch das schnell vorübereilende Gewölk blickte und auf den bunten Ziegeln schillerte, die das Dach des ehrwürdigen Stephansdomes decken, gab man sich schon trügerischen Hoffnungen auf einen endgültigen Umschwung des Wetters hin. Allein am Abend begann der Regen





Eisenstein und der Hrber.





von neuem, und heftige Gewitterschauern ließen ein weiteres Steigen des Wassers befürchten.

So traf uns denn auch am anderen Tage, am Morgen des 31. Juli, am Westbahnhofe die Nachricht, daß aller Verkehr von dort nach dem Westen unterbrochen sei. Auf der Strecke nach Linz hatte ein Dammrutsch stattgefunden, ein Eisenbahnzug war verunglückt, und aus dem Salzkammergut und aus dem Salzburgerischen lagen noch schlimmere Nachrichten über das Hochwasser und seine Verheerungen vor. Nur vom Franz Josephs-Bahnhof aus über Budweis war uns vorläufig noch eine Rückfahrtslinie offen geblieben. Wir beschloßen schnell, sie zu benutzen. Noch einmal bot sich uns da der Blick auf die Donau. Inzwischen hatte sie die Uferlandschaften auf meilenweite Strecken überflutet, und nachdem wir auf einer Brücke, an der der Wasserstand schon bedenklich emporgewachsen war, den Fluß überschritten hatten, fuhren wir lange Zeit auf einem Damme dahin, den von beiden Seiten das Wasser umspülte. Mit aller Vorsicht hatten wir das gefährdete Gebiet hinter uns gelassen und erreichten glücklich mit einiger Verspätung Budweis.

Allein hier vernahm man von neuen Verheerungen im Donaugebiete, und wir lasen die Schreckensbotschaften von allen Alpenflüssen und Städten, namentlich von Tschl und Gmunden. Dies alles klang wenig vertrauenerweckend, und wir beschloßen, die Rückreise mehr nordwärts über Pilsen und den Böhmerwald zu wählen. Aber gerade dieser Entschluß hätte für uns verhängnisvoll werden können. Kaum hatten wir Budweis hinter uns gelassen, so begann ein Platzregen, der sich bald zu wahren Wolkenbrüchen steigerte. Unter ihren Stößen dampften wir weiter gen Pilsen. Die Seen im Moldauthale hatten ihren Umfang bereits um ein bedeutendes erweitert, der Fluß selbst brauste mit trübem Wasser dahin. Aber die Fahrt bot trotz alledem noch keine äußerlich wahrnehmbaren Gefahren. Als wir dann aber aus dem Moldau- und Wattawa-

thale aufwärts gekommen waren und die Hochfläche überstiegen hatten, begann die Lage gefährlich zu werden. Zur Rechten lag jetzt das Uslawathal, an dessen Seitengehängen der Zug abwärts sauste. Die Eindrücke auf dieser Fahrstrecke werden uns nie aus dem Gedächtnis kommen.

Der furchtbare Regen dauerte ununterbrochen fort; in prasselnden Güssen überschüttete er das Land. Die kleinsten Rinnsale hatten sich mit tosenden Wildbächen gefüllt; ihr Gebrause übertönte das laute Rasseln des dahineilenden Zuges. In Tümpeln und kleinen Seen angestaut, suchte das Wasser einen Ausweg an allen Durchlässen und Unterführungen der Bahn. Hier schossen sprühende Flutgarben unter dem Damme her; dort brausten breite Ströme verheerend über Wege und Fluren dahin, alles auf ihrem Wege unterwaschend, alle Fluren, Wiesen und Gärten durchwühlend. Allerwärts lagen schon die Spuren dieser unerhörten Verwüstungen in dem durchfurchten, wasserzerrissenen Erdreich dem Auge erschlossen, aber drunten der zum breiten Flusse angeschwollene Hauptbach bot ein noch schlimmeres Bild. Da tauchten Obstbäume, Hecken und Zäune aus den braunen Fluten auf, da sah man prächtige Saatzfelder vor ihrem Untergange in den wilden Wogen noch kurze Zeit mit ihren Halmen im Wasser fluten, da lagen kleine Bauernhäuser umspült vom verheerenden Strome, der vielfach die Bewohner schon zur schleunigen Flucht gezwungen hatte. Mit deutlich wahrnehmbarem Anprall stauten sich vor etlichen Mühlen und Gehöften die Gewässer, die an anderen flachen Stellen des Thales weite, spiegelnde Seen gebildet hatten. Und hoch über all diesem Elend auf dem noch immer standhaltenden, fest gefügten Bahndamme sausten wir weiter und weiter, während die ergreifenden Bilder dieser unvergesslichen Hochflut wie die Ansichten in einem Stereoskop-Panorama an unserem Auge vorüberzogen.

An einigen Stellen freilich wurde unserem Zuge mit der roten Fahne gewinkt, und vorsichtig prüfte die langsam weiter dampfende



Maschine Dämme und Brücken; aber ungefährdet erreichten wir schließlich doch vor Abend Pilsen, dessen Lage bei der Vereinigung von Uslawa, Radbuša und Mies besonders gefährdet erschien. — Das weite Kesseltal vermochte jedoch die ungeheuren Wassermassen, die sich hier zur Beraun vereinigen, zu fassen, und trotz des unerhört hohen Wasserstandes ging die Gefahr — abgesehen von etlichen immerhin noch erträglichen Beschädigungen — für die Stadt selbst glücklich vorüber.

Noch einmal überschauten wir am anderen Morgen die ganze Größe des angerichteten Schadens an Fluren und Gärten in den umliegenden Ortschaften, dann kehrten wir zurück in den inneren Böhmer-Wald, in dessen Thalgründen die Bäche machtvoll und stark wie in den Alpen rauschten. Als wir später bei Cham aus dem Gebirge herausstraten, hatte sich das Regenthal in eine einzige große Seelandschaft verwandelt; kaum vermochte man sich wieder zurecht zu finden in diesem Wassergelände, aus dem einzelne Landmassen gleich zahllosen Inseln seltsam emportauchten. Erst vor Nürnberg hatten wir die letzten Striche der Überschwemmung hinter uns gelassen, und als unser Zug durch die Hochflächen des Steigerwaldes gegen Würzburg eilte, verriet der aufwirbelnde und in unsern Wagen eindringende Staub, daß das westliche Deutschland nichts von den Wolkenbrüchen und vieltägigen Regengüssen gespürt hatte, die in ihren Verheerungen den Bewohnern der ostdeutschen Gebirge ein Menschenalter hindurch unvergeßlich bleiben werden.



## XV.

### Don Bamberg in die Fränkische Schweiz.

**A**lter und denkwürdiger Städte besitzt das schöne Bayerland eine stattliche Anzahl. Aber kaum eine kann, außer München und Nürnberg, mit dem ehrwürdigen Bamberg wetteifern. Schon der äußere Eindruck, den die Stadt auf den Wanderer ausübt, wenn er sich vom Mainthale aus ihr zuwendet, ist ein bedeutender. Ihr unterer Teil liegt im Thale und an den Ufern der Regnitz, aber von hier aus steigt die Stadt stolz und vieltürmig an den linksseitigen Anhöhen hinauf und bedeckt dort mehrere weitsehende Hügel. So erinnert sie in ihrer Lage fast an das ewige Rom, gleich dem sie auch den Reichtum schöner Kirchen und ragender Thürme besitzt. Aber um dieses prächtige Stadtbild breiten sich keine sonnendurchglühnten, pflanzenarmen Berge und Ebenen aus, sondern ringsherum lacht die köstlichste Fülle. Neben- und Gemüsegärten steigen an den Höhen hinauf, bunte Ackerfluren decken die sanften Gehänge, Wälder und Wiesen schmücken die entfernteren Berge mit grünem freundlichem Kleide. Und unten vor der Stadt liegt die breite Ebene mit dem hellen Flüsschen, das eine kurze Strecke unterhalb seine klaren Fluten mit denen des Main vermählt. Wie ein einziger großer Garten sieht diese breite Thalbuchtsich an.



Indem man sich so dieser anmutigen Landschaft und des schönen Stadtbildes, das ihren Mittelpunkt bildet, erfreut, kommen uns zugleich schon die großen geschichtlichen Erinnerungen in den Sinn, die sich an Bamberg knüpfen. Seit dem Jahre 1007 Sitz eines von Kaiser Heinrich II. gestifteten Bistums, spielt die Stadt jahrhundertlang eine bedeutende Rolle in der Geschichte Frankens und des gesamten deutschen Vaterlandes, denn ihre geistlichen Herrscher besaßen Macht und Ansehen. Manche von ihnen waren treue Berater und Helfer der großen Kaiser des alten Reiches; andere freilich mißachteten deren Herrschaft, führten rücksichtslos ihre eigenen Fehden und schmälerten die kaiserliche Macht. Im Guten wie im Bösen aber war ihre Stimme bedeutsam und ihr Einfluß von Belang. In den langen Zeitläufen von Eberhard, dem Kanzler Kaiser Heinrichs II. ums Jahr 1000, bis herab zur Säkularisation des Hochstiftes Bamberg im Jahre 1802 treten aus der Reihe der Fürstbischöfe mehrere als Personen von weltgeschichtlicher Bedeutung hervor, so Otto I., der Apostel der Pommern, der später heilig gesprochene Lambert von Brunn, der Kanzler Kaiser Karls IV., Georg III., der vertraute Ratgeber Maximilians I. und Freund der Reformation, Ernst von Mengersdorf, der Gründer des Gymnasiums illustre und der Schöpfer zahlreicher Bauwerke, und Lothar Franz von Schönborn, zugleich Erzbischof von Mainz, der Erbauer der Bamberger Residenz. Aber auch dunkle Schatten fallen in diese Zeiten: Zwistigkeiten mit dem Kaiser und dem Papste, Bedrückung der Bürger und Verschwendung der anvertrauten Güter, hartnäckige Kämpfe mit den Markgrafen von Brandenburg, Judenverfolgungen und endlose Wirrnisse in Folge der Reformation. Auch nur in allgemeinen Umrissen diese Begebenheiten zu skizzieren, würde hier zu weit führen und den Absichten des Buches nicht entsprechen. Erwähnt sei nur noch, daß hier im Dome Kaiser Heinrich II. nebst seiner Gemahlin Kunigunde beigesetzt ist, daß Kaiser Konrad III., der 1153 in Bamberg starb, und Papst Clemens II., welcher Bischof

der Stadt war, gleichfalls in diesem ehrwürdigen Gotteshause ruhen, daß in der alten Burg der Stadt der Longobardenkönig Berengar ums Jahr 966 in der Gefangenschaft starb und daß hier Kaiser Philipp von Schwaben meuchlings vom Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach erschlagen wurde.

Freilich paßt die Einfahrt in die Stadt vom Bahnhofe aus schlecht zu diesen Erinnerungen der Vergangenheit. Die Neuzeit giebt mit modernen stattlichen Häusern, mit breiten Straßen und elektrischen Bahnen diesem Stadtteile ihr Gepräge; aber sobald man in der Nähe der Regnitz in die älteren Viertel gelangt, ändert sich dies Bild. Hier giebt's auf Schritt und Tritt bauliche Sehenswürdigkeiten zu schauen. Hier reden überall bedeutsam die Denkmäler der Vergangenheit. Ein altertümlicher Marktplatz fesselt unsere Blicke mit seinen hohen Giebelhäusern und seiner ragenden Kirche, eine kunstvolle Brücke aus alter Zeit führt uns über den rauschenden Fluß. Hier erwartet uns ein formenreiches, wechselvolles Bild. In mehreren Armen durchfließt die Regnitz die Stadt. Das Wasser des Flüsschens ist mehrfach gestaut, in engen Kanälen schießt es düsteren Fabrikräumen und Werkstätten zu oder zischt in weißschäumenden Flutbächen über hemmende Wehre. In diesem Teile der Stadt liegen die Wohnstätten dicht gedrängt und sind alt und finster. Häufig steigen die Mauern unvermittelt aus dem Wasser des Flusses auf, und die Häuser mit ihren Vorbauten und rauchgeschwärzten Giebeln hängen vielfach über die eilenden Gewässer hinaus. So entstehen Flußpartieen, welche entfernt an einzelne der stilleren Kanäle der alten Lagunenstadt des Mittelmeeres erinnern und den Namen Klein-Venedig, den dieser Stadtteil im Munde der Bamberger führt, fast rechtfertigen. In dem Hauptarme des Flusses fehlen auch einzelne Schiffe nicht, die das Bild beleben. Es sind flache, überdachte Boote mit hohem Mast, den kleinen alten Holzfähnen des Rheines vergleichbar. Zum Teil haben diese Fahrzeuge weite Reisen zurückgelegt, denn an Bamberg



vorbei führt der hier vom Wasser der Regnitz gespeiste Ludwigskanal, der den Main und den Rhein mit der Altmühl und Donau verbindet.

Aber Bambergs Herrlichkeit offenbart sich uns erst in voller Größe, wenn wir jenseits des Flusses durch enge, steile Straßen emporgestiegen und nun auf den geräumigen Karolinenplatz hinausgetreten sind, um den sich die stolzesten Bauten der Stadt erheben. Hier steht der prächtige Dom, eine wahre Perle unter den romanischen Bauten Deutschlands. In seinen ältesten Theilen zeigt er den Rundbogenstil in reiner Form und höchster Vollendung, bei seinen schlanken westlichen Thürmen dagegen macht sich in zierlicher durchbrochenen Ecktürmchen bereits der Einfluß der französischen Frühgotik geltend. Dies hindert nicht, daß das Gebäude einen äußerst harmonischen Gesamteindruck hervorruft. Und wer von diesem Anblicke entzückt, sich nun dem Innern des stolzen Gotteshauses zuwendet, den überraschen zahlreiche wundervolle Denkmäler der Kunst. Da ist das skulpturenreiche Hauptportal, die Fürstenthür, die an die berühmte goldene Pforte Freibergs erinnert. Da steht das vielgenannte Grabmal Kaiser Heinrichs II. und seiner Gemahlin Kunigunde. Auf dem marmorartigen Gestein des Sarkophages, der die überlebensgroßen Gestalten der beiden Herrscher trägt, erheben sich in wunderbarer Feinheit ausgeführte und aus dem Steine ausgemeißelte Bildwerke, die mit denen auf dem Grabmale des Kaisers Maximilian zu Innsbruck wetteifern können und welche Begebenheiten aus dem Leben des Kaiserpaares darstellen. Von letzteren haben sich denn ja auch thatsächlich manche bedeutungsvolle gerade in Bamberg, dem der Kaiser ein besonderes Interesse entgegenbrachte, abgespielt. Als er im Jahre 1012 mit seiner Gemahlin Kunigunde der Einweihung des Domes bewohnte, wurde eine solche Pracht entfaltet, daß die Sage sich dieser Begebenheit bemächtigte und erzählte, der Teufel habe dabei die großen Säulen auf den Berg tragen müssen und die Königin Kunigunde habe

täglich eine frische Schüssel Geldes hingesezt, aus der sich die Bauleute nach Belieben hätten nehmen können. In den weiten Hallen des Domes, der in seinem schmucklosen Aufbau, aber seinen edlen Maßverhältnissen einen wirklich überwältigenden Eindruck macht, erheben sich ferner der Marmor Sarkophag des Papstes Clemens II. und das mächtige Reiterstandbild Kaiser Konrads III.; unten in der Krypta des Ostchores aber steht das schlichte Grabmal des letztgenannten hohenstaufischen Herrschers. Dazu birgt die Kirche zahlreiche andere mittelalterliche Kunstwerke, vor allem ein wertvolles Altarbild von Lucas Cranach. Gegenüber dem Dom liegen die alte und die neue Residenz und westlich von ihm der erzbischöfliche Palaß. Auf anderen Höhen des linksseitigen Ufers stehen die Michaels- und die Stephanskirche, die Sternwarte und andere hervorragende Bauwerke. Von manchen dieser Höhen aus öffnet sich dann auch der Blick abwärts auf die Stadt mit ihrem bunten, vielgestaltigen Häusergewirr, auf den Fluß, der sie vielarmig durchzieht, auf die weite, gesegnete Ebene der Regnitz und des Mains und auf den wechselvollen Kranz der jenseitigen Gebirge, in deren eigenartigen Formen der Kundige schon die Zugehörigkeit zum Thura erkennt. Zu seinen Höhen führt uns nun die Reife.

Noch einmal berühren wir dabei das fruchtbare Flachland in der Umgebung der Stadt, welches berühmt ist durch den Reichtum und die Güte seiner Erzeugnisse der Gartenbaukunst. Neben den gewöhnlichen Kohlsorten werden hier Gurken, feinere Gemüsesorten und die verschiedensten Gewürz- und Suppenkräuter im großen angebaut, so daß der Gemüßmarkt von Bamberg eine weit über das Reichthum der Stadt hinausgehende Bedeutung hat und seine Erzeugnisse fast durch ganz Deutschland versendet. Später, wie wir weiter am rechten Ufer der Regnitz aufwärts gelangen, nimmt die Fruchtbarkeit der Gegend ab, ja vielfach trägt jetzt die Landschaft ein einförmiges Gepräge. Häufig begegnen uns düstere Kiefern-





Der Dom in Bamberg.





wälder oder vereinzelte Gruppen dieses melancholischen Baumes inmitten der grünen Fluren. Auch die Hopfengärten werden häufiger mit ihren hohen, schlanken Stangen, welche das leichte Laubgewinde der blütenschweren Ranken umschlingt. Zur Linken treten die Zuraberge nun näher heran, die theils bewaldet, häufiger aber noch von Ackerfluren bedeckt sind. So erreichen wir Forchheim, einen Flecken, von dem aus eine Zweig- und Schmalspurbahn vom Hauptthale der Regnitz aus in das der Wiesent abzweigt. Dieser Linie folgen wir. Soweit das Auge reicht, decken reichbewässerte Wiesen die breite Sohle des Thales. Zu beiden Seiten liegen die Umfassungsberge in ziemlich weiter Entfernung. Sie sind zwar nur von geringer Höhe, aber von wechselvollen Formen. Die meisten von ihnen tragen tafelförmige Flächen auf ihrer Höhe, aber mit jähem Abhängen fallen sie zum Thalgrunde ab. Anmutig ist der Wechsel zwischen der grünen Ebene, den sanftgeneigten unteren Berghalden und den jähem grauen Felsabstürzen, die hier und da schroff zu Tage treten. Ein eigener Zauber ruht über der ganzen Landschaft. Dazu fehlt es auch nicht an idyllischen Zügen in unserer Nähe, wo die wasserreiche Wiesent gewundenen Laufes dahin eilt und unter beschattendem Gebüsch in kühlen Vertiefungen einen großen Reichtum an Forellen birgt, die in dem kristallhellen Wasser dahinschießen. An einem kleinen Seitenbache lagert jetzt gerade neben uns eine große Gänseherde. Die Tiere sind gesättigt und sonnen sich auf dem grünen Rasen. Das laute Geschnatter ist verstummt; nur leise zirpende Töne verraten das Wohlbehagen der Tiere. Und neben ihnen am Bachrande ruht der Gänsehub als Hüter, barfuß, mit gebräuntem Gesicht und großrandigem Strohhut. Man möchte sich zu ihm legen, um so recht in Ruhe dies liebliche Thalbild zu genießen. Eine Hochsommerstimmung liegt über der Landschaft, die heiße Luft flimmert, die Kräuter und Blüten duften, aus den Wiesen und Feldern tönt unablässig das laute Gezirpe der Grillen. Gleich weißen Schneebergen

erheben sich über den schöngeformten Jurahöhen mächtige Wolkenballen als Verkünder eines nahenden Gewitters.

In Ebermannstadt, wo auch die Schmalspurbahn endet, besteigen wir den Postwagen. Der Postillon ist ein echter biederer Bayer, gutmüthig, aber grob über die Maßen. Mit den Beamten im Posthause hatte er einen heftigen Wortwechsel zu bestehen, der ihn sehr in den Harnisch brachte; aber schier aufs äußerste stieg seine Entrüstung, als einer der Herren bei der Abfahrt ihm wegen einer Mittheilung noch ein paar Schritte nachgelaufen kam.

Auf blanker Chaussee geht's von Ebermannstadt aus weiter. Hinter uns steigt die Ehrenburg, ein eigentümlicher Tafelberg, mit steilen Gehängen stolz empor. Seine oberen nackten Felsen schauen wie Bastionen herüber. Vor uns aber verengert sich das Thal mehr und mehr, und bald liegt das herrliche Panorama von Streitberg vor uns. Zur Linken ragen auf steilen Felsen die Ruinen der gleichnamigen Burg. Zur Rechten aber stehen malerisch auf gleicher Höhe die grauen, verwitterten Reste der Burg Neudeck. Der Ort unten im Thale ist voller Poesie. Hübsche, idyllische Häuschen, von Rosen und Weinlaub umrankt, liegen hier anmutig zerstreut auf dem grünen Rasen; alte, breitästige Rußbäume stehen schatten spendend daneben. Kleine Gärtchen, von bunten Staketenzäunen umgeben, liegen im Schmucke duftender Blüten und wohlgepflegter Gemüse neben diesen sauberen Wohnstätten. Auf der Straße flattern gackernde Hühner und schnatternde Gänse, aufgeschreckt vom rollenden Wagen, davon, und zwischen den hellen Siebeln und dichten Baumwipfeln und über den dunkelbewaldeten Berghängen schauen von links und rechts die grauen Felsmassen der obersten Berggipfel herüber.

Auch oberhalb von Streitberg ändert sich der Charakter des Thales nicht, nur werden auf dem Grunde desselben die Wiesen noch mehr vorherrschend wie bisher. Die Heuernte hat eben begonnen, und ein würziger Duft weht uns entgegen. Bäuerinnen



sind allerwärts rüstig bei der Arbeit, das gemähetete Gras zu wenden oder auf die bereitstehenden Leiterwagen aufzuladen. Alle diese Frauen und Mädchen tragen reinliche, teils geradezu schmucke Kleidung. Um den Kopf ist malerisch ein helles Tuch geschlungen, und über den nur bis zu den Knöcheln reichenden Röcken liegt eine helle zierliche Schürze, mit bunten Bändchen nett umrändert. Hier und da schwanke hoch beladene Wagen, von kräftigen Pferden gezogen, über Wiesen und Wege den Dörfern zu, deren schmucke Häuser sich meist zwischen frischem Obstbaumgrün verbergen. Erst am Abende gelangen wir nach Muggendorf, dem bevorzugtesten Orte des fränkischen Jura und dem Mittelpunkte der „Fränkischen Schweiz“.

Der Ort und seine Wohnhäuser scheinen ganz dem Fremdenbesuche gewidmet. Der Mehrzahl nach sind letztere Gast- oder doch wenigstens Logierhäuser, die zur Aufnahme der zahlreichen Sommerfrischler dienen, welche während der Sommermonate in Muggendorf sich einfinden. In seinem freundlichen Äußeren steht der Ort dem vorher schon durchwanderten Streitberg nicht nach. Fast alle Wohnhäuser zeichnen sich durch hübsche Bauart aus. Die meisten sind nur einstöckig, aber fast immer von Reben oder von wildem Wein umspinnen, und Akazien oder schattenspendende Linden stehen vor der Thür. Häufig zieht sich eine verdeckte Veranda vor dem Erdgeschoße her. Dabei sind alle diese Wohnstätten nicht eng und langweilig aneinander gereiht, sondern stehen scheinbar regellos zerstreut an der von Fremden belebten Dorfstraße oder abseits inmitten der grünen Wiesen, welche die murmelnde Wiesent durchströmt.

Jetzt sitzen wir in einem Gasthause am Hauptplatze und schauen dem Treiben draußen zu. Vor uns sprudelt und plätschert ein Röhrenbrunnen, und Frauen und Mädchen kommen und gehen mit hölzernen Bütteln, Blechgefäßen und Eimern oder stehen plaudernd am Rande des Brunnens. Ab und zu kommt ein Kind

mit einem Körbchen duftender Walderdbeeren am Arm und bietet die köstlichen Früchte feil, welche in Unmenge auf allen Berglehnen wachsen; und neben dem Hause im hölzernen Troge, den eine Ableitung des Baches durchfließt, plätschern gefangene Forellen. Wer sich die Fische am Wirtstische bestellt, wird dorthin geführt und kann sich aussuchen, was sein Herz oder besser gesagt, sein Gaumen begehrt. Auch sonst ist die Verpflegung vortrefflich und doch billig, und alles ist noch auf einen schlichten, anspruchslosen Ton gestimmt, der den Wanderer angenehm berührt, welcher die übertriebene Eleganz und die noch übertriebeneren Preise moderner Gasthofspaläste kennt und fürchtet. In der Nacht bricht dann das Gewitter, das lange gedroht hat, los, der Schein der Blitze erhellt die wunderbare Landschaft, und auf dem Lager läßt man sich hernach vom Wassergeriesel und Bächegemurmeln in den Schlaf singen, das diesmal nach dem Regen besonders kräftig den Ort durchklingt.

Nahe bei Muggendorf an einem Bergabhange liegt der Eingang zu einer der Höhlen, an denen der Jura, und insbesondere der Fränkische, so reich ist. Anfangs steigt man einen steilen Fußweg hinan, der von alten Linden beschattet wird, dann gehts seitwärts auf schmalem Pfade weiter. Noch vom Regen erfrischt, streben rings die Stauden und Kräuter, welche die Kalkfelsen des Berges überwuchern, in üppiger Fülle an. Besonders machen sich großblumige Pelargonien und Glockenblumen, sowie Schwalbenwurz und Labkräuter bemerkbar. Von dichtem Gebüsch und Schlingpflanzen umrankt, liegt nun der Eingang zur Höhle vor uns, die nach ihrem Entdecker, einem Leipziger Professor, die Rosenmüllerhöhle genannt worden ist. Die Auffindung geschah noch im vorigen Jahrhunderte, und anfangs mußten die ersten Besucher sich von oben herab durch einen schmalen Spalt an Seilen zur Tiefe herablassen. Später wurde dann ein seitlicher Stollen eingesprengt, der einen bequemen und gefahrlosen Eingang zur Höhle ermöglicht. Die Führerin geht allein vor und ruft uns



erst hinein, wenn sie drinnen zahlreiche kleine Talgkerzchen angezündet hat, die den Raum spärlich erhellen. Es ist eine einzige große Grotte mit hoher kuppelförmiger Wölbung und steilem Aufstieg auf steinernen Stufen zu einer Anhöhe, die einen Überblick gestattet. Für den, der später die Sophieenhöhle sieht oder gar von dort herkommt, bietet die Rosenmüllerhöhle nicht viel des Sehenswerten, jedenfalls steht das Gebotene in gar keinem Verhältnis zum hohen Eintrittspreise, der für eine einzelne Person schon 2 Mark beträgt.

So wandern wir denn bald von hier aus weiter, anderen Sehenswürdigkeiten der Fränkischen Schweiz entgegen. Über eine plateauartige Fläche steigen wir hinüber, schreiten durch schöne Wälder abwärts und erreichen bei Doos wieder das Wiesentthal, von dem wir nun eine große Schleife abgeschnitten haben. Oberhalb des letztgenannten Gehöftes nimmt das Thal einen wildschönen Charakter an und zeigt echtes Furagepräge. Drunten auf der Thalsohle fließt die Wiesent mit ruhigem Laufe in breitem, rasenumfäumtem Bette dahin. Wassergewächse fluten vielfach auf dem blinkenden Spiegel, über den muntere Fische emporschnellen. Zu beiden Seiten des Flüsschens, bis an den Fuß der Thalberge heranreichend, dehnen sich feuchte Wiesen aus, auf denen das Leuchten der Blüten mit dem Gefunkel perlender Tropfen wetteifert. Zuweilen aber, wo die Tannenwälder in der Flut sich spiegeln, erscheint die Oberfläche des Baches ganz dunkel, nur hüpfende Schaumwellen ziehen in wechselndem Spiel als blitzende Lichtlinien darüber hin.

Zu beiden Seiten und im Hintergrunde des Thales steigen die Berge unvermittelt und jäh empor. Dunkle Tannenwälder decken diese Gehänge, oder ein kurzer Berggras überkleidet sie, der an die Matten der Alpen erinnert. Hier und dort strebt auf ihnen ein pyramidenförmiger Wacholder auf, oder bleiche Felsblöcke unterbrechen den kurzen, wie geschorenen Gras- und Kräuterteppich.

Schroff und drohend wachsen über diesen unteren Berghalden die obersten Gipfel mit grauen zerklüfteten Felsenmassen auf. Eine tiefe Einsamkeit liegt über dem ganzen Thale, nur das Geblöfe einer Schafherde schallt herüber, die droben auf dem Berggrafen weidend umherzieht. Einen Zug der Romantik bringt nun plötzlich die Burg Rabeneck in das Landschaftsbild. Bei einer Wendung des Weges steht sie vor uns, ein malerischer Anblick! Senkrechte bleiche Felsen und tiefgrüne Tannenwälder geben den Rahmen des Bildes; und die alte zerfallende Burg in seiner Mitte, wie sie so einsam auf das stille Thal herabblickt, steht da, wie der Schauplatz eines Märchens oder einer geheimnisvollen Sage aus ferner Zeit. Später freilich bemerkt man am Fuße des Burgfelsens und fast von ihm versteckt auch eine vereinzelte Mühle; allein sie raubt uns die Poesie des Bildes nicht, sondern erhöht mit ihrem Wasser- rauschen und Rädergeklapper, das in den weiten, stillen Räumen des Thales verhallt, nur unsere schwärmerische, wanderfrohe Stimmung.

Über eine Hochfläche gelangen wir von Rabeneck aus zur Burg Rabenstein, die an dem Abhange des benachbarten Ahornthales gelegen ist, das vom Milsbache durchflossen wird. Dieser mündet bei Behringeresmühle in die Wiesent. Das Thal bei Rabenstein ist noch enger und schluchtartiger, als das vorhin durchwanderte, auch tritt der Wald hier mehr zurück, nur die Felsen und Kräuterhalden herrschen an den steilen Berglehnen vor, die den tiefen Thalgrund beengen. Die neu errichtete Burg steht an Stelle einer alten zerfallenen, die im Mittelalter lange Zeit hindurch von Raubrittern bewohnt gewesen sein soll. Die das Gebirge durchziehende große Handelsstraße von Nürnberg nach Leipzig bot jedenfalls dem oben hausenden Gesindel oft genug Gelegenheit zu reicher Beute.

Nah bei Burg Rabenstein liegt die mit Recht berühmte Sophienhöhle, die durch Zufall entdeckt wurde, als der Besitzer der



Burg aus dem Hintergrund einer längst schon bekannten Grotte den dort angehäuften Gesteinschutt wegräumen ließ. Man gelangte bei dieser Gelegenheit in das Innere von drei mit einander in Zusammenhang stehenden mächtigen Höhlen, die dann später durch Anlage von Stufen und Brücken zugänglich gemacht wurden.

Es ist in der That eine bestrickende Zauberwelt, die uns in der vom Scheine der Kerzen schwach erleuchteten Tiefe empfängt. Schon die Höhlen an und für sich sind großartig, mit ihren schwindelnd hohen Gewölben, ihren mannigfachen Vorsprüngen, ihren Nischen und Gängen. Allein diese vielgestaltige Anlage erhält erst ihren vollen Reiz durch die Wunder der Tropfsteingebilde, die sich an den Wänden, am Boden und an den hohen Gewölben der Höhlen angesetzt haben. Hier streben gewaltige Zapfen und Kegel von der glitzernden Decke herab, dort hängen mächtige wulstige Massen herunter. Am schönsten aber sind jene zarten feinen Gebilde mit ihrer schönen Aderung, die zierlichen Geweben gleichen. Oft sind diese gewellten Tropfsteingebilde von derber Form, langen Schweinsohren ähnelnd, häufig erinnern sie an aufgehängte Häute oder Lederbündel, meist aber wachsen sie zu prächtigen faltenreichen Vorhängen aus, durch die das Licht der Kerzen in bunten Farbentönen schimmert, und an deren spröden, dünnen Massen ein Schlag hellklingende Laute weckt.

Diese zarten Vorhänge, Schleier und Borden, deren Bildung dem Laufe der rinnenden Tropfen entlang erfolgte, sind eine Eigenthümlichkeit der Wand- und Deckenverzierung in diesen Höhlen, aber von dem Boden derselben wachsen andere Tropfsteingestalten empor: ragende Kegele und Zapfen, orgelartige Pfeifengebilde, flache Kuppeln und rundliche Wulste mit wellenförmiger Oberfläche. Und von all diesen formenreichen Gestalten, die häufig in wunderlicher Weise Menschen- und Tiergestalten und Gegenstände vielfältigen Gebrauchs nachahmen, geht ein Glänzen und Flimmern aus, das die tausende Spiegelflächen winziger Krystallbildungen erzeugen. Das Licht

eines angezündeten Magnesiumdrahtes übergießt nun mit einem Male all diese unterirdische Herrlichkeit mit taghellem Scheine, die jede Einzelheit verrät, allein lieber ist uns doch noch das magische Halbdunkel, durch welches hier und da die aufgesteckten Lichter durchschimmern, und zu dem so gut die ungeheure Stille in diesen Räumen paßt. Um sie zu genießen, halten wir inne auf unserer Wanderung und lauschen in die weiten dämmerigen Gewölbe hinaus. Da vernimmt man nichts, als zuweilen das Klingen der von der hohen Decke niederfallenden Tropfen, die allemal ein klangvolles Echo in den verlorenen Klüften und Seitengängen der Höhle erwecken. Mit einer geheimnisvollen Scheu lauscht man den feinen Stimmen der Gewässer; denn sie verkünden uns deren unablässiges Weiterfließen an den Gebilden dieser unterirdischen Welt. Jahrtausende vielleicht waren nötig, um diese in ihrer heutigen Größe und Mannigfaltigkeit aufzubauen, aber die schaffende Natur kennt keine Zeit, wie der Mensch; rastlos arbeitet sie an ihren Werken, gleichviel, ob deren Vollendung in unendliche Fernen fällt.

Ursprünglich mögen diese Höhlen Hohlräume gewesen sein, die ein durchfließender Bach oder Fluß ausgewaschen hat, und die erst später dann durch das durchsickernde kalkhaltige Wasser ihren Tropfsteinschmuck erhielten. Die Gewässer, die jene Räume einst schufen, sind längst versiegt oder haben sich andere Wege gegraben; allein deutliche Spuren haben sie zurückgelassen in der Anschwemmung von Knochen vorzeitlicher Tiere. Auch in der Sophieenhöhle findet sich im untersten Raume eine solche Fundstätte, die nach der Entdeckung eine überreiche Ausbeute lieferte. Dem Besitzer der Höhle ist man Dank schuldig, daß er diese Fossilien nicht ohne weiteres alle fortschaffen und den Museen überweisen, sondern daß er viele an ihren ursprünglichen Lagerstätten liegen ließ. Hier liegen sie nun zum Teil eingebettet in den harten Kalkspathhinter des Bodens deutlich vor unsern Augen. Da ragt das stattliche Geweih eines Riesenhirsches hervor, hier startt das von mächtigen



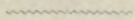


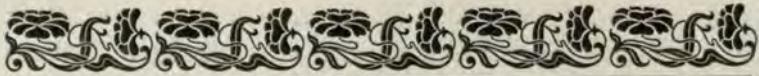
Das Bühnenfestspielhaus in Bayreuth.





Zähnen bewehrte Gebiß eines Höhlenbären über das feste Gestein und dort hebt sich der Beckenknochen eines gewaltigen Mammut aus dem gleißenden, schlüpfrigen Boden. Dazwischen liegen Knochen, Zähne und Geweihstücke anderer Tiere in wirrem Durcheinander, just so, wie einst das hier kreisende, von der Erdoberfläche herabströmende Wasser sie niedersenkte. So führen uns im Geiste vielfältige Eindrücke in dieser Höhlenwelt in die wunderbare Werkstätte der Natur, und wir dürfen es nicht unterlassen, ihre Geschichte, soweit sie den Jura betrifft, im nächsten Abschnitte in Kürze zu entwickeln.





## XVI.

### Durch den Fränkischen Jura nach Bayreuth und Nürnberg.

Nur in geologischer Hinsicht, nicht aber in landschaftlicher, bildet der Jura ein einheitliches Gebirge, obwohl es ihm an übereinstimmenden Zügen in seinen einzelnen Theilen nicht vollständig fehlt. Am großartigsten und eigenartigsten erscheint uns das Gebirge in dem Theile, der sich vom Durchbruch der Rhone bei Genf bis in die Gegend des Rheindurchbruchs bei Schaffhausen erstreckt, also im Französisch-Schweizerischen Jura. Hier wandert der Reisende durch ausgedehnte Längenthäler, hier ragen die höchsten Gipfel mit ihrer entzückenden Fernsicht auf die aus der Tiefe herausblitzenden Spiegel des Bieler, Neuchâtelers und Genfer Sees und auf die gegenüberliegenden großartigen Firn- und Felsgebiete der Berner Alpen und des Mont Blanc; hier endlich begegnen dem Wanderer auch die kühnsten Einzelformen in ragenden Felskolossen und jähem, wildzerklüfteten Abstürzen.

Bei der Gleichheit in der geologischen Zusammensetzung hat auch die Fortsetzung des vorgenannten Gebirges auf deutschem Boden den einheitlichen Namen Jura verliehen bekommen, so daß unter diese



Bezeichnung jetzt jene in ihrer Ausdehnung ungeheuren Gebirgszüge fallen, die vom Rhonedurchbruch südwestlich vom Genfer See sich in einem einzigen ununterbrochenen Zuge bis zum oberen Main bei Lichtenfels, ja bis in die Gegend von Koburg, nördlich von diesem Flusse, erstrecken. Allein landschaftlich unterscheidet sich der Deutsche Jura in seinen einzelnen Theilen ebenso sehr, als er in seiner Gesamtheit wieder vom Schweizerisch-Französischen abweicht. Eigenartig sind die wohlangebauten Landschaften des Mlettgau's, nördlich vom Rheindurchbruch, in der Gegend von Schaffhausen, anders gebildet wieder die Höhenzüge des Hegau's, zu welchen der Bodensee seine nordwestlichen Buchten, den Überlinger-, Zeller- und Untersee unmittelbar heranschiebt. Hier verleihen vulkanische Erhebungen, mächtige kegelförmige Basalt- und Phonolith-Gipfel der Landschaft ein eigenartiges Gepräge. Neben dem Neu- und Hohenhöwen, dem Hohenstoffeln und anderen Bergen ragt hier als gefeierter Aussichtspunkt und sagenumwobener Gipfel der weltbekannte Hohentwiel als äußerster Vorwächter des Hegau's gegen die Bodenseesenkung und die Schweizerische Hochebene hin vor. Nördlich vom Hegau und durch die Donau in ihrem Durchbruch durchs Gebirge von ihm getrennt, erhebt sich die Juralandschaft des Heuberges, und daran anschließend das großartigste Gebiet des Deutschen und insbesondere des Schwäbischen Jura, die Rauhe Alb. Ihr werden noch spätere Reiseschilderungen gewidmet sein. Vorläufig verfolgen wir den Zug des Gebirges in seiner nach Norden gerichteten Umbiegung, jenseits des Wörnitzthales, und sind damit in das Gebiet des Fränkischen Jura eingetreten, von dem wir schon hörten, daß er sein nördliches Ende am Mainbogen bei Lichtenfels oder in den Ralkhöhen Koburgs erreicht und in dem zuerst genannten Teile von dem Fichtelgebirge nur durch die Keupermulde von Bayreuth geschieden wird.

Die landschaftlichen Eigentümlichkeiten des Fränkischen Jura, dessen schönsten Teil man in wenig zutreffender Weise als Fränkische

Schweiz zu bezeichnen pflegt, lernten wir schon auf unseren Ausflügen im vorigen Abschnitte kennen. Wir brauchen also hier nur noch einiges über den geologischen Aufbau des Gebirges zu sagen. Seiner Hauptmasse nach besteht das ganze Jura Gebirge aus Kalk, der einer bestimmten, zwischen die Trias und die Kreide einzureihenden Formation angehört. Nach dem Gebirge, in welchem sie am großartigsten auftritt, hat diese Formation den Namen Jura erhalten, obwohl sie auch an anderen Stellen Deutschlands und in sonstigen Theilen der Erde vorkommt.

Für den Paläontologen besitzt die Juraformation ein besonderes Interesse wegen der großen Anzahl der in ihren Gesteinen vorkommenden Versteinerungen und Abdrücke vorzeitlicher Pflanzen und Tiere. Zum Theil sind das ähnliche Formen, wie wir sie schon in der Kohlenformation bei Gelegenheit des Besuches der Zechen in Oberschlesien in dem Bande „Von der Tatra zur Sächsl. Schweiz“ kennen lernten. Im allgemeinen aber macht sich in den uns erhaltenen Resten des Jura bereits ein Aufsteigen zu höheren und vollkommeneren Organismen geltend. Unter den in den Gesteinen des Jura im allgemeinen nur spärlich vertretenen Pflanzen finden wir noch immer neben Algen die Farren, Cycadeen und Nadelhölzer vorherrschend. In großartiger Fülle treten dagegen in den im Meere gebildeten Kalksteinen die Reste niederer Seethiere auf. Besonders Spongien, Korallen, Zweischaler, Kopffüßler, Seelilien und Seeigel finden sich darin in zahlreichen Arten. Neben verschiedenen Krustentieren sind auch vereinzelt Insekten, besonders Libellen, uns in deutlichen Abdrücken erhalten geblieben. Am wunderbarsten aber muten uns die Überreste mächtiger Saurier an, welche in der Juraperiode in zahlreichen Arten die Gewässer bewohnt haben müssen. Da sind uns die Knochen des gewaltigen und plumpen Ichthyosaurus und des langhalsigen schlankeren Plesiosaurus erhalten, die neben mächtigen, den gegenwärtigen Haien verwandten Fischen beuteluftig die Meere durchzogen. Als seltsamster Vertreter der Eidechsen tritt uns



ferner der fliegende Pterodactylus entgegen, und auffallender noch und bedeutamer für die Kenntniss von der Entwicklungsgeschichte der Organismen erscheint uns der wunderbare „Urvogel“, der Archäopteryx, ein Vogel mit stark entwickelten, krallenbewehrten Zehen an den Flügelknochen und mit einem langen Eidechsenchwanz, an welchem, paarig angeordnet, die großen Steuerfedern sitzen. Nur erst in einzelnen niederen Formen der Beuteltiere ist die Welt der höher organisierten Säugetiere in dieser Periode vertreten. Weltberühmt als Fundstätte wohlerhaltener Fossilien sind besonders die Steinbrüche von Solnhofen an der Altmühl im weißen Jura, die zugleich die geschätzten und an Brauchbarkeit sonst nirgendwo erreichten lithographischen Schiefer liefern, deren Versand über die ganze Erde geht.

Bergan nun die Gesteine des Jura schon an und für sich eine außergewöhnliche Menge meist wohlerhaltener Reste von solchen Pflanzen und Tieren, deren Leben mit der Bildungszeit der betreffenden Gesteine zusammenfällt, so besitzt das Gebirge außerdem noch in seinen zahlreichen Höhlen staunenswerte Mengen fossiler Knochen von solchen Tieren, die einer viel späteren geologischen Epoche, als der Bildung des Jura, nämlich der Diluvialzeit angehört haben. Bei dem Besuche der Sophienhöhle lernten wir schon eine solche Fundstätte kennen. Wir brauchen hier nur noch ergänzend zu bemerken, welche Tiere mit ihren Knochenresten hier vertreten sind. Wir finden da neben dem gewaltigen Mammut und einem riesenhaften Nashorn den mächtigen Riesenhirsch mit seinem stolzen Geweih; überaus zahlreich sind die Schädel und übrigen Skeletteile vom Höhlenbären vertreten, aber auch der Höhlenlöwe und die Höhlenhyäne fehlen nicht. Zum Teil finden sich diese Reste zu einer Art Knochenbreccie zusammengefittet, oft sind sie, wie wir schon sahen, von der Masse der Tropfsteinbildung umhüllt, manchmal aber lassen sie sich leicht aus dem Lehm oder Gerölle herausheben und haben so fast alle Museen der Welt mit hübschen Schaustücken bereichert.

Aus dem Innern der Sophieenhöhle, deren Betrachtung uns zu der vorausgegangenen Abschweifung verleitete, wenden wir uns nun zum Rückweg ans Tageslicht. Zum Abschied läßt unser Führer, der wohlunterrichtete Burgwart von Rabenstein, die einzelnen Grotten der weitverzweigten Höhle in hellem Magnesiumlicht erstrahlen. Dann kehrt die Nacht in die geheimnisvollen Räume zurück, und nur der Schein der Kerzen leuchtet auf unserem Pfade. In sanftem grünlichem Schimmer bricht dann allmählich vor uns in der Ferne ein neues Licht durch den rötlichen Schein der Kerzen. Bei jedem Schritte, den wir weiter thun, vermehrt sich der Glanz, und bald bricht die Tageshelle draußen aus der offenen Grotte wie ein belebender Strom herein. Aufatmend begrüßt man das drinnen entbehrte Licht, und mit erhöhtem Entzücken betrachtet man draußen das schimmernde Grün der Bäume und Sträucher, die das hohe Felsenthor umgeben, und die Reize des felsenumrahmten Thales, das drunten zu unseren Füßen liegt. Nach einer kleinen Wanderung über die Hochfläche und hernach durch das Wiesentthal haben wir dann das Örtchen Behringeresmühl erreicht, wo sich das Thal der Püttlach und die Rabensteiner Schlucht mit dem hier ein scharf gebogenes Knie bildenden Hauptthale der Wiesent vereinigen. Dem Laufe des erstgenannten Baches entlang geht unsere Wanderung weiter aufwärts, wiederum durch ein Thal von echtem Juracharakter, mit schönen Wiesen und Wäldern, die allenthalben von den steil anstrebenden grauen Umfassungsbergen unterbrochen werden. Klüfte und Grotten lenken häufig die Blicke des Wanderers zu den steilen Fels Höhen hinauf, und man fragt sich, wie manche verborgene Höhle mit neuen Tropfsteingebilden und Knochenresten in dem vielfach von Gewässern durchwaschenen Gestein noch der Entdeckung harren mag. So erreichen wir Pottenstein, ein malerisch gelegenes Städtchen an der Püttlach, überragt von einem steilen Kalkfelsen, der eine stattliche Burg trägt.



Wenn man aus den Thälern des Fränkischen Jura emporsteigt und die Höhen betritt, so bemerkt man, wie der wahre Charakter des Gebirges sich allenthalben in einer ausgedehnten Hochflächenbildung äußert. Nur in den Thälern und Schluchten, die tief eingeschnitten die leicht zerreiblichen Kalkmassen durchziehen, entfaltet das Gebirge jene landschaftlichen Reize, die wir bei unserer Wanderung durch das Wiesentthal kennen lernten; droben dagegen überschaut man schwach wellenförmige Gelände von stundenweiter Ausdehnung, über welche vereinzelt die höheren Rücken in der für den Jura charakteristischen Form, mit weiten Tafelflächen und steilen Gehängen emporsteigen.

Durch eine solche Landschaft wandern wir aus dem oberen Büttlathale in die Gegenden an der oberen Pegnitz. Bevor wir das gleichnamige Städtchen erreicht haben, bricht der Abend herein, und nun bietet sich uns im weiten Lande rings umher ein wunderbares Schauspiel. Es ist gerade Johannistag, und auf allen Höhen nah und fern entzündet sich loderende Feuer. Ihr flackerndes Licht überstrahlt den langsam verblassenden Schein der Abendröthe, die noch in weiten flachen Streifen den nordwestlichen Horizont umzieht. In unserer Nähe auf einem Hügel brennt ein besonders mächtiges Feuer. In feurigen Garben lodern die Flammen flackernd empor, und ein Funkenregen wirbelt über den vom Feuerchein durchglühten Rauchmassen auf. Man hört das Rufen und Sauchzen der oben versammelten Menge und sieht die Feuerbrände, von kräftigen Händen geschwungen, sich im Kreise drehen und dann gleich zischenden Raketen in weitem Bogen den Abhang hinunter sausen. So erblicken wir in diesem prächtigen Bilde eine Mahnung an die ferne Vorzeit des Volkes, an die heidnischen Gebräuche unserer germanischen Vorfahren. Wie in so manchen anderen Landschaften unseres deutschen Vaterlandes hat auch hier im Frankenlande dieser uralte Brauch sich erhalten, während andere Sitten längst verschwunden sind, die früheren Trachten in unseren

Tagen aussterben und die politischen Verhältnisse so manche Wandlung im Laufe jener Zeiträume erlitten haben.

Das Johannisfest scheint die Leute alle in eine gehobeneren Stimmung versetzt zu haben, jedenfalls herrscht in dem schlichten Wirtshause am Bahnhof zu Pegnitz ein ausgelassenes Leben. Etliche der Gäste sind bereits schwer bezechet, und mit ihnen treiben andere ihre Kurzweil. Dabei merkt man, daß der echte Bayer aus seinem Herzen keine Mördergrube macht, sondern frei von der Leber weg spricht. Aber höflich ist's nicht, was da geredet wird. Und wenn man zu diesen Grobheiten die robusten Gestalten und bierseligen Gesichter, und obendrein die raucherfüllte Stube und die rohen, kräftigen Tische und Bänke hinzu rechnet, wenn man weiterhin sieht, wie der Wirt mit einer nicht mißzuverstehenden Geberde einem allzu lauten Becher bemerkbar macht, daß das Hinauswerfen ein gutes, altes Hausrecht des Wirtes ist, so merkt man, daß die Künstler der „fliegenden Blätter“ um prächtige Stoffe der Feder sowohl wie des Stiftes nicht verlegen zu sein brauchen, sondern daß bei solchen Anlässen jede Dorfschenke deren in Fülle bietet.

Von Pegnitz aus gelangt man mit der Bahn in kurzer Zeit nach Bayreuth; denn bis Schnabelwaid benutzt man auf dieser Fahrt die Schnellzuglinie Nürnberg-Hof, auf der direkte Züge von Nürnberg über Treuchtlingen nach Leipzig und Berlin laufen. Aus der Einsamkeit der durchwanderten Loralandschaften sieht man sich so plötzlich mitten in das Treiben eines internationalen Zuges versetzt. Diese Bahnlinie durchbricht den Lura weiter unterhalb, indem sie dem Laufe der Pegnitz folgt. Durch dasselbe Thal geht auch die Linie von Nürnberg nach Amberg und Pilsen. Neben diesen wird der Fränkische Lura noch von den Linien Nürnberg-Regensburg und Nürnberg bezw. Ansbach-Ingolstadt überbrückt. Schon hieraus erkennt man, daß das Gebirge dem Bau der Bahnen geringere Schwierigkeiten entgegen stellen muß, wie die zuletzt durchwanderten Bergzüge es thaten. Noch mehr aber ist die westliche





Neues Schloss in Bayreuth.





Fortsetzung des Fränkischen Jura, nämlich der Schwäbische, von Verkehrswegen durchzogen. Zwischen Donauwörth und Crailsheim, Ulm und Crailsheim bezw. Stuttgart, zwischen Sigmaringen und Tübingen, Lingen und Rottweil, sowie Lingen und Donaueschingen, Schaffhausen und Waldshut bestehen hier neben den Chausseer viel benutzte Bahnlinien.

Entsprechend diesen Verhältnissen des Verkehrs bietet der Jura auf deutschem Boden auch nirgendwo eine scharf ausgesprochene Wasserscheide. Verschiedene Flüsse und Bäche durchqueren ihn förmlich von einem Ende zum anderen, so besonders die oben schon genannte Pegnitz und die Altmühl. Die Wassergebiete der Donau und des Mains erscheinen so auf den Höhen des Jura vielfach durcheinander geschoben. Nur die Rauhe Alb macht eine Ausnahme hiervon und bildet eine ziemlich scharf begrenzte Wasserscheide zwischen der Donau und dem Neckar, aus dessen Thale das Gebirge in stolzer Höhe emporsteigt.

Im Vergleich zu Bamberg, von wo aus wir unsere Wanderung in den Fränkischen Jura antraten, und ebenso zu Nürnberg, unserem weiteren Wanderziele, macht Bayreuth vorwiegend den Eindruck einer modernen Stadt. In der That besaß der Ort vor der Verlegung der Regierung von Kulmbach hierhin nur eine untergeordnete Bedeutung. Dazu kommt noch, daß Bayreuth wiederholt von ganz außergewöhnlich verheerenden Bränden heimgesucht wurde, die mit dem Alten gründlich aufgeräumt haben. Immerhin aber besitzt die Stadt doch noch mancherlei denkwürdige Bauwerke aus der Vergangenheit, die ihr den Reiz geschichtlicher Erinnerungen sichern. Bedeutsam zeigt sich uns das neue Schloß, vom Markgrafen Friedrich in der Mitte des vorigen Jahrhunderts erbaut und vor demselben der Brunnen mit dem Reiterstandbilde des Markgrafen Christian Ernst, gestorben 1712, der sich in den Kriegen gegen die Türken mit Ruhm bedeckte. Auch das alte Schloß, das unter Benutzung eines älteren Baues während verschiedener Epochen, besonders aber in

der Mitte des vorigen Jahrhunderts, dem neuen Zeitgeschmack entsprechend, errichtet und umgewandelt wurde, fesselt den Besucher, ebenso wie die ehrwürdige Stadtpfarrkirche mit den Grabmälern zahlreicher Vertreter der markgräflichen Herrscherfamilie und die neue 1758 vollendete Schloßkirche mit sehenswerten Deckengemälden aus der Blütezeit des Poppstiles.

Aber diese und andere Sehenswürdigkeiten vermögen den Eindruck des Modernen und eine gewisse Nüchternheit nicht ganz zu verdrängen, den der Besucher in Bayreuth empfängt. Dazu kommt in der Bauart und dem äußeren Gepräge der meisten Häuser schon ein fremdartiger Zug, der an manche deutschen Städte Böhmens, beispielsweise an Eger erinnert. Die Lage, unfern der Grenze, macht diese Erscheinung erklärlich. Auch in seinem Leben zeigt Bayreuth schon Unterschiede von anderen bayerischen Orten gleicher Bedeutung. Die Vorherrschaft der Beamtenwelt in einer Stadt, welche Sitz der Regierung für den Kreis ist, bleibt nicht ohne Geltung. Ich habe wiederholt von Bayern aus anderen Städten, selbst von solchen, deren Wiege in Bayreuth stand, Klagen hören, daß das Leben hier weniger gemüthlich sei und vielfach ein sonst in Bayern unbekannter Kastengeist herrsche. Ich weiß nicht, ob diese harten Urtheile zutreffend sind, jedenfalls empfindet der nur für kurze Zeit hier weilende Fremde sie nicht, vielmehr dankt er der Stadt und ihren Bewohnern gern für mannigfache Anregung, welche ihm die Zeit des Aufenthaltes angenehm verkürzt. Besonders aber fühlt sich jeder durch die anmutige Lage des Ortes angenehm gefesselt. Bayreuth liegt nämlich in einem breiten, sanften Thale, welches von einer wechselvollen Hüggellandschaft rings umschlossen ist. Dies ganze Gebiet, der Keuperformation, der obersten Schichtenlage der Trias angehörig, bildet eine Art Senkung, eine Mulde zwischen den westlich davon aufsteigenden Kalkmassen des Juragebirges, die über den Main hinaus bis in die Gegend von Koburg reichen und den östlich von der Keuperzone emporwachsenden kristallinen Ur-



gesteinen, den Graniten und Gneisen des Fichtelgebirges. Diese höheren Gebirge umrahmen nun ihrerseits wieder in wirkungsvoller Weise die ganze Landschaft und geben derselben mit ihren wechselvollen Bergformen einen nachhaltigen und großen Reiz. Unten im Thale aber, das die tiefste Stelle der ganzen Bucht bildet, zieht der junge Main in mehreren Armen als kleines klares Flüsschen durch die Stadt, deren Häuser die Ufer desselben umsäumen. Zu diesen Vorzügen der natürlichen Lage kommt für Bayreuth noch der Umstand hinzu, daß die Stadt in ihrer Umgebung mehrere prächtige Schlösser und Landsitze aus der markgräflichen Zeit besitzt, deren Bau zum Theil bedeutende Summen gekostet hat, und in deren großen Parkanlagen den Besucher prächtige Wasserkünste neben allem Zauber einer verfeinerten und gekünstelten, dem Geschmacke des vorigen Jahrhunderts angepaßten Gartenpflege überraschen. Über spiegelnde Teiche hinweg, durch alte schattenpendende Alleen hindurch, aus den Fenstern prunkvoller Schloßgemächer hinaus fällt dann allerwärts der Blick weiterhin, jenseits der fruchtbaren Gefilde in unserer Nähe, auf die dunklen Waldbrücken des Fichtelgebirges, die dem Bilde einen Zug des Großartigen und Ernsten verleihen.

Wir sehen, daß so Bayreuth genug des Fesselnden und vor allem jenen Zauber besitzt, der so manche unserer ehemaligen kleinen deutschen Residenzen auszeichnet. So ist es kein Wunder, wenn besonders zahlreiche Künstler den Ort geschätzt und gerne besucht haben, und daß ihr Leben und Wirken der Stadt ein starkes und dauerndes Gepräge aufdrückten. Hier in Bayreuth schafften und wirkten bis zu ihrem Lebensende Jean Paul Friedrich Richter, der feinsinnige Dichter, Franz Liszt, der große Komponist, und vor allem Richard Wagner, der geniale Tondichter und Schöpfer einer neuen musikalischen Welt. Besonders des letzteren Vorliebe für Bayreuth hat der Stadt in neuerer Zeit ihr ganz bestimmtes Gepräge dadurch verliehen, daß hier das Wagner'sche National-

Theater errichtet wurde, in dem in Zwischenräumen von etlichen Jahren während einiger Sommermonate die Werke des großen Meisters in höchster Vollendung und unter der Mitwirkung eines großartigen Orchesters und einer sonst unerreichten Bühnenausstattung in Szene gesetzt werden. Die ersten Sänger von allen Theatern ganz Deutschlands und Oesterreichs sind dann zur Mitwirkung in Bayreuth versammelt, ein erwähltes Publikum aus aller Herren Ländern hat sich zu den Vorstellungen eingefunden, und die sonst recht stille Stadt füllt sich mit einem großartigen Leben und Treiben. Für die Wirthe, Gasthofbesitzer und mancherlei Geschäftsleute und Gewerbetreibende wird die Zeit der Festspiele zu einem wesentlichen Faktor in ihrem Erwerbsleben, und man merkt es vor allem den großartigen und zum Theil sehr vornehm oder prunkvoll ausgestatteten Gasthöfen an, daß sie nicht nur für die Zahl der in gewöhnlichen Zeiten die Stadt Bayreuth besuchenden Fremden errichtet sind. Sehenswert ist übrigens das [Wagner-Theater in Bayreuth selbst in der Zeit, wo nicht gespielt wird. Seine gewaltigen Größenverhältnisse, seine ganz eigenartige Anordnung und innere Anlage, sein vertieftes Orchester, vor allem aber seine riesige Bühne mit ihren großartigen maschinellen Einrichtungen und wunderbaren Dekorationen und sein Zuschauerraum, der für 1650 Personen Raum bietet, gewähren schon als solche einen fesselnden Anblick.

Neben den Lustschlössern Eremitage und Fantasie, beide etwa in der Entfernung einer Stunde von der Stadt gelegen, bietet der hinter dem Wagner-Theater ansteigende Berggrücken, die Hohe Warte mit dem Siegesturm ein lohnendes Wanderziel. Nachdem man aus dem Schatten der Alleen herausgetreten ist, die zur Anhöhe führen, auf dem das Theater erbaut ist, gelangt man zunächst über Ackergelände und tritt dann in den Fichtenwald ein, der den ganzen Rücken der Hohen Warte bedeckt. Auf dem höchsten Punkte desselben ist ein Aussichtsturm dem Gedächtnisse der im Kriege



1870/71 gefallenem Bayreuther Krieger errichtet. Wenn man von der Widmung eines wahrhaft großartigen und künstlerisch vollendeten Monumentes absieht, hat dieser Gedanke, mit dem Erinnerungszeichen zugleich einen praktischen Zweck zu verbinden, eine Berechtigung. Jedenfalls ist es eine gute Idee, dem Andenken der gefallenen Krieger ein Bauwerk zu weihen, das nun tausenden bewundernden Besuchern einen Rundblick auf einen so schönen und gesegneten Gau unseres theuren Vaterlandes gewährt, für dessen Größe und Einheit jene Männer in blutigen Kämpfen ihr Leben ließen.

In der That ist es ein schöner Fleck Erde, den hier unser Auge überschaut. Das reichgesegnete Mainthal mit der fernen Stadt in seiner Mitte liegt im Vordergrund. Ringsherum breitet sich ein Hügelgelände voll landschaftlicher Anmut aus. Da sieht man saftige Wiesen, wohlbestellte, buntgewürfelte Ackerfluren und saubere Dörfer und Gehöfte nah und fern. Da schauen Lustschlösser und Landsitze aus dunklen Parks und Gärten herauf, da folgt der Blick dem Laufe des blitzenden Flüsschens und den hellen Linien der Straßen und Eisenbahnen in bedeutende Fernen, und dort ragen von ferne die ernstesten Waldhöhen des Fichtelgebirges mit dem düsteren, alles beherrschenden Dshenkopf hervor. Auch der Jura zeichnet bis hierhin seine eigenartigen Bergformen in das großartige Rundgemälde, und selbst vom Frankenwald gewahrt man im Norden einzelne verblässende Höhen. Und dazu liegt tief zu unseren Füßen der stille Fichtenwald. Selten nur tönt eine vereinzelte Vogelstimme herauf, aber der Wind singt in den Wipfeln unablässig sein leises, wehmütiges Klagelied.

Über Schnabelwaid und Pegnitz wenden wir uns von Bayreuth aus gen Nürnberg. Dabei durchqueren wir noch einmal, indem wir dem Laufe der Pegnitz folgen, den Fränkischen Jura, und zwar in umgekehrter Richtung. Wiederum zieht auf dieser Reise eine Reihe anmutiger Landschaftsbilder an unserem Auge vorüber; denn schon bald hinter Pegnitz verengert sich das Thal,

wird schluchtartig und trägt das charakteristische Gepräge all dieser Schluchten des Fränkischen Jura. Da aber die vorliegenden Schilderungen nicht etwa ein Reisehandbuch ersetzen, sondern lediglich die Eigenart der einzelnen deutschen Gebirgslandschaften an der Hand von Wanderungen durch dieselben darstellen sollen, so brauchen wir auch hier nicht auf alle die Einzelheiten einzugehen, die das Pegnitzthal in seinem Durchbruch durchs Gebirge aufweist. Auch hier haben wir die schönen Wiesen, durch welche das Flüsschen breit und langsam dahinzieht; auch hier sehen wir, wie bei der Wiesent, das Wasser häufig gestaut und von hin- und herflutenden Gewächsen durchzogen. Ebenso treten die Abstürze der Hochflächen häufig mit jähem und wilden Felswänden an das Thal und an den Fluß heran, und das graue Gestein, oft in wuchtigen, mauerähnlichen Massen emporragend, bietet einen wirkungsvollen Gegensatz zu den Wäldern und Gebüsch, welche häufig den Scheitel der Berge, die weniger steilen Halden und die lauschigen Seitenthäler bedecken. Eine Anzahl hübscher Ansiedlungen verleiht dem vielfach gewundenen Thale einen eigenen Reiz, und vereinzelt Burgen und Ruinen sorgen dafür, daß auch die Romantik ihm nicht fehlt. Abseits vom Hauptthale liegen dann ferner noch mehrere Tropfsteinhöhlen mit all den Schönheiten und Eigentümlichkeiten, die wir schon bei der Sophienhöhle kennen lernten.

Nicht minder besucht sind etliche Hochgipfel des Fränkischen Jura in der Nähe von Hersbruck, das den Mittelpunkt eines landschaftlich besonders ausgezeichneten Gebietes bildet, dem man nach bekannten Mustern den im übrigen wenig geschmackvollen Namen „Nürnberger Schweiz“ verliehen hat. Zu diesen Aussichtspunkten gehört der Hansjörgl- und der Arzberg. Besonders vom Aussichtsturm auf letzterem Gipfel überschaut man weite Länderräume und ein Rundgemälde, das erst von den Höhen des Fichtelgebirges, Böhmerwaldes, Steiger-, Thüringer- und Frankenwaldes begrenzt wird.



Auf andern Gipfeln dieses Gebietes ragen alte Burgen, wie der Hohen- und Hartenstein, an welche sich manche Schicksale aus der mittelalterlichen Geschichte, besonders aus der Zeit der Hohenstaufen und der Blüteperiode Nürnbergs knüpfen. So ist es begreiflich, daß der Fränkische Jura in diesem Teile fast ebenso sehr von Touristen besucht wird, wie das Wiesentthal und die Gegend um Muggendorf, und daß besonders Hersbruck als Standquartier für die Wanderer im Sommer sich eines großen Zuspruchs erfreut.

Im Pegnitzthale selbst ist aber auf unserer Weiterreise auch die Eisenbahn an sich sehenswert, die bald auf Brücken den Fluß überseht oder am Rande der Felsgehänge ihren Weg sucht, bald wieder in kleineren Einschnitten und Tunnels vorspringende Felsgrate und Klippen durchbricht. So kommen wir nach Hersbruck, wo das Thal schon anfängt, sich zu erweitern und die linksseitige Bahnlinie von Nürnberg nach Amberg und Fürth vom Pegnitzthale abschweift. Immer weiter wird inzwischen das Thal, Feldfrüchte bedecken statt der Wiesen die wohlbestellten Äcker. Der Hopfen, in großen Plantagen von hohen Stangen aus an feinen Schnüren laubenartig dahinrankend, giebt der Landschaft ein eigenes Gepräge, und nun treten wir aus dem Gebirge heraus, und vor uns liegt die weite Ebene der Regnitz, und das vieltürmige Nürnberg mit den ragenden Schornsteinen seiner Vororte sendet uns schon von weither seine Grüße entgegen.



## XVII.

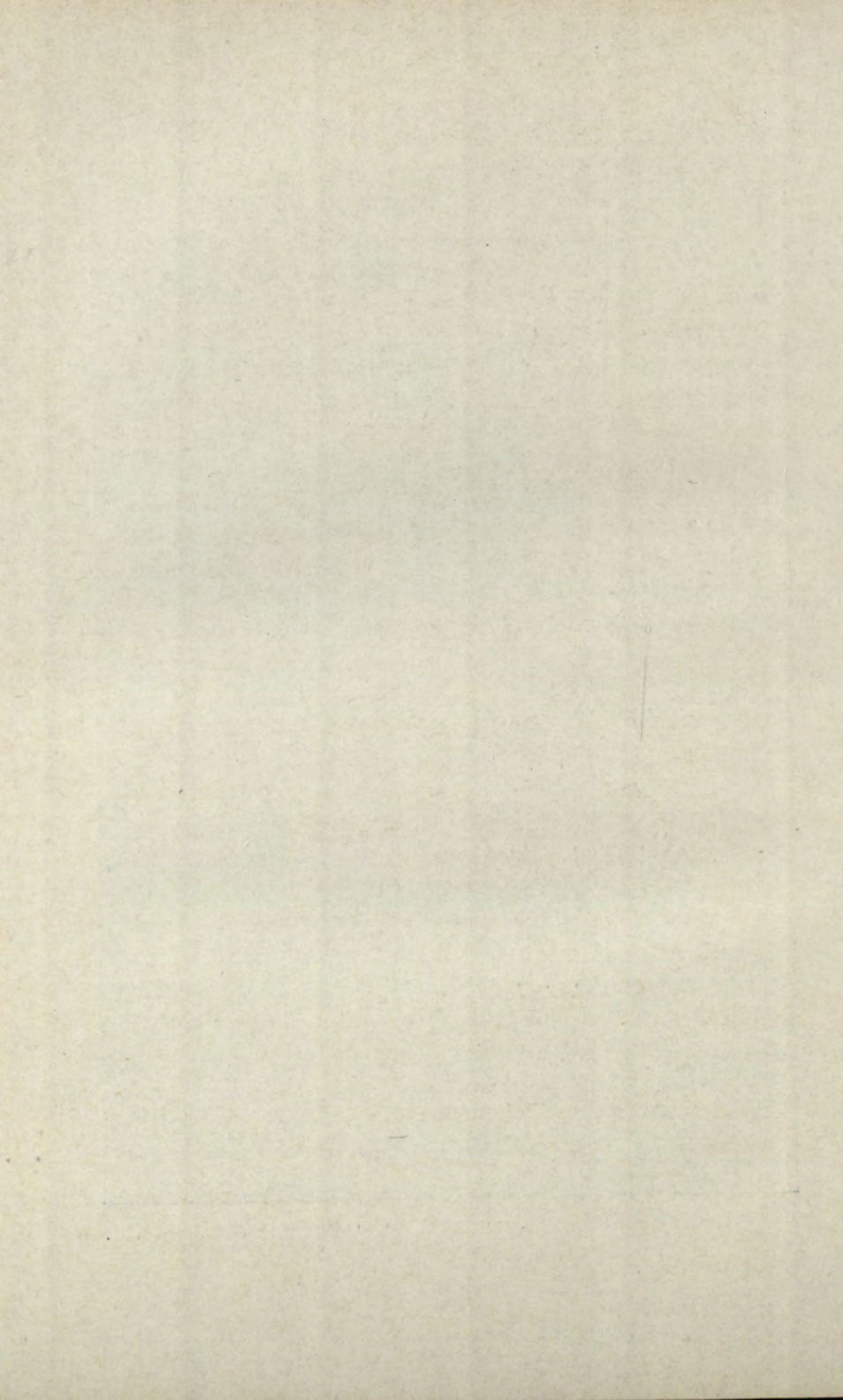
### Nürnberg.

**A**m Bahnhofe zu Nürnberg empfängt uns ein großartiges Getriebe. Eine große Anzahl von Gleisen, verschiedenen, nach allen Richtungen hin ausstrahlenden Linien angehörend, mündet hier unter der gewaltigen, glasgedeckten Halle. In kurzen Zwischenpausen kommen und gehen Züge. Ein unablässiges Getriebe erfüllt die weiten Räume. Auf den Bahnsteigen bewegt sich der Schwarm der ankommenden und abreisenden Fahrgäste, und durch dies Geräusch einer lebhaften Menschenmenge tönen die Rufe der Schaffner und Pförtner, erschallt der Pfiff der Maschinen und das Zuschlagen der Thüren an den Wagen der bereitstehenden Züge. Durch lange tunnelartige Unterführungen gelangen wir in die weitläufigen Räume des Bahnhofes und treten dann aus dem großen Portale, vor welchem der Schwarm der Hotelbediensteten harrt und lange Reihen von Droschken und Omnibussen stehen, hinaus auf einen freien Platz, dessen Hintergrund schöne Anlagen mit hohen Bäumen bilden. Noch einen Blick werfen wir zurück auf das Bahnhofsgebäude, das, obwohl kaum 50 Jahre alt, als wuchtiges, gotisches Bauwerk düster und rauchgeschwärzt, wie ein Denkmal der Ver-





Das Heiligen Geist-Spital zu Nürnberg.





gangenheit dasteht. Wenige Schritte führen uns von hier zu einem Hauptkreuzungspunkte der elektrischen Bahnen, die nach verschiedenen Richtungen hin windschnell und nur mit leise rollendem Geräusch dahineilen. Der große Zudrang am Bahnhof, die zahlreichen Menschen auf den nächsten Straßen, all dies bunte Getriebe der Wagen und Radfahrer verrät schon dem Ankommenden die große Bedeutung und das regsame Leben des heutigen Nürnberg. Aber indem wir eben in der Betrachtung dieses modernen Lebens vorwärts schreiten, sind wir vor eine alte Thorburg gelangt, einem der Reste der ehemaligen Befestigung der Stadt. Reichgegliedert strebt das trozige Bauwerk in die Höhe, der kriegerische Geist des Mittelalters zugleich mit der Größe und dem Ansehen der Stadt in jener Zeit scheint vor dem Auge des Wanderers lebendig zu werden. Und nachdem wir nun durch dies „Frauenthor“ hindurch geschritten, öffnet sich vor uns der Blick in eine lange, prächtige Straße, eingefasst von hohen und stattlichen Häusern und erfüllt von dem gleichen regsamem und großstädtischen Leben. Dabei gewahren wir mit Freuden, wie unter der Fülle moderner, prunkvoller Bauten zahlreiche alte Häuser erhalten geblieben sind mit hohen, ragenden Treppengiebeln, mit Erkern, Balkonen und Türmchen und allem Zauber und Zierrat mittelalterlicher Zeit. Auf Schritt und Tritt giebt's neue Überraschungen, und man wird des Schauens und Bewunderns nicht müde. Jetzt steht zur Rechten die wundervolle gotische St. Lorenzkirche, gegen die Mitte des 15. Jahrhunderts erbaut, mit einem herrlichen, skulpturenreichen Portale und einer prachtvollen Fensterrose, durch deren bemalte Scheiben das Licht in die hohen Hallen dieses ehrwürdigen Gotteshauses fällt. Gleißend strahlen die vergoldeten Kupferdächer auf den hohen Türmen der Kirche weithin über die Stadt. Eine gleiche Fülle des Schönen bietet das Innere der Kirche mit seinen glänzenden, farbenreichen Glasgemälden im Chor, mit seinem wunderfamen Sakramenthäuslein und anderen wertvollen Kunstschätzen, welche

uns schon hier einen Vorgegeschmack geben von den herrlichen Werken der Kunstfertigkeit im mittelalterlichen Nürnberg.

Aber vorläufig halten wir uns noch nicht mit diesen Einzelbesichtigungen auf, wir wandern weiter durch engere Straßen; die Neuzeit tritt mehr und mehr zurück, das Altertümliche beherrscht nun ganz dies wundersame Stadtbild. Da schreiten wir über hochgewölbte, steinerne Brücken, unter denen geräuschlos mit dunklem Wasser die Pegnitz hinfließt. Links und rechts öffnen sich unvergleichliche Durchblicke. Alles ist hier alt und merkwürdig, und festsam fühlt man sich bei der Betrachtung der vielen baulichen Einzelheiten, aus denen so ganz der Geist einer früheren Zeit zu uns redet, ergriffen. Etliche Inseln umschließt hier im Innern der Stadt der langsam dahinziehende Fluß. Durch Brücken sind sie beiderseitig verbunden, und sie selbst überdeckt ein Gewirr der altertümlichsten Häuser. Mit feuchten Grundmauern, mit düsteren Giebeln ragen sie über den stillen Fluß, den hier nur selten ein kleines Fahrzeug belebt. Die Erinnerung an einzelne Kanäle in den älteren Vierteln Venedigs wird hier unwillkürlich in uns wachgerufen, und auch von dem Märchenzauber dieser gefeierten Lagunenstadt der Adria besitzt in seinen an den Fluß anstoßenden Teilen das heutige Nürnberg noch ein gut Teil.

Senseits der Pegnitz häuft sich die Fülle fesselnder Einzelheiten noch mehr. Da schreiten wir über ehrwürdige Marktplätze, die von alten, denkwürdigen Häusern eingefast sind, da plätschern, umgeben von kunstvollen, schmiedeeisernen Gittern, figurenreiche Brunnen in reichem, kunstvollem Aufbau. In diesem Stadtgebiete steht die herrliche gotische Frauenkirche, in der Mitte des 14. Jahrhunderts an der Stelle einer bei der Judenverfolgung im Jahre 1349 zerstörten Synagoge erbaut. Hier liegt das stattliche Rathaus, unter der Benutzung früherer Baureste gegen den Anfang des 17. Jahrhunderts im Hochrenaissancestil aufgeführt. Stolz blickt es mit seiner breiten und schönen Fassade auf die Theresienstraße hinaus,



ein stiller Binnenhof sammelt die Gedanken und Erinnerungen, und in den großen Sälen und Zimmern des Gebäudes rufen Gemälde die glanzvolle Vorzeit Nürnbergs in unserm Gedächtnisse wach. Und gegenüber dem Rathaus liegt die an Geschichte und Sage so reiche Sebalduskirche, ein gotischer Bau mit Resten einer früheren romanischen Kirche. Abgesehen von dem architektonischen Eindrucke, besitzt sie in ihrem Innern eine solche Fülle von Kunstschätzen, daß manches Museum sie darum beneiden könnte. Da steht draußen das Nordportal, die sogenannte Brautthüre und das herrliche, figurenreiche Relief gegenüber dem Rathause. Da erhebt sich im Innern das unvergleichliche Grabmal des hl. Sebaldus, ein Meisterwerk des unsterblichen Erzgießers Peter Vischer. Da finden wir ferner Bilder, Statuen und andere Werke der verschiedenen großen Künstler aus der mittelalterlichen Blütezeit der Stadt.

Ganz in der Nähe der Sebalduskirche, am Albrecht Dürer-Platze liegt die kleine Moritzkapelle und an sie angelehnt das berühmte Wirtshaus zum „Bratwurstglöckle“, das schon im Jahre 1519 erwähnt wird. Auch hier steht ein Stück vom alten Nürnberg lebhaftig vor unseren Augen. Wenn man durch die schmale und niedrige Thür eingetreten ist, befindet man sich drinnen in der engen Küche vor dem offenen prasselnden Herdfeuer. Hier schmoren in eisernen Pfannen die kleinen wohlschmeckenden Bratwürste, die der Schänke den Namen gegeben, und in anderen Gefäßen brodelt das Sauerkraut, ihre unzertrennliche Beigabe. Weizender Rauch steigt von den schwälenden, glühenden Holzseiten auf und sucht sich den Weg durch den offenen Kamin des winzigen Gelasses. Und an dieses stößt die lange schmale Wirtsstube, deren Einrichtung noch getreu derjenigen ist, die vor Jahrhunderten hier bestand. Nur Photographien und Inschriften späterer Besucher finden sich dazwischen und verkünden das Interesse, das die meisten Fremden dieser ältesten Kneipe Nürnbergs nach wie vor entgegenbringen.

Nach kurzer Rast treten wir dann auf den schräg ansteigenden Albrecht Dürer-Platz hinaus. Alte Häuser umgeben ihn. Manche tragen Erker, die Giebel anderer sind mit Steinmetzarbeiten hübsch verziert. Eine Sonnenuhr mit grell gemalten Symbolen redet von der alten Zeit. Noch eine kurze Strecke weit wandern wir durch steil ansteigende, enge Straßen aufwärts, und dann steht vor uns die Burg, Nürnbergs denkwürdigste Anlage, ein weitläufiger Komplex vielfältiger Gebäude mit ragenden Türmen und Giebeln, mit einem bunten Wechsel roter Dächer und drohender düsterer Mauern und Zinnen. Und dieses ganze gestaltenreiche Bild der mittelalterlichen Burg thront droben auf kühn aufstrebenden Felsenhöhen und blickt herab auf die Baumwipfel, welche den Abhang beschatten, auf die tiefen Wallgräben, die den Fuß des Berges umziehen, auf die wohlerhaltenen alten Festungsmauern und Thorburgen und auf die ganze, große Stadt und das weite Land. Durch düstere Thoreinlässe schreitet droben unser Fuß, mächtige, aus Sandsteinquadern aufgeführte Mauern umgeben den Weg, denkwürdige Bauwerke fesseln jenseits der Thore unseren Blick, und mit Erstaunen nimmt man wahr, wie groß hier oben das Plateau des Felsens ist, und wie klug die Baumeister des Mittelalters bei der Anlage ihrer Gebäude diesen Raum zu benutzen verstanden. Zwei verschiedene und von einander getrennte Burganlagen waren es, die ehemals hier oben standen. Die mittlere war die alte Kaiserburg, die östlich vorgelagerte die Feste der Burggrafen von Nürnberg. An jene knüpfen sich glänzende Erinnerungen an die alte deutsche Kaiserzeit und an die Entstehung und Entwicklung der im Schutze der Burg aufblühenden freien Reichsstadt, diese erscheint uns denkwürdig als ehemaliger Sitz der Hohenzollernschen Burggrafen, der Ahnherren unseres heutigen ruhmvollen Kaiserhauses. Die Zeit der Entstehung der Burg ist unbekannt und verliert sich in sagenhafte Fernen. Der Stadt Nürnberg geschieht im Jahre 1050 zuerst in den Chroniken Erwähnung, als Kaiser Heinrich III. hier ver-



weilte. Offenbar bestand damals schon die Burg auf der Höhe, die vermutlich erst die Veranlassung zur Erbauung der an ihrem Fuße sich ausbreitenden Stadt gab.

Von dem genannten Jahre ab geschieht dagegen der Stadt und Burg häufiger Erwähnung, in zahlreichen Kriegen und Fehden spielt sie von nun ab eine bedeutame Rolle. König Heinrich V. belagerte die Feste zwei Monate lang in dem unwürdigen Kriege gegen seinen Vater Heinrich IV.; die hohenstaufischen Brüder Konrad und Friedrich verteidigten sich in ihr wochenlang erfolgreich gegen den Kaiser Lothar. Dies geschah im Jahre 1127. Drei Jahre später mußten sich indes Stadt und Burg an den Herzog Heinrich den Stolzen von Bayern übergeben, und erst 1138 kamen sie wieder in den Besitz der hohenstaufischen Herrscher. Gerade unter ihrem Scepter wuchs die Macht und das Ansehen der Stadt gedeihlich empor; denn mit manchen Vergünstigungen und Gerechtigkeiten bedachten sie dazumal jene Fürsten. Häufig fanden sich letztere zu längerem Besuche auf der Burg ein, in ihrer Abwesenheit schaltete hier oben ein Landvogt oder Reichspfleger. Mit der Zeit aber ging dieser Einfluß über die Burg mehr und mehr aus der kaiserlichen Hand in die der Stadt über. Schon zu Anfang des 14. Jahrhunderts gehörte beispielsweise der Sinnwell, der mittlere und höchste der Warttürme, zum Besitze der Stadt, von der er laut eines Erlasses Kaiser Heinrichs VII. für die Folge nie mehr sollte getrennt werden. Zu Ende desselben Jahrhunderts ist die kaiserliche Burg bereits vollkommen der Stadt einverleibt.

Außer dieser Reichsburg trug, wie schon gesagt, der nämliche Berg zugleich die alte Feste der Burggrafen von Nürnberg. Vom Jahre 1192 ab wurde dieses Amt von den Grafen von Hohenzollern versehen. Meist aber residierten diese Herrscher nicht in Nürnberg, sondern in Ansbach oder auf der Kadolzburg, und als die Hohenzollern zugleich Markgrafen von Brandenburg geworden waren, verminderte sich das Interesse derselben für ihr Nürnberger

Besitztum, das denn auch schließlich im Jahre 1427 durch Kauf gleichfalls an die Stadt Nürnberg übergang. Ein städtischer Beamter hatte von nun an hier oben in der Burggrafenburg seinen Sitz. Nachdem 1806 die ganze Burganlage an Bayern gefallen war, ging der größte Teil derselben 1811 wieder in städtischen Besitz über, nur die eigentliche Kaiserburg verblieb staatliches Eigentum, bis im Jahre 1855 auch die früher abgetretenen Gebäulichkeiten wieder von der Stadt zurückgekauft wurden.

Das sind in Kürze die Schicksale der Burg, aber mehr wie diese Daten fesseln uns die lebendigen Eindrücke und Erinnerungen, welche ein Rundgang droben weckt. Soeben stehen wir vor dem fünfeckigen Turm, Altnürnberg genannt, vielleicht dem ältesten Bauwerke von Stadt und Burg. Gleich der in unseren Tagen wiederhergestellten Walpurgiskapelle ist dieser Bergfried ein Rest der alten burggräflichen Burg, die im Jahre 1420 zerstört wurde, und deren Trümmerstätte dann später in den Besitz der Stadt übergang. Im Innern dieses Turmes wird den Besuchern eine Sammlung von Folter- und Marterwerkzeugen gezeigt, bei deren Anblick „die alte, gute Zeit“ freilich in keinem guten Lichte uns erscheint. Angebaut an den Turm liegt das Kornhaus, meist Kaiserstallung genannt, weil zeitweise in ihm die Ställe für die kaiserlichen Pferde eingerichtet waren. Seine ursprüngliche Bestimmung aber war offenbar die eines Vorrathshauses. Jetzt dient das Gebäude als Kaserne. Wie im Westen der fünfeckige Turm, so erhebt sich im Osten der Kaiserstallung der Luginsland, ein stolzer, von vier Ecktürmchen gekrönter Bergfried, den die Nürnberger zur Überwachung der gegenüberliegenden burggräflichen Burg erbaut haben sollen. Durch ein altes Thor treten wir nun auf die Stadtfreieung und durch ein zweites auf den Platz hinaus, in dessen Mitte der gewaltige Sinnwell emporsteigt. Dicht dabei liegt der Tiefe Brunnen, der vermutlich gleich bei der Entstehung der Burg gegraben wurde. 335 Fuß tief ist er in die Sandsteinmassen des Burgfelsens ein-



gesprengt. Lange zählt man, bis das Wasser, das oben aus einem Glase ausgeschüttet worden ist, laut aufklatschend drunten die Wasserfläche erreicht. Mit einem Spiegel wird das Tageslicht in die furchtbare Tiefe hinabgeworfen, als zitternder Fleck tanzt es drunten auf dem noch bewegten Wasser. Auch ein kleines Brett mit aufgestellten brennenden Kerzen wird in den Brunnen hinabgelassen, so daß man den ungeheuren Raum, den die Lichter beim Hinabfahren durchheilen, ermessen kann.

Wenige Schritte bringen uns von hier zur alten Kaiserburg. Schon im 11. Jahrhundert wurde ein Teil derselben erbaut. Friedrich der Rothbart ließ sie prächtig erweitern. Nachdem man durch ein Thor in den Binnenhof eingetreten ist, sieht man vor sich die alte, jetzt leider abgestorbene Kunigundenlinde, der Sage nach von der Gemahlin Kaiser Heinrichs II. zu Anfang des 11. Jahrhunderts gepflanzt. Schlinggewächse ranken sich an dem alten, morschen Stamme empor und verleihen der ehrwürdigen Baumgestalt noch einen trügerischen Schein von Leben. Hier auf diesem Platze und unter dieser Linde war die Stätte des Hofgerichtes, hier sammelte sich an Festtagen das Volk zu munterem Tanz und Spiel, wenn droben die Fürsten in der Burg Hof hielten. Als Kaiser Friedrich III. 1487 im Schlosse weilte, kamen auch die Lehrer mit der Schar ihrer Zöglinge herauf und die Lehrerfrauen mit ihren Schulmädchen. „Und da sah Kaiser Friedrich aus seinem neuen Stüblein neben der Kapelle und warf seinem Ausgeber Güldlein herab.“

Und nun treten wir in die Burg selbst ein, wo große Erinnerungen an die glanzvollsten Zeiten des alten deutschen Kaiserreiches auf Schritt und Tritt uns umgeben, und man ehrfurchsvoll alle die Räume durchschreitet, in denen einst die kraftvollen Gestalten großer Herrscher gewohnt. Aber neben diesen Erinnerungen bieten auch diese Räume an und für sich des Fesselnden in Fülle. Besonders die düstere und ernste Margarethenkapelle, die ursprünglich

zu einer Fürstengruft bestimmt war, und die darüberliegende prächtige und stilvolle Kaiserkapelle, in der die hier weilenden Herrscher der heiligen Messe beizuwohnen pflegten, erregen unsere Bewunderung. Durch den Bilder- und Rittersaal und die vielen Privatgemächer der Burg führt uns unser Rundgang. Alles ist heute wieder wohnlich eingerichtet; denn des neuerstandenen Deutschlands Kaiser und Bayerns Fürsten, die beide sich in den Besitz der Burg teilen, haben in unseren Tagen wieder ihre Hofhaltung im Schlosse gehalten, und mit Freuden empfindet man auch hier, daß des alten Reiches Herrlichkeit sich erneuert hat und Deutschlands und seiner Herrscher Macht glänzender und fester dasteht, wie je zuvor in den alten ruhmreichen Zeiten.

Aber von der Betrachtung der meist in vornehmer Einfachheit gehaltenen Räume und ihrer reichen Ausstattung wendet sich unser Blick zeitweilig gerne ab und der Aussicht von den Fenstern der Burg zu. Da ruht dann unten die Stadt in ihrer weiten Ausdehnung mit ihren tausenden roten Dächern und ragenden Türmen, und das weite Land ringsum umgiebt sie in grünender Fülle. Das alles lockt noch einmal zu eingehender Betrachtung, und vor dem Abschied vom Burgfelsen besteigen wir den alten ehrwürdigen Sinnwell, auf dessen Gipfel zwei Wächter hausen und bei Tag und Nacht als Hüter die Stadt überblicken, um einen etwa ausbrechenden Brand den Feuerlöschstationen zu melden. In weitem Bogen ziehen sich denn von der stolzen Höhe die Drähte der Telephone hinab zur Stadt und verlieren sich drunten über dem Gewirr buntscheckiger Dächer und Schornsteine. Dorthin wendet sich jetzt unser Blick. Da zeigt sich denn, wie der Formenreichtum der Architektur, den wir drunten in den Straßen der Stadt an den Giebeln, Erkern und Balkonen beobachteten, sich selbst bis auf die Dächer und bis zu den Schornsteinen erstreckt. In vielfältigem Aufbau streben alle die tausende Dächer empor, und ihre Ziegeln zeigen alle Farbtöne von Rot und Braun. In der Nähe erscheint dies Dächer-





Die Lorenzkirche in Nürnberg.





gewirt noch scharf gegliedert, die Straßen und Plätze schneiden deutlich gesonderte Figuren hinein; aber weiterhin vermischt sich alles zu einer endlosen roten Fläche, aus der die stolzen Türme und Schiffe der Kirchen, zahlreiche öffentliche Bauwerke und die Thorburgen wie Inseln aus dem Meere aufragen. Die Sonne strahlt hell über dem herrlichen Stadtbilde, Schwärme von Tauben kreisen über den Dächern, und Schwalben schießen eifertig durch die klare Luft.

Alle die vielen Thorburgen der Stadt sind von dieser Höhe aus sichtbar, deutlich kennzeichnen sie den Lauf der alten Umwallung, um die sich der breite Gürtel grüner Alleen und Anlagen schlingt. Und dann beginnen neue Häusermassen, denen das Auge bis zu den Vororten folgt. Da liegt draußen Fürth mit seinen zahlreichen Fabrikshornsteinen und ringsherum die fruchtbare Ebene. In ihr erblickt man auch den Lauf der Pegnitz, die öfters blinkend heraufgrüßt, während sie ihren Weg durch die Stadt, verborgen hinter den Massen der Gebäude, sucht. Eine ganze Schar von Dörfern schaut aus der Landschaft herüber, und hinter einer bewaldeten Erhebung steigen fern im Norden die Türme von Erlangen auf. Im Osten liegen die Höhen der Nürnberger Schweiz, wechselvoll die Landschaft umrahmend, und so recht inmitten derselben thront der Berg, auf dem wir stehen, mit all seinen denkwürdigen Stätten und vielfältigen Gebäuden.

An einem anderen Tage wandern wir früh dem Markte zu. Auf der Museumsbrücke fesselt uns wiederum das eigenartige Flußbild, wo unter den dunklen Bogen des Heiligen Geist-Spitals ein Arm der Pegnitz lautlos hervortritt und eine kleine Insel mit etlichen malerischen Pappeln die stillen Fluten trennt, welche altertümliche Häuser eng umgrenzen. Dann betreten wir den großen Hauptmarkt, an dem die stolze Frauenkirche steht, und auf dem bereits ein reges Leben herrscht. Alle Stände sind mit Verkäufern besetzt; unter ihren riesigen Schirmen, die gleicherweise gegen den

Regen wie gegen die Sonne Schutz gewähren, sitzen die Marktfrauen und bieten ihre Waren feil. Auch der anstoßende Gänsemarkt und der Obstmarkt sind dicht besetzt. Da giebt's eine Fülle von allen möglichen Erzeugnissen des Feld- und Gartenbaues, und die Güte der Waren ist ebenso sehr ein Beweis von der Ergiebigkeit des Bodens in diesem Teile Frankens, wie zugleich des Fleißes und des Geschicks seiner Bewohner. Ehrwürdig schauen der stolze figurenreiche Schöne-Brunnen und das zierliche steinerne „Gänsemännchen“ auf dies bunte Getriebe herab und sehen die wasserholenden Mägde und Bäuerinnen, wie sie deren Vorektern schon vor Jahrhunderten beim gleichen Geschäfte sahen. Unter der Menge von Leuten in heutiger alltäglicher Tracht begegnet man ab und zu auch noch Frauen mit kurzem Rock und schwarzem, den Kopf umhüllenden Tuche, sowie Bauern mit hohen Kanonenstiefeln, rundem Hütchen und stattlicher Weste mit silberglänzenden Knöpfen.

Wenn man durch Nürnbergs Straßen wandert und da auf Schritt und Tritt wirkungsvollen Häusern begegnet, die zum Teil noch aus der Periode des gotischen Stiles stammen, meist aber in ihren Fassaden bereits das Zeitalter der Renaissance verkünden, und wenn man dann vor den ehrwürdigen Kirchen der Stadt steht, über denkwürdige Brücken schreitet und die stolzen Thorburgen der Stadt bewundert, so erschließt sich uns von selbst schon eine Vorstellung von der Bedeutung und der Macht der Stadt zur Zeit des Mittelalters. Damals war sie der Mittelpunkt des Handels für das südliche Deutschland. Der Verkehr mit dem Orient über die Hafenplätze des Mittelmeeres nahm hierhin seinen Weg. Über die Alpenpässe herüber bewegten sich die großen Handelszüge nach Regensburg und Augsburg. Und von Nürnberg aus ging dieser Verkehr weiter über die Rheingegenden und durch Mitteldeutschland nach den Niederlanden und den Hafenplätzen der Nord- und Ostsee. Beträchtliche Reichtümer strömten damals der betriebsamen Stadt zu. Eine rührige und umsichtige Bürgerschaft förderte nach Kräften



deren Entwicklung, und die Herrscher des Reiches waren durch Verleihung von Rechten und Freiheiten bedacht, dieses schon in der Natur der Verhältnisse begründete Aufblühen noch weiter zu heben.

Aber nicht nur dem Handel und Verkehr widmeten sich damals Nürnbergs Bürger, sondern neben den materiellen Interessen fanden die Künste eifrigste Pflege. Nürnberg erlebte zu jenen Zeiten eine Blüte, besonders in der Malerei und Bildhauerkunst, wie wenige andere Städte des Reiches. Dies gilt besonders vom 15. und 16. Jahrhundert, wo Steinmetzen, wie Adam Krafft, wo Holzschnitzer, wie Veit-Stoß in Nürnberg wirkten und, wenn auch noch ganz im Geiste der mittelalterlichen Kunstformen, großartige Werke schufen, von denen die Kirchen und Museen der Stadt manch wertvolles Stück bewahren. Größer noch wie beide steht der berühmte Erzgießer Peter Vischer da, ein Mann von außergewöhnlicher Begabung und schon vom Geiste der Renaissance beherrscht. Neben diesen Künstlern wirkten bedeutende Maler, aus deren Schar das gewaltige Genie eines Albrecht Dürer emporragt.

Wer dieses Bild mittelalterlicher Kunstthätigkeit vervollständigen will, der muß vor allem das Germanische Museum besuchen, ein Institut, das an Großartigkeit der Anlage und Reichhaltigkeit der Sammlungen vielleicht von keinem anderen Museum Deutschlands erreicht wird. Schon der Plan (und die Gebäude des Museums als solche sind einzig in ihrer Art. Zwei alte Klöster samt einer Kirche sind hier mit in Benutzung genommen, nämlich das Karthäuserkloster mit seinem ehrwürdigen Gotteshause und ein hierhin versetztes Augustinerkloster. So schreitet man denn in diesem Museum bald durch das hohe Schiff einer Kirche, bald durch die ehrwürdigen Hallen eines Kreuzganges oder durch die düsteren Räume eines Klosters. Dazwischen liegen moderne Anbauten. Jetzt treten wir auf einen stillen Binnenhof hinaus, auf dem ein einsamer Brunnen steht, den grünes Gebüsch umschattet, nun blicken wir auf

ein Wasserbecken hinab, das einen ganzen großen Raum zwischen den hohen Gebäuden des Museums erfüllt. Unvermittelt steigen die mächtigen Mauern aus der Flut empor, zu der von hoher Treppenbrüstung herab ein steinerner Löwe aus seinem Rachen einen plätschernden Wasserstrahl hernieder sendet. Und wunderbar wie die äußere Anlage sind die Schätze, die das Museum in seinen Mauern birgt. Von den Funden aus prähistorischer Zeit, von den Gerätschaften und Kunstzeugnissen der alten Germanen und Römer führt uns die Wanderung empor zu den Werken mittelalterlicher Kunst und mittelalterlichen Gewerbefleißes. Gemälde und Skulpturen in Holz und Stein, die vielfältigsten Erzeugnisse des Kunsthandwerkes und die Gegenstände des täglichen Gebrauches finden sich hier sorgsam geordnet in einer schier endlosen Zahl von Sälen aneinandergereiht. Da sehen wir vollständig ausgestattete mittelalterliche Apotheken, Trachten deutscher Völkerschaften, meist in Originalkostümen vorgeführt. Da finden sich Modelle von Wohnhäusern der verschiedensten Landschaften, von See- und Flußschiffen aus den verschiedensten Zeiten, ja selbst von Ackergerätschaften, Lastwagen und Kutschen aus allen möglichen Perioden. In ihrer Gesamtheit erschließen diese Schätze bei häufigem Besuche ein klares und fast vollständiges Bild deutschen Schaffens in alter und neuerer Zeit bis herauf zur Schwelle unseres Jahrhunderts.

Es fehlt uns hier der Raum, weiter im einzelnen die zahlreichen Denkwürdigkeiten zu beschreiben, die Nürnberg besitzt. Viele Tage sind nötig, um sie alle zu besichtigen, Wochen, um sie zu verstehen und ihre Geschichte kennen zu lernen. Nur einzelnes griffen wir hier heraus, was für die Stadt besonders charakteristisch ist, und so wollen wir denn auch noch einen Rundgang, der alten Umwallung entlang, um die Stadt herum antreten. Hier finden sich nach innen zu noch enge Gassen und altertümlische Häuser, hier sind noch die verdeckten und vom Alter gebräunten Holzgalerien vorhanden, welche innen um die Stadtmauer herumführen und



zu denen steile, gleichfalls von Dächern überdeckte Stiegen emporleiten. Oben haben Seilspinner ihre Arbeitsstätten eingerichtet, und aus den düsteren Warenlagern und Speichern gegenüber dringt der würzige Duft des Hopfens, von dem hier ungeheure Borräte lagern. Treten wir nun durch eine der kleineren Thoröffnungen hinaus, so erreichen wir draußen einen freien Platz, der sich zwischen der Stadtmauer und dem tiefen Wallgraben ausbreitet. Auf der einen Seite steigt die hohe Stadtmauer an mit ihren Thürmen und Zinnen, auf der anderen verdecken die hohen Bäume der Anlagen jenseits des Wallgrabens den Blick nach den neuen Stadtvierteln dort drüben. So ist man denn völlig abgeschlossen von den Eindrücken der modernen Zeit und ganz im Banne der Vergangenheit. Alte Thore, über denen sich burgähnliche Gebäude erheben, beleben die lange Flucht der wuchtigen, aus mächtigen Quadern errichteten Stadtmauer. Dächer der verschiedensten Form decken die vielfältigen Thürme und Thürmchen. Erker und Galerien springen allermwärts vor, und frisches Laubgrün und dunkelgrünes Epheugerank wechseln anmutig ab mit dem Grau des alten Mauerwerkes und dem hellen Rot der zahlreichen Dächer. Träumerisch still ist's hier in solchen Winkeln. Die Baumwipfel flüstern, eine Amsel flötet im Grün des Stadtgrabens, und die Sperlinge lärmen in den Mauerlücken ohne Unterlaß. Hier schießt der Hollunder aus den geborstenen Mauerresten, hier wuchert der Bocksborn und das Epheu. Und unten liegt der Stadtgraben, auf dessen Boden Gemüsegärten und Blumenbeete sich ausbreiten, oder hohe Bäume dem Lichte entgegenstreben. In beträchtlicher Höhe fällt eine Mauer senkrecht zu diesem Graben ab; aber auch ihre Fläche zieht sich nicht einförmig hin, sondern trotzige Ecktürme springen aus der Fluchtlinie vor, und Steinleisten und Brüstungen heben den Anblick des mächtigen, wie für eine Ewigkeit geschaffenen Bauwerkes. Ist nun schon diese Umwallung in ihren Zwischengliedern sehenswert, so erst recht in ihren stolzen drohenden Thorburgen. Da stehen etwa zehn solcher

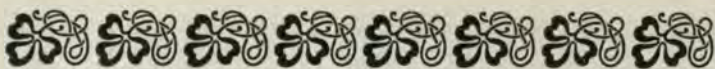
Werke noch in ihrer alten Pracht, als herrliche Wahrzeichen einer starken und kriegerischen, aber zugleich auch kunstliebenden Zeit; denn bei keiner dieser Thorburgen fehlt es an äußerem Schmuck, an vielfachen, theils trozigen, theils zierlichen Thürmen, an wuchtigen Thoreinlässen und allem anderen Zubehör mittelalterlicher Kriegskunst. Und auch hier ist an manchen Stellen der alte Wallgraben noch nicht verschüttet, nur die Zugbrücken fehlen, um das Bild der Vergangenheit vollständig zu machen.

Inzwischen sind wir auf unserer Rundwanderung den Wällen entlang bei der Pegnitz angelangt, und neuer Zauber umgibt uns. Breit und ruhig zieht der Fluß unter der gewaltigen Wölbung der alten Stadtmauer hin. Düstere Thürme mit kleinen vergitterten Fenstern umgeben das mächtige, dämmerige Portal. Grünlich schimmert im Durchlaß das Wasser; denn dichtes Baumgrün drängt sich jenseits gegen die grauen Quadern der Außenwerke. Dort und weiter abwärts verliert sich der Fluß ganz im grünlichen Gedämmer des seine Ufer umwuchernden Gesträuchs. Von der anderen Seite her schauen alte düstere Häuser auf die Pegnitz herab. In rauschenden Fluthächen stürzt ein Teil des Wassers über hemmende Wehre, und abgeleitet hilft es den Anwohnern als treibende Kraft bei dem Betrieb ihrer Gewerbe. Froh, der Dienste enthoben zu sein, schießt es in weißen Schaumgarben aus den engen ummauerten und holzgedeckten Kanälen hervor. Dann sieht man weiterhin die über den Fluß führenden, altertümlichen Brücken mit den Gestalten der vorüberwandelnden Menschen und dahinter etliche hohe, ragende Kirchtürme. Um uns herum aber ist es merkwürdig still, nur der Schlag der Uhren und Glocken tönt von Zeit zu Zeit feierlich durch die Stille.

Aber über all dem Zauber des Altertümlichen, von dem sich Nürnberg einen so großen Teil zu bewahren gewußt, haben wir nicht versäumt, auch die neueren Viertel, besonders außerhalb der alten Umwallung, und die Vororte zu besuchen. Da bot sich uns



freilich ein ganz anderes Bild. Da erhielten wir eine kleine Vorstellung von dem gewaltigen Aufschwung der Stadt in unseren Tagen. Freilich war Nürnberg tief gesunken. Der veränderte Welthandel, bedingt durch den neuen Seeweg nach Ostindien, hatte dem Handel der Stadt tiefe Wunden geschlagen, der Dreißigjährige Krieg hatte das Verderben beschleunigt und vergrößert, ein schwaches Regiment hatte dann hernach die einst so stolze und reiche freie Reichsstadt weiter heruntergebracht. Allein in den letzten Jahrzehnten hat die Stadt nicht allein jene letzten Rückstände aus der Zeit ihres Verfalls überwunden, sondern der neuerwachte Großhandel und eine mächtig emporgeblühte Industrie haben ihr wieder einen Rang verschafft, der an die alten Zeiten ihres Glanzes erinnert, und der mit Recht den Nürnberger Bürger wieder wie ehemals mit Stolz erfüllt.



## XVIII.

### Über Regensburg zum Durchbruchsthal der Donau bei Kelheim.

Wenn man sich von Nürnberg aus südostwärts der Donau bei Regensburg zuwendet, gewahrt man, daß mit dem Verlassen des Pegnitzthales die Fruchtbarkeit der Landschaft abnimmt und ein melaucholischer Ton dieselbe beherrscht. Große Heidestrecken treten hier wiederum auf; Kiefernwälder, erst vereinzelt und zerstreut, bedecken bald ungeheure Flächen. Dazwischen liegen freilich auch bebaute Striche, und flachmuldige Thäler tragen grünen Wiesenschmuck; allein im großen und ganzen sind es einförmige Gebiete, die allmählich, in tafelförmiger Entfaltung, gegen den Fränkischen Jura hin ansteigen. Vor Neumarkt sehen wir dessen Hauptkamm abermals vor uns aufragen. Unmutig liegt das ansehnliche Städtchen am Fuße desselben, ein alter Kirchturm ragt über die Häuser des Ortes auf, eine Ruine dräut von einer benachbarten Anhöhe, und dahinter dehnen sich weithin die wechselvollen Höhen, die stundenweit in die flache, vorgelagerte Hügel-landschaft hinausschauen.

Abermals durchqueren wir nun hinter Neumarkt den Jura. Wieder fällt unser Blick auf die grauen Felsmassen am Rande der





Stadtteil an der Pegnitz zu Nürnberg.





von stillen Gewässern durchzogenen Thäler, auf die eigenartigen Höhen mit ihren Tannenwäldern und wenig ergiebigen Fluren; nur die Namen der Bäche und Flüsschen haben gewechselt; statt der Wiesent und Pegnitz sind es hier die Sulz, die Lauber und die Naab. Freilich, im Thale der letzteren werden alle Verhältnisse wieder großartiger, die Thalsohle wird breiter, und der Fluß zieht ganz stattlich, wenn auch wieder mit tragem Wasser, durch die grünen Wiesen dahin. Dieser bequemen Verkehrsbahn des mehr und mehr sich erweiternden Naabthales folgen wir bei unserem Marsche; sie benutzt neben der Straße auch die Eisenbahn von Nürnberg nach Regensburg, auf der soeben brausend der Orient-Expresszug von Wien her gegen Köln und Ostende an uns vorüberfliegt. Auf einer Höhe im untersten Teile des Thales bietet sich uns der erste Blick auf die unabsehbare Donauebene und auf den stolzen Strom, der sie blank und glänzend durchzieht. Zur Linken schweifen niedere Vorhöhen des Jura das Donauthal abwärts und verschmelzen sich mit den letzten Ausläufern des Bayerwaldes, der bald darauf nahe an den Strom herantritt. Die Anhöhe, auf der die Walhalla thront, gehört geologisch zu dem letztgenannten Gebirge. Nach der anderen Seite hin erscheinen die Abstürze des Fränkischen Jura steiler und höher; hier zeigen sich schon Übergänge zu den schrofferen Partien der Laufftrecke oberhalb Kelheim, die wir später noch kennen lernen werden.

Die Ebene selbst erscheint nach Süden hin unermesslich. Ihr ferner Alpenrand ist selten wahrnehmbar. Auf mehrfachen Wanderungen in verschiedenen Jahren war es mir nie vergönnt, von diesen Bergen am Ausgange des Naabthales oder von der Anhöhe der Walhalla aus das Hochgebirge zu erblicken, das sich äußerst selten an klaren Tagen in feinen Silberlinien mit feinen Firngipfeln am Horizonte abzeichnen soll. So erscheint denn meist die Ebene mit ihren niederen Hügeln unbegrenzt, aber wirkungsvoll erhebt sich aus ihrer Mitte in stolzem Aufbau ein menschliches Bauwerk, der

Dom von Regensburg. Wie die wuchtige Gestalt des Kölner Domes die nördlichen Teile der niederrheinischen Tiefebene von Bonn bis Düsseldorf beherrscht, so ragen hier an der Mündung der Raab und des Regen die grauen durchbrochenen Helme der Regensburger Kathedrale als ein erstaunliches und Ehrfurcht gebietendes Wahrzeichen meilenweit über das flache Land hinweg. Stolz verkünden sie so schon im voraus dem Wanderer die Bedeutung und die große Vergangenheit der Stadt, aus deren Häusergewirr sie emporragen. Wenn man nun in deren Inneres eingetreten ist, werden die draußen schon erweckten Erwartungen nicht getäuscht. Freilich hat Regensburg nicht in dem Maße an der großartigen Entwicklung der Mehrzahl der größeren deutschen Städte teilgenommen; im Vergleich zu dem vorhin besuchten Nürnberg z. B. ist der Platz entschieden zurückgeblieben, aber das schließt nicht einen bedeutenden einheitlichen Aufschwung aus, und insbesondere die Denkmäler der Vergangenheit geben auch dieser Stadt ihr Gepräge. Regensburg besitzt sogar noch etliche dürftige Baureste aus der Römerzeit, wertvolle aus der Periode des romanischen Baustiles und noch hervorragendere der gotischen Epoche, darunter vor allem seinen herrlichen Dom. Aber auch andere Zeitläufe sind durch sehenswerte Bauwerke, der Barockstil und die Bauweise anderer Jahrhunderte in schönen Kirchen und Wohnhäusern vertreten.

Dieser Reichtum an Sehenswürdigkeiten architektonischer Art entspricht nur der glänzenden Vorgeschichte dieser einst so gefeierten Donaustadt. Schon die alten Römer hatten hier ihre befestigte Niederlassung, *Castra regina* genannt, die sich auf der Stätte der noch älteren keltischen Ansiedlung *Ratisbona* erhob. Damals schon vermittelte Regensburg einen lebhaften Handel mit dem Inneren Germaniens, und zugleich war die Stadt Stützpunkt der römischen Feldherren in den Kriegen gegen die alten Deutschen, so namentlich für den Kaiser Marc Aurel bei seinen Kämpfen gegen die Marko-



mannen. Nur vorübergehend raubten die Ereignisse der Völkerwanderung dem Orte seine Bedeutung; denn schon im 8. Jahrhundert ist Regensburg bereits wieder der Sitz eines vom heiligen Bonifacius gestifteten Bistums und im 9. Jahrhundert die Residenz der ostfränkischen karolingischen Herrscher. Und doch war dieses bedeutsame Auftreten in der deutschen Geschichte für Regensburg nur erst der Anfang einer noch glänzenderen Epoche. Diese wurde bedingt durch die Entwicklung und die Richtung des mittelalterlichen Welt Handels. Regensburg lag, gleich Nürnberg, an einem der großen Strazenzüge, über welche der großartige Verkehr vom nördlichen Deutschland, ja selbst von den Niederlanden, England und Scandinavien nach Italien hinüberführte. Alle die Waren des Orients, von den geschäftsklugen und mächtigen Handelsherren der großen italienischen Stadtrepubliken über das Mittelmeer herüberbefördert, nahmen weiterhin über die Alpen, über Regensburg, Passau und Augsburg ihren Weg, sofern sie für die norddeutschen und rheinischen Landschaften und die vorgenannten Länder des Nordens bestimmt waren. Gleich Nürnberg erlebte damals auch die freie und volkreiche Reichsstadt Regensburg, durch den Reichtum ihrer zum Teil weitgereisten Kaufherren und Gewerbetreibenden bedingt, eine Zeit der Blüte in allen Künsten, von deren Schöpfungen sich genug erhalten hat, um uns einen Begriff des damaligen regjamen deutschen Städtelebens zu geben.

Die deutschen Kaiser hatten zum Teil mit weitem Blick diese Bedeutung der aufstrebenden Städte für die Zukunft erkannt und sie durch kluge Maßnahmen gefördert. Regensburg insbesondere verdankt seine Erhebung zur freien Reichsstadt und andere Vergünstigungen dem hohenstaufischen Kaiser Friedrich II., dem begabten und hochfahrenden, aber unglücklichen Enkel des großen Barbarossa. Ihre höchste Blüte erlebte die Stadt im 14. Jahrhundert, wo ihre Einwohnerzahl etwa 80 000 betragen haben mag. Noch in der Reformationszeit, in welcher die Stadt eine hervor-

ragende Rolle spielte, besaß der Ort Ansehen und Reichthum; aber mit dem Dreißigjährigen Kriege, der für Regensburg mehrfache Belagerungen und Eroberungen brachte, beginnt der Verfall, der über ein Jahrhundert lang fortbauerte. Als 1806 das deutsche Reich aufgelöst wurde, hörte auch Regensburg auf, eine freie Reichsstadt zu sein; es fiel dem Erzkanzler von Dalberg zu und besaß dazumal nur mehr 20000 Einwohner. Und doch kam bald darauf neues Glend. Im April des Jahres 1809 spielten sich schon rings in der Umgegend und in der Stadt selbst mörderische Kämpfe zwischen den Osterreichern und Franzosen ab, die von Freund und Feind nach einander belagert, beschossen und bestürmt wurde. Ein großer Theil der Stadt ging damals in Flammen auf. Seit 1810 ist Regensburg bayerisch und begann dann allmählich, schneller aber erst in den letzten Jahrzehnten, sich aufzuraffen. Der Handel, besonders in Getreide und Salz, regte sich von neuem, in beschränktem Umfange belebte sich wieder die Donauschiffahrt stromabwärts; Eisenbahnen, für welche die Stadt Knotenpunkt ist, wurden nach den verschiedensten Richtungen hin gebaut, und die Industrie in mehrfachen Zweigen siedelte sich hier erfolgreich an. Auch das Außere der Stadt erhielt ein neuzeitliches Gepräge. Schöne Anlagen umgürten das innere Häusergewirr und bezeichnen die Richtung der alten Wälle und Stadtmauern, von denen leider wenig erhalten geblieben ist.

Im Innern aber macht Regensburg noch einen durchaus altertümlichen Eindruck. Da sieht man zahlreiche Häuser mit wertvollen und fesselnden, gotischen und Renaissance-Fassaden; neben alten Patrizierhäusern erheben sich ragende Türme, in der Gesandtenstraße zeigen noch heute einzelne Häuser die Wappen der von den hier wohnenden Deputierten vertretenen Länder, eine Erinnerung an die glänzenden Zeiten, wo Regensburg jahrhundertelang ständiger Sitz des Deutschen Reichstages war.

Aber trotz all dieser baulichen Merkwürdigkeiten besitzt die



Stadt nicht den großartigen und malerischen Wechsel und nicht die Heiterkeit, die uns in Nürnberg entzückte; Regensburg ist ernster und düsterer. Vielfach wandert man durch enge und finstre Gassen, besonders in der Nähe der Donau. Aber man vergißt diese Schattenseite leicht über der Bewunderung der einzelnen hervorragenden Gebäude der Stadt. Jetzt gerade stehen wir vor dem Dome, einer der herrlichsten Schöpfungen der deutschen Gotik. Im Jahre 1275 begonnen, wurde das erhabene Bauwerk erst 1534 bis auf die Türme vollendet. Ihre Errichtung fällt in unser Jahrhundert, ihre Fertigstellung ins Jahr 1869. Wunderbar ist die ganz eigenartige Fassade; stolz und an den Kölner Dom erinnernd streben die beiden herrlichen Türme mit den zierlichen, durchbrochenen Helmen an. Das Innere, dessen Gliederung an das Straßburger Münster mahnt, ist von schlichter Ausstattung, aber vielleicht gerade darum von um so gewaltigerer Wirkung. Die Grabmäler zahlreicher Bischöfe geben dem erhabenen Gotteshause noch eine besondere geschichtliche Bedeutung. Außer dem Dome besitzt Regensburg nicht weniger als 13 andere Kirchen, von denen mehrere von hohem baulichem Interesse sind; besonders gilt das für die romanische Kirche zu St. Emmeram, für die gotische St. Ulrichskirche, die Dominikanerkirche und mehrere später erbaute Gotteshäuser.

Von den Profanbauten steht das Rathhaus, ein mächtiger, düsterer Bau, im Mittelpunkte des Interesses; liegt doch in ihm der noch ganz im alten Gepräge gehaltene Sitzungsaal des Deutschen Reichstages, dessen Betrachtung beim Besucher eine Flut von Erinnerungen weckt. Nach einer anderen Richtung hin thut das auch die Kaiserherberge zum Goldenen Krug, wo Kaiser Karl V. weilte. Und die Standbilder von Kepler und Sailer, zweier großer Männer der Stadt, mahnen an das regé geistige Leben von Regensburg, das bis zum heutigen Tage sich bethätigt, wie u. a. zahlreiche Lehr- und Bildungsanstalten beweisen.

Und nun sind wir bei unseren Streifzügen durch die Stadt in die Nähe des Flusses gelangt und treten durch ein altertümliches Thor auf die lange, steinerne Brücke hinaus, die einst Herzog Heinrich der Stolze erbaute, und durch deren Bogen die Donau kraftvoll mit weißgrünlichem Wasser rauschend hindurchschießt. Drüben in Stadthof wird gerade ein Volksfest gefeiert, und Bürger und Soldaten wandern in hellen Scharen dem Orte zu, in dessen Nähe auf den Wiesen bunte Fähnchen im Winde wehen, und von dem Musikklänge herübereschallen.

Vom regen Treiben dort auf dem Festplatze wenden wir uns stilleren Theilen des Örtchens zu. In der Nähe des Regensflusses liegen einsame Straßen mit niedlichen Häuschen, die alle ihr Vorgärtchen haben. Grüne, sauber gestrichene Staketenzäune umgeben dieselben, und zwischen buntem Blüten schmuck schimmern große vielfarbige Glaskugeln auf kleinen Postamenten.

Der Regen fließt mit bräunlichem Wasser lautlos und ruhig dahin. Man merkt es ihm nicht an, daß er auch groß und gefährlich werden kann; uns aber weckt er mit seinem seltsam gefärbten Wasser lebhafte Erinnerungen an seinen Oberlauf, wo seine starken und rauschenden Quellbäche die ungeheuren Waldeinsamkeiten, die Moorgründe und Thalschluchten des Böhmerwaldes durchziehen. Eine primitive Fähre, an einem dünnen Drahtseil befestigt, geht eben hinüber, etliche flache Fischerfähne liegen verlassen am Ufer, aufwärts entfaltet sich dem Auge eine wohlthuende ländliche Idylle, unterhalb aber sieht man in einiger Entfernung, wie die helle, reißende Donau in einem ihrer Seitenarme den braunen Regen in ihre Strömung hineinzieht.

Beim Rückweg zur Stadt bietet sich uns von der hohen Brücke aus, welche zugleich über eine hier den Fluß in zwei Arme spaltende Insel hinführt, ein großartiger Blick auf Regensburg, dessen Flußseite die malerischste ist. Da sieht man am schmalen, ziemlich einsamen Staden altertümliche Häuser mit gelbem Mauerwerk und



rötlichen Dächern. In buntem Gewirr streben dahinter die Dächer anderer entfernterer Häusergruppen empor; und über diese niederen Massen ragen zahlreiche hohe Türme von Kirchen und kleinere von Kapellen, Klöstern und Patrizierhäusern auf. In ergreifender Höhe und Pracht aber steht über allem das stolze Turmpaar des ehrwürdigen Domes.

Nur wenige Kilometer von Regensburg entfernt, liegt zur Rechten der Donau, auf ragender Anhöhe, weit hinaus schauend in das Thal und die Ebene, die Walhalla, der „Tempel deutscher Ehren“, eine Schöpfung Klenzes, im dorischen Stile nach dem Vorbilde des Parthenons zu Athen erbaut. Der kunstliebende König Ludwig I. von Bayern ist der Erbauer dieses herrlichen Werkes, durch welches er nicht nur den anderen großen Männern deutschen Stammes, sondern zugleich sich selbst und seinem echt deutschen Empfinden ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat. Eine Dampfstraßenbahn führt von Stadthof über den Regen zum langgestreckten Dorfe Donaustauf, von wo schattige Waldpfade zu der Anhöhe emporführen, welche die Walhalla trägt. Ein gewaltiges Mauerwerk wächst zu unterst auf; 250 Stufen führen zur Plattform empor, und nun erst stehen wir vor dem stolzen Gebäude mit seinen ragenden Säulen und seinen herrlichen, mit wundervollen Marmorgruppen geschmückten Giebelfeldern, von denen das nach Süden gelegene Germania nach der Schlacht bei Leipzig, das nördliche die Hermannsschlacht, beide von Schwanthaler, darstellt.

Überwältigend, wie das Äußere, wirkt der Innenraum des Tempels, in seinem reichen und edlen Marmor Schmucke mit den Namenstafeln oder Büsten großer Deutscher aus alter und neuerer Zeit. Da sind neben unseren großen Dichtern und Künstlern hervorragende Fürsten, bedeutende Staatsmänner und Heerführer vertreten; berühmte Männer der Wissenschaft, große Tonichter schließen sich ihnen an. Ein stolzes Bild ruhmvoller deutscher Geschichte, deutscher Thatkraft und deutschen Geisteslebens tritt uns lebendig

bei der Betrachtung dieser Standbilder der Walhalla vor Augen. Und drüben, unter den Säulenhallen vor dem Gebäude, öffnet sich uns ein herrliches Rundgemälde auf eine gesegnete deutsche Landschaft. Da grünen unter uns die Wälder, ziehen sich seitwärts die Höhen des Bayerwaldes in langen Zügen hin. Auf eine große Entfernung hin überblickt man den Lauf der Donau, die breit und glänzend das Land durchzieht. In der Ferne ragen die Riesentürme des Regensburger Domes, unten breitet sich friedlich das Dorf Donaufstau am Fuße des Höhenzuges aus. Jenseits des Stromes dehnt sich unabsehbar die gesegnete Ebene von Straubing, und an besonders klaren Tagen schimmert am Horizonte drüben die Kette der Alpen.

Nachdem wir die hervorstechendsten Eigentümlichkeiten des Fränkischen Jura bereits auf mehrfachen Wanderungen, besonders durch die Fränkische Schweiz, kennen gelernt haben, gilt es, ihn noch in dem Teile zu besuchen, der durch den Durchbruch der Donau sein Gepräge erhält, nämlich auf der Laufstrecke dieses Flusses zwischen dem Kloster Weltenburg und dem Städtchen Kelheim, etliche Stunden oberhalb von Regensburg. Eine nach Süden vorgeschobene Masse des Jura hat hier dem Flusse den Weg versperret; in einer tiefen und engen Felsenpalte überwindet er das sich ihm entgegenstimmende Hindernis. Nach einer kurzen Bahnfahrt von Regensburg aus haben wir die Station Thaldorf erreicht und wandern von hier auf einsamen Waldwegen dem über eine Stunde entfernten Flusse zu.

Die Landschaft ist einsam und ohne Wechsel, der Wald neigt zur Moorbildung, manche Wiesen sind sumpfig und sauer. Aber den Pflanzenfreund erfreuen am Wege manche seltene und für den Jura charakteristische Gewächse. Eine ausgesprochene Neigung zur Plateaubildung giebt diesen oberen Strichen des Gebirges das Gepräge.

Plötzlich ändert sich das Bild. Vor uns öffnet sich das





Die Befreiungshalle bei Kelheim.





Donauthal, die Wälder treten zurück, man sieht weite Fluren die sanften Höhen überdecken. Drüben liegen die Reste des alten römischen Grenz- und Pfahlwalles, des Limes, der hier an der Donau seinen Anfang nahm und sich bis zur Rhein- und Mainegend erstreckte. Auf weite Strecken ist er von hier aus, im Volksmunde unter dem Namen der Teufelsmauer bekannt, nach Norden hin zu verfolgen. Wir haben die Donau gerade vor dem Punkte erreicht, wo sie in die Juraschlucht eintritt, und wo nun bald an Stelle der sanften Höhen und wohlbestellten Fluren jähe Felswände treten, auf deren Stufen nur schwer zugängliche Baum- und Waldbestände sich finden. Das Dorf Weltenburg liegt in der freieren Landschaft oberhalb, das gleichnamige Kloster aber erhebt sich eine Strecke unterhalb dort, wo der berühmte Donau-Engpaß beginnt, den wir durchfahren wollen. Unerwartet stehen vor dem aus dem Walde heraustretenden Wanderer die weitläufigen Gebäude des alten Klosters da, und dessen großartige, von einer stolzen Kuppel gekrönte Kirche ragt wunderbar inmitten der tiefen Fluß- und Waldeinsamkeit empor, die rings das Kloster umgiebt. Die Kirche ist im Rokokostile erbaut und zeigt im Innern eine bis zu den kleinsten Einzelheiten prunkvolle Ausstattung. Alles strahlt da von Gold und Marmor. Farbenprächtige Gemälde schauen von den Wänden und der Decke nieder. Altäre, Bänke, Kanzel, alles prunkt in reichstem Schnitzwerke, und im Chore hinter dem reichverzierten Hauptaltar steht das überlebensgroße, vergoldete Standbild des heiligen Georg, durch eine kunstvolle Art der Beleuchtung und Farbewirkung in ein blendendes Licht getaucht. Trotz dieser Überladung mit Pracht und Glanz macht die Kirche dank ihrer großartigen Verhältnisse doch einen bedeutenden Eindruck und verkündet den Reichtum des Klosters, welches eines der ältesten im ganzen Lande ist, da seine Gründung auf den Herzog Tassilo von Bayern und aufs Jahr 775 zurückgeführt wird. Doch noch ferner liegende geschichtliche Thatfachen geben der Stätte ihre Bedeutung. Gerade

hier in der Nähe des großen Grenzwalles stand zur Römerzeit ein stark besetztes Kastell, und wenige Stunden oberhalb lag Abusina, ein bedeutender römischer Grenz- und Waffenplatz an dem Kreuzungspunkte großer Heerstraßen aus den unteren Donauländern, vom Rhein, aus Italien und Gallien her. Großartige, zum Teil wohlerhaltene Baureste und zahlreiche andere Funde lassen einen Schluß zu auf die Bedeutung dieses Ortes und dieser ganzen Landschaft in damaliger Zeit.

Das Leben in der Wirtschaft beim Kloster und draußen auf dem baumbeschatteten Hofe bringt uns indes bald auf andere Gedanken. Da fordert die Gegenwart ihr Recht. Etliche Vereine aus den Nachbardörfern haben sich eingefunden, ein Musikchor spielt lustige Tanzweisen, an einem der Tische sitzen Studenten aus München und lachen und singen, daß es lustig von den Felsen wiederklingt. Flinke Kellnerinnen mit schäumenden Maßkrügen eilen von Tisch zu Tisch. Nur wenige Schritte davon fließt die Donau vorbei. Ihr Wasser ist milchig gefärbt, hastig schießen die Fluten, leise vorüberauschend, dem Engpasse zu, der unmittelbar hinter dem Kloster seine gewaltigen Felsenthore öffnet. Im kleinen Rahne steuern wir jetzt erwartungsvoll dieser Stelle entgegen. Der Fährmann hat abwärts wenig Arbeit, der Fluß selbst trägt das Fahrzeug schnell genug zu Thal, nur langsam und in großen Zwischenpausen schlagen die Ruder die grauweiße Flut. Grollend und Wirbel ziehend fließt sie dahin. Stille kreisende Strudel verraten die Tiefe des Bettes und die Felsen am Grunde desselben. Bis an den Fuß der Felswände reicht das Wasser, nicht einmal für den schmalsten Fußpfad bleibt da Raum; unvermittelt ragen die gewaltigen Bergmassen aus dem Strome auf. Nur eiserne Ringe sind in geringer Höhe über dem Wasserspiegel in das Gestein eingelassen. An ihnen ziehen sich die Fährleute samt den Rähnen bei der Bergfahrt aufwärts, da die reizende Strömung eine andere Fahrt, mit Rudern oder Segeln an den meisten Stellen unmöglich macht.



Die Felswände zu beiden Seiten steigen einsam und grau empor. Kein Strand, kein Ufersaum ist vorhanden, das eintönige Grau des Gesteins spiegelt sich unvermittelt in dem Wasser, das fast dieselbe Farbe trägt. Nur wo ein Absatz sich dehnt, eine Schlucht sich öffnet, sehen wir Wald. Seine hohen geraden Stämme und frischen Kronen geben dem Bilde einen eigenen Reiz, und auch von den hohen Tafelflächen auf dem Gipfel der Felsen ragen stolze Waldbäume. Hier und da sind die Wände des Gesteins in wunderlichen Formen ausgewaschen und verwittert, ungeheuerliche Gestalten schauen drohend herab. Der Volksmund hat sie alle benannt, und der Fährmann macht auf sie aufmerksam, als sei es von größter Wichtigkeit, nur ja keinen zu übersehen. Freilich, bei einigen ist die Ähnlichkeit mit dem Gegenstande, den sie vorstellen sollen, auffallend, und in der langen Reihe, in der diese übergroßen Felsgestalten phantastisch vorüberziehen, geben sie der ganzen Fahrt besonderen Reiz. Oft scheint es, als ob der Fluß in der Felsenenge, durch die er sich durchzwängt, gefangen gehalten wäre. Eine jähe Windung der Schlucht schiebt die schroffen Felsen auch vor uns seinem Laufe entgegen. Erwartungsvoll gleitet man auf dem nun seeartigen Spiegel lautlos dahin, bis plötzlich um einen scharfen Bergvorsprung herum sich ein Durchlaß öffnet, und eine ähnliche Laufstrecke von gleicher Wildheit sich vor uns aufthut. Überall aber beherrscht eine tiefergreifende Einsamkeit das ganze Thal, durch dessen Felsengründe nur das leise und doch so machtvolle Rauschen des Stromes schallt.

Aber noch eine Überraschung steht uns bevor; bei einer abermaligen Wendung des Flusses steigt in einiger Entfernung auf steiler Bergeshöhe über weiten dunklen Wäldern ein wunderbarer Kuppelbau, aus weißem Marmor errichtet, empor. Die gewaltige, von König Ludwig errichtete Befreiungshalle ist es, die uns nach der Fahrt durch die Einsamkeit der Donauschlucht zuerst wieder den Gruß eines Werkes von Menschenhand entgegenbringt.

Bald darauf landen wir beim „Klösterl Traunthal“, wo zuerst die breiter werdende Thalspalte die Anlage einer Ansiedlung gestattet. Malerisch liegt das ehemalige Kloster am Abhange der hohen Felswände, worin Höhlen und Grotten, als angebliche Aufenthaltorte von gefürchteten Räubern, pflichtschuldig von Trinkgeld heischenden Bediensteten der Wirtschaft beim Klösterl den staunenden Gruppen der hier Rast machenden Fremden gezeigt werden.

Und nun geht's auf steilen Waldpfaden über etliche alte, noch deutlich erkennbare Römerschanzen hinweg zum Berge, der den stolzen, weithin die Lande beherrschenden Bau der Befreiungshalle trägt. Ist die Walhalla, von außen gesehen, vollkommen ein griechischer Tempelbau, so ist die Befreiungshalle dagegen nur in einem an die Antike sich anlehrenden Stile errichtet. Auf einem mächtigen Unterbau, der terrassenförmig ansteigt, und zu dessen Plattform nicht weniger als 84 Stufen emporführen, erhebt sich das eigentliche Gebäude, ein 58 m hoher Rundbau mit mächtigen Strebepfeilern, hohen Säulengalerien und den gewaltigen Standbildern von 18 germanischen Frauengestalten in fast vierfach übermenschlicher Größe. „Den teutschen Befreiungskämpfern“ ist das Bauwerk von König Ludwig I. von Bayern errichtet. Im Innern desselben halten 34 aus karrarischem Marmor gebildete Siegesgöttinnen vergoldete, aus dem Erze erobelter französischer Kanonen gegossene Schilder, auf denen die Namen der in den Jahren 1813 bis 1815 gegen Napoleon gewonnenen Schlachten prangen. Ergreifend ist der Blick in diese feierliche Runde und auf die hohe, reich verzierte Kuppelwölbung, die sich über dem aus buntem Marmor gebildeten inneren Raume erhebt.

Nicht minder fesselnd ist die Rundschau droben von der äußeren Säulengalerie aus, die den Bau umgiebt. Da blickt man aufwärts noch einmal in das eben durchfahrene enge Durchbruchsthal des Flusses und sieht dieses sich im Verlauf erweitern und zu frucht-



baren Gauen ausdehnen, durch welche der Fluß dann breit und stattlich der Ebene von Regensburg und Straubing entgegenzieht. Und seitwärts blickt man in das enge Felsenthal der Altmühl, die sich gerade unter uns beim Städtchen Kelheim mit dem Hauptflusse vereinigt. Malerische Bilder bieten sich auch in dieser Richtung in Fülle; Felsen umgrenzen in anmutigem Wechsel die Sohle des Thales, durch welches zugleich, neben dem Flusse und stellenweise in dessen Bette, der Ludwigskanal seinen Weg gen Norden nimmt.

Drunten im Städtchen Kelheim ist gerade Kirchweih, und dort herrscht deshalb ein reges Leben. Die Märkte sind gefüllt mit Waren und überflutet von regsamem Volk. In der Gastwirtschaft vor dem Orte aber ist Konzert und Tanzmusik. Da giebt's denn auch eigens für den Tag gebrautes Bock-Weißbier, dessen Geschmack fast an Erdbeerbowle erinnert, und dessen Wirkung auch der sattelfeste Trinker bald verspürt. In heiterer Gesellschaft von Münchener Professoren und Studenten, die auf einer Exkursion begriffen sind, flogen die Stunden schnell dahin, und wir kehren erst zu später Stunde heim.



## XIX.

### Donaubilder.

**W**ir stehen wieder auf der Brücke von Regensburg und blicken auf die eilenden Wasser der Donau. Unruhig nehmen sie ihren Weg, es ist ein Rauschen und Quirlen, ein ewiges Hasten und Jagen. Vor den Pfeilern bäumt sich die Flut schäumend auf, zwischen ihnen schießt sie eingepreßt dahin, und hinter dem Hemmnis bilden sich gurgelnde Strudel und rückläufige Strömungen mitten in der allgemeinen Flucht. Dies lebhafte Spiel und dazu die meist weißliche Färbung des Wassers verraten die jugendliche Kraft des Stromes und zugleich dessen Zuwachs aus dem Hochgebirge. In der That ist die Donau, obwohl ihre eigentlichen Quellbäche im Schwarzwald liegen, doch ein rechter und unverfälschter Alpenstrom, im gewissen Sinne sogar mehr wie der Rhein, dessen Quellgebiet allein dem Hochgebirge angehört, während die Donau noch nach ungeheuren Laufftrecken starke und wasserreiche Nebenflüsse aus den Alpen in sich aufnimmt.

Die kleinen klaren Waldbäche, welche der junge Strom aus den Thälern des Schwarzwaldes sammelt, führen dem Oberlaufe nur geringe Wassermengen zu. Erst die Alpennebenflüsse auf der rechten Seite vertiefen das Bett und schwellen die Wassermasse des



Stromes. Gestreckten Laufes eilen sie dahin. Kein Seebecken bannt die größeren derselben und läutert — wie bei den Rheinquellenflüssen — deren Wasser. Mit mächtigen Fluten ziehen sie tosend vorüber, und der Mensch scheut die Nähe dieser Unholde, deren Bett veränderlich ist, und deren Überschwemmungen Verderben bringen. Zum größten Theile sind es öde Uferstriche, durch welche diese Flüsse dahinjagen, und die Ansiedlungen liegen mit wenigen Ausnahmen weit entfernt von ihrem Strande. So gehen die Iller, der Lech und die Isar ihren Weg, so führt auch der gewaltige Inn mit der Salzach seine die Wassermasse des Hauptflusses weit übertreffenden, trüben Fluten der Donau zu. Etwas milderen Charakters erscheint die aus Seegebieten herabkommende Draun, auch die Enns und die Raab, von denen die letztere schon Teile der großen ungarischen Tiefebene durchströmt. Mit der gewaltigen Drau und Save enden dann, tief drunten im Ungarlande die Zuflüsse aus dem Alpengebiete, das von dem größten Teile seines Nord- und Ostflügels eben der Donau seine so reichen Gewässer zuschickt.

Bunte Reifeerinnerungen weckt bei mir allemal der Anblick des schönen Stromes. Ich finde mich wieder in den Schwarzwald versetzt, wo durch schmucke Wiesenthäler, umrahmt von weiten, ernsten Tannenwäldern eilende, geschwätzige Bäche rinnen. Ich sehe das stille Donaueschingen vor mir, wo die beiden Hauptquellenflüsse sich vereinigen und den Abfluß des berühmten Schloßbrunnens willkommen heißen. Ein stiller Zauber liegt über der wiesen- und baumreichen Landschaft. Der junge Fluß zieht still, wie träumend, durch das fruchtbare Thal und langsam den Höhen des Jura entgegen, während hinter ihm des Schwarzwalds liebliche Berge in bläuliche Fernen rücken. Und nun beginnt der erste Widerstand, sich dem Flusse fühlbar zu machen. Gewundenen Laufes durchbricht er in malerischem Felsenthale zwischen Immendingen und Sigmaringen den Höhenzug des Schwäbischen Jura, die Berge des Hegaues von denen des Heuberges scheidend. Eine reizvolle friedliche Laufftrecke

öffnet sich dann. Das Thal ist breiter, Wiesen erfüllen seine Sohle, aus dem Bereiche wohlbestellter Ackerfluren schauen von sanften Höhen friedliche Dörfer nieder. Ulm spiegelt jetzt seine altertümlichen Häuser und seinen hohen, wundervollen Münster-Turm in den durch die Aufnahme der Iller schon bedeutend erstarkten Fluten. Und dann kommen die trüben Moorgründe des Donaumooses und die stillen einsamen Wiesen- und Weidenflächen, welche an die Niederlande erinnern, wo wie dort Kinderherden die Landschaft beleben, und der Storch und der Fischweiber gravitatisch am Rande der Wassergräben und Teiche wandern. Abermals treten die Höhen näher an den Fluß heran. Der Fränkische Jura hat ein gewaltiges Vorgebirge vorgeschoben, welches die Donau in dem Engpasse oberhalb Kelheim überwinden muß, den wir im vorigen Abschnitt kennen lernten.

Und dann schweifen die Erinnerungen ab, weiter durch die gesegneten Gaue Niederbayerns und Oesterreichs. Der Stephansdom, als erhabenes Wahrzeichen des schönen Wien, beherrscht vor uns die Landschaft. Jetzt durchwandern wir die Nebenhöhen von Preßburg, die weiten Ebenen der Waag und Gran, sehen die stolze Doppelstadt Budapest und durchheilen das ungeheure Pustengebiet der großen ungarischen Tiefebene.

Vom stolzen Dampfer aus sehe ich hinter mir wieder Belgrad, die denkwürdige Serbenstadt, verblassen, schaue wieder den gewaltigen Strom eingepreßt in die großartigen Engpässe von Kasan, die er in tiefem Felsenbette inmitten einer überwältigenden Einsamkeit grollend durchzieht. Das eiserne Thor öffnet jetzt seine Felsenpforten, die unermesslichen Ebenen Rumäniens breiten sich vor mir aus. Ich sehe mich wieder im Rahne, von türkischen Bootseuten gesteuert; mächtige Dampfer aus dem Schwarzen Meere ankern im gewaltigen Strome. Wie ein fremdes Gewässer zieht er vorüber, nichts erinnert mehr an die Eindrücke aus seinem Ober- und Mittellaufe. Elende bulgarische Dörfer mit armjeligen halb-





Der Donaustrudel bei Grein.





zerfallenen Minarets liegen am Rande der hohen Ufer. Durch eine uns fremde Welt geht der gewaltige Strom, in mächtige Arme gespalten, dem fernen Meere entgegen.

Freilich nicht alles das, was hier in großen Zügen erwähnt ist, können wir auf unserer jetzigen Reise sehen. Die Landschaften des Oberlaufes werden erst die Schilderungen des folgenden Bandes bringen, und die Gegenden außerhalb Österreichs gehören nicht mehr in den Rahmen dieses Werkes. So begnügen wir uns denn hier mit einer Reise von Regensburg abwärts bis Passau und einer Flussfahrt von dort bis Wien, um die Vorhöhen des Böhmer- und Bayerwaldes in ihrem schönsten Teile kennen zu lernen und wenigstens ein flüchtiges Bild des stolzen Stromes, so weit er durch deutsche Gaue zieht, zu geben. Unsere Wanderungen in dem Bande „Die deutschen Alpen“ und die Touren durch die Karpathen und Subeten in dem weiteren Bande „Von der Tatra zur Sächj. Schweiz“ werden dann dieses Bild ergänzen, indem wir dort den Leser mit der Mehrzahl der Nebenflüsse bekannt machten, die auf dieser Laufstrecke rechts und links dem Hauptstrome entgegenseilen.

Schon von der Walhalla aus übersehen wir einen großen Teil der fruchtbaren Straubinger Ebene, der Kornkammer Bayerns; jetzt reisen wir durch sie selbst dahin unserem nächsten Ziele, Passau zu. Wir berühren auf dem rechten Donauufer Straubing, eine uralte Stadt, in der Nähe einer ehemaligen römischen Ansiedlung gelegen, mit mehreren bemerkenswerten Kirchen. An das Schloß von Straubing knüpfen sich düstere Erinnerungen; hier weilte Agnes Bernauer, die Tochter eines Augsburger Baders mit ihrem Gemahl, dem Herzog Albrecht III. Der Haß ihres Schwiegervaters verfolgte sie, und auf Betreiben des letzteren, des Herzogs Ernst, wurde sie zum Tode verurteilt und von einer Brücke herab in die Donau gestürzt. So haben menschliche Tücke und menschliches Elend auch hier den Zauber der schönen Natur entweiht, der sich jetzt an den Ufern der Donau in erhöhtem Maße zu erkennen giebt. Linksseitig sind

die Höhen des Bayerwaldes näher an den Fluß herangetreten, der stellenweise unmittelbar an ihrem Fuß vorbeifließt. Wohlangebaut und mit manchen Dörfern besät, schauen diese Höhen auf den Fluß und die gegenüberliegende Ebene hin, welche von Ackerfluren und Weideland bedeckt ist. Jetzt ragt auf einem steilen Bergvorsprung, umrahmt von Tannenwäldern, die stattliche, wohlerhaltene Ruine Hilgartsberg auf, und bald darauf erreichen wir Wilshoven, die alte Villa Quintaniae der Römer, ein malerisch gelegenes Städtchen am Ausflusse des Wilsbaches in die Donau. In den gelbgestrichenen Häusern mit häufig auftretenden braunen Holzgalerien und überhängenden, an die Alpenwohnungen erinnernden Schindeldächern, sowie in den gelbgestrichenen Kirchen mit ihren hoch aufragenden spitzen Türmen macht sich schon ein fremdartiger Zug bemerkbar; auch die Kirchhöfe mit ihren zahlreichen Seitenkapellen und den bunt bemalten Kreuzen weisen schon auf ein anderes Land hin.

Dann gelangen wir wieder in eine stille Flußlandschaft. Die Höhen zu beiden Seiten reichen jetzt bis nahe an den Strom heran und tragen meist Wiesen und Wald. Der Weinbau ist nur vereinzelt zu finden, und selbst die Ansiedlungen sind wenig häufig. Die ganze Landschaft trägt den Charakter höherer Berglagen, als sie in Wirklichkeit besitzt. Der Strom selbst ist hier schon breit und stattlich. Zuweilen ragen Felsen aus seinen Fluten auf, oft häufen sie sich zu größeren Gruppen, in einzelnen Fällen bilden sie ganze Klippenreihen, durch die bei hohem Wasserstande ein rauschender Wogenschwamm hinzieht. In dieser Landschaft, im Angesichte des Stromes und an einer Stelle, wo die rechtsseitigen Höhen so nahe an die Ufer herantreten, daß kaum für die Landstraße und die Eisenbahn noch Raum bleibt, ruht auf hohem Sockel einsam ein steinerner Löwe von mächtigen Größenverhältnissen. Zur Erinnerung an den Erbauer dieser Straße durchs Donauthal, an den König Maximilian I., ist das seltsam wirkende Standbild gesetzt.



Aber bald fesseln andere Eindrücke unsere Blicke. Kirchtürme werden nach einer Biegung des Stromes vor uns sichtbar; ein Häusermeer steigt in seltsamem Gewirr an stattlichen Berggehängen terrassenförmig empor. Festungsmauern und Bastionen drohen von steiler Höhe herab. Mehr und mehr entfaltet sich beim Näherkommen dies wundervolle Stadtbild. Nur noch eine kurze Wanderung, und wir treten in die Mauern der alten, denkwürdigen Grenzstadt Passau.

Man hat Passau wohl mit Koblenz verglichen und nicht mit Unrecht. Gleich dieser Stadt liegt es am Zusammenflusse von zwei mächtigen Strömen, und gleich dem rheinischen Gibraltar, dem festen Ehrenbreitstein, ragt auch über der Stadt Passau, auf einem Berge zur Linken der Donau, die alte Feste Oberhaus empor. Als weiterer Vergleichungspunkt könnte die Thatsache gelten, daß gleich Koblenz auch Passau aus einer römischen Ansiedlung hervorgegangen ist. Auf der rechten Seite des hier mündenden Inn lag nämlich im Altertum die keltische Niederlassung Bojodurum und ihr gegenüber, auf der Landzunge zwischen Inn und Donau, das befestigte Lager einer römischen Kohorte, aus welchem dann hernach die starke Grenzfestung Castra Batora entstand. Nach der Vertreibung der Römer und nach der Völkerwanderung erlangte Passau in der anbrechenden, christlichen Periode eine hervorragende Bedeutung dadurch, daß es zum Sitz eines der von Bonifacius gegründeten Bistümer erhoben wurde. Dank seiner günstigen Lage blühte die Stadt, deren Bewohner früh schon eifrig Handel und Schifffahrt betrieben, rasch empor. Häufig machte sich das gesteigerte Selbstbewußtsein der Bewohner in gewaltthätiger Auflehnung gegen die bischöfliche Herrschaft geltend, die aber im großen und ganzen bestehen blieb. Die Festung Oberhaus, die alte Georgsburg, ist noch heute ein Zeuge der Anstrengungen, welche die Bischöfe machten, um die Bürger drunten in der Stadt nicht zur Unabhängigkeit gelangen zu lassen, zu deren Erreichung die von

Erfolg gekrönten Vorgänge in anderen Städten die Passauer anzufeuern mochten.

Mit dem Jahre 1803 endete das Bistum Passau als politische Macht und ging an die Krone Bayerns über. Die Stadt aber entfaltete sich für die Folge mehr und mehr. Die gesunkene Schifffahrt auf der Donau belebte sich von neuem, der alte Handel von Passau erwachte wieder, und die Industrie in verschiedenen Zweigen siedelte sich hier an.

Nichtsdestoweniger ist der Eindruck, den die Stadt auf den Fremden macht, noch heute ein etwas altertümlicher. Von Donau und Inn aus gesehen, wächst sie mit hohen, gelben vielstöckigen Häuserfronten stattlich über den Staden der beiden Flüsse auf. Die unebene Lage des Mündungsgebietes der Ströme bedingt einen stolzen Aufstieg des Häusermeeres auf der mittleren Landzunge und an allen jenseitigen Anhöhen. Gehoben wird dieser ohnehin schon stolze Aufbau noch durch die reiche Zahl der auftretenden Kirchtürme in vielfältiger Bauart. Besonders fesselnd ist der Blick auf die Stadt von der Feste Oberhaus. Die eigenartige Lage von Passau bedingt hier so recht eine malerische und fesselnde Gruppierung. Da sieht man die Häusermassen der inneren Stadt mit ihren ragenden Kirchen, Klöstern und Palästen auf der schmalen Landzunge zwischen der Donau und dem Inn. Stolze Brücken führen über die verschiedenfarbigen Fluten der sich hier vereinigenden Ströme und leiten den Verkehr drüben in den Stadtteil zur Rechten des Inn, wo einst der Ursprung von Passau und die uralte Keltenniederlassung stand. Nach der anderen Seite hin sehen wir die wasserreiche, aber im Vergleich zu den beiden anderen Flüssen immerhin kleine Ilz ihre bräunlichen Wellen gerade dort der Donau zuführen, wo auch der gewaltige Inn seine weißlichen Fluten heranwältzt. Und rings um dieses engere Stadtbild gelagert, sieht man helle Sommerwohnungen aus großen, schönen Gärten schimmern und weiterhin ländliche Wohnungen den Bereich



der Vororte bezeichnen. All diese Herrlichkeit aber ist eingebettet in den Rahmen lachender Auen, welche den Stromlauf begleiten, und schöner, schattiger Wälder, die das buntdurchfurchte Gewirr der Bergwelt überkleiden.

Im Innern weckt die Stadt manche Erinnerungen an Salzburg, Innsbruck und an andere österreichische Plätze diesseits der Alpen; ja in gewissem Sinne finden sich schon Anklänge an welsche Orte. Aus der Mitte der Stadt, vom hochgelegenen Paradeplatz, an dem Passaus hervorragendstes Bauwerk, der stolze Dom liegt, wandern wir durch steil abfallende enge Straßen, zwischen düsteren Häusern zu den Ufern der Donau hinab, wo der Dampfer nach Linz unser wartet. Die bevorstehende Abfahrt hat viele Menschen herbeigelockt, und auch noch eine Menge von Gütern harret der Verladung. Endlich ist die Stunde gekommen, das Signal ertönt zum letzten Male, und langsam setzt sich das mächtige Schiff flussabwärts in Bewegung. Jetzt entrollt sich vor unseren Augen das wunderbar großartige, fesselnde Bild der Stadt, wie sie das Mündungsdreieck beherrscht und die gegenüberliegenden Berggehänge kühn hinanstiegt. Soeben sind wir der Stelle gegenüber, wo der Inn mündet. Grollend, mit milchigen Schaumkämmen, wirft er sein weißliches Gletscherwasser dem ruhigeren Hauptstrome entgegen. Noch eine kurze Strecke weit ziehen die verschieden gefärbten Fluten der beiden Ströme gesondert dahin, dann aber hat der stärkere Inn die Oberhand gewonnen, und sein trübes Wasser beherrscht allein den gewaltigen Strom. Wie der Donau ergeht es der kleinen Ilz. Nur noch eine Weile zieht ihr klares, bräunliches Wasser nach der Mündung am Saume des Donauufers hin, dann ist auch sie verschlungen und aufgenommen in den einzigen, hastig dahineilenden allgemeinen Wogenschwamm. Rauschend zieht auf ihm unser Dampfer einsam seinen Weg. Raun ist die Stadt den Blicken entschwunden, so breitet sich eine tiefe Einsamkeit um uns aus. Rings umschatten hier Wälder das Bergland, durch welches der

Strom gewundenen Laufes breit und majestätisch seinen Weg nimmt. Ein würziger Harz- und Kräuterdunst weht von allen Bergen herüber und vermischt sich mit dem frischen Hauch der unter uns dahinziehenden Wogen. Der Mensch und seine Werke treten zurück in dieser unentweiheten Landschaft. Nur ab und zu sieht man Waldblößen und kleine Wiesen, auf denen schlichte Häuschen stehen. Blockhausartig erheben sie sich oftmals dicht am Rande der steilen Uferfelsen, die fast senkrecht zum brausenden Flusse abstürzen, während rings um sie her die unermesslichen Wälder stehen. Es muß ein seltsam Leben sein, das diese Leute hier führen; denn obwohl ihre Hütten an der großen Wasserstraße der Donau stehen, sind sie doch fast ganz abgeschnitten von jeglichem Verkehr. Hier führen nicht, wie am Rheine, die Landstraßen und Eisenbahnen an den Ufern des Stromes entlang; unvermittelt steigen hier zu beiden Seiten die hohen Waldberge aus der Flut. Nur ein kleiner Kahn liegt zuweilen am schmalen Uferaum, sorgfältig auf den hohen Strand gezogen, damit die hoch sich aufbäumenden Wogenreihen, die hinter dem eilenden Dampfer hinziehen, das gebrechliche Fahrzeug nicht zertrümmern.

Auch der Fluß selbst bietet nicht das Leben, wie man es vom Rheine her kennt. Nur zweimal täglich geht ein Personendampfer von Passau nach Linz und umgekehrt ein solcher von Linz stromaufwärts. Zwar ziehen zuweilen große Schleppzüge, von mächtigen Dampfern gezogen, vorüber; Floße gleiten ab und zu auf der breiten Wasserfläche hinab, ein großer Bagger arbeitet hier und da rasselnd und polternd an der Vertiefung der Fahrrinne. Aber im allgemeinen beherrscht eine feierliche Stille den Strom. Man fährt halbe Stunden lang auf seinen geschwellten Fluten dahin, ohne daß ein anderes Fahrzeug unserem Dampfer begegnet.

Aus der weiten Waldeinsamkeit, die wir durchziehen, ragt nun zur Rechten grau und verwittert der eckige Wartturm der alten Ruine Krempelstein auf schroffem, fast senkrecht aus den Fluten



aufsteigendem Felsen empor. Dann kommen etliche vereinzelte Ansiedlungen an den hohen Berglehnen, und nun hält der Dampfer in Oberzell. Weißgestrichene, schmucke Häuschen mit braunschwarzen Ziegeldächern ziehen sich am Ufer entlang. Manche derselben haben nach dem Flusse zu Holzgalerien, wie die Wohnstätten in den Alpen. Eine zweitürmige schlanke Kirche mit halb weiß und halb gelb gestreiften Mauern ragt über die Häuser des Ortes empor, und auf ihren bräunlichen obersten Dachkuppeln funkeln vergoldete Kreuze im Sonnenstrahl. Leder-, Tabak- und Schmelztiegel-fabriken haben sich in dem kleinen Orte angesiedelt, von dem aus sich dem Wanderer gute Wege nordwärts in das Innere des Böhmerwalds öffnen. In einigen Stunden gelangt man von hier zum Dreifesselberge, jener herrlichen waldumschatteten Hochwarte nahe der Stelle, wo Oesterreich, Böhmen und Bayern sich berühren. Eine fast gleiche Strecke weiter nordwärts aber gelangt der Wanderer zum Kubany, mitten in das Gebiet jener ungeheuren urwaldartigen Forste, aus denen die Quellsbäche der Moldau ihren reichsten Zuwachs empfangen.

Dem schönen Bayern, durch dessen Landschaften wir so lange gewandert, sagen wir nun Lebewohl. Oberzell war der letzte bayerische Ort. Drüben grüßt am linken Ufer neben dem blauweißen Grenzpfahl schon der schwarzgelbe, österreichische herüber; durch eine einsame Waldschlucht zieht sich die Grenze zwischen den beiden Reichen nordwärts dem hohen Kamme des Böhmerwalds entgegen.

Schon mehrfach hat uns die Fahrt an Inseln vorbeigeführt, die von Weiden und Gebüsch überdeckt, einsam aus dem Flusse auftauchen. Jetzt rückt abermals ein kleines Eiland näher. Aber nicht flach sind seine Ufer; sondern wie ein einziger Felsblock ragt die Insel aus der reißenden Flut, die sich in brausendem Wogenschwall vor ihren Gesteinsmassen bricht. Nur ein Madonnenbild und eine kleine Tanne trägt der einsame, von

den Fluten umpülte Fels; sonst decken nur Flechten und niedriges Gesträuch seine kahlen Gehänge, an denen die Wellen des Stromes auf- und niederhüpfen. Bald ist auch dieser seltsame Inselwürfel unseren Blicken entschwunden, und nach kurzer Fahrt ist Rannariedl erreicht, ein umfangreiches, vielgestaltiges Schloß, an dessen Bergfuße der Ort Niederanna sich anschmiegt. Ein idyllischer Zug weht um diese kleine Ansiedlung. Die Häuser und Mauern schimmern in weißem Anstrich und anmutigem Laubgrün. Weinlaub rankt sich freundlich an den Wänden der ländlichen Wohnungen empor, und alte Nußbäume und Robinien überschatten die bescheidenen Häuschen in der Nähe des Anlegeplatzes der Dampfer am Ufer. Noch einmal bringt dann bei Waldkirchen eine alte Ruine einen romantischen Zug in das Flußbild, bevor in dieses wieder die frühere Einsamkeit zurückkehrt. In kurzen Bogen windet sich jetzt die Donau durch das dunkel bewaldete Gebirge. Zäh wachsen die grauen Felsgehänge, von Nadelgehölzen bedeckt, an beiden Ufern an. Keine Landstraße, keine Bahn erinnert an menschliches Schaffen. Wo ein Absatz oder ein schmales Vorland sich gegen den Fluß hin vorlagert, ist es nur von grünen Wiesenflächen bedeckt. Unendlich düster und einsam ist die Landschaft. Nur der Fluß verleiht ihr Leben; seine Fluten schäumen und kreisen unablässig um die kahlen Ufer-Felsen. So mag einst am Rheine die Gegend um die Loreley ausgesehen haben, bevor hier die Straßen den Ufern entlang zogen, die Schienenwege das felsige Flußthal durchzogen und die Ansiedlungen der Menschen von den Landvorsprüngen und Thalbuchten Besitz genommen hatten.

Aber bald wird die Landschaft freier. Zur Linken liegt jetzt Obermühl, ein betriebjamer Ort am Ausgange des gleichnamigen Thales, aus dessen Tiefe Schornsteine hervorblicken, und dessen ferneren Abschluß hohe Waldberge bilden. An einzelnen Schlößern und Ortschaften vorbei strömt die Donau bald einem weiten Thalbecken zu. Aus schönem, großem Parke schimmert zur Rechten das





Der Durchbruch der Donau durch den Jura oberhalb Kelheim.





weiße Schloß Mchach. Dann aber nimmt dichtes Weidengebüsch die beiderseitigen Ufer ein. Breit und großartig zieht die Donau ihren Weg durch die Ebene. Verankerte und auf dem Wasser schwimmende Balken bezeichnen den Schiffen die tiefe Fahrstraße; denn bei niederem Wasserstande werden hier zahlreiche Untiefen und Sandbänke den Fahrzeugen gefährlich. Fischreier und Möven beleben die breite Wasserstraße und die entblößten Sandbänke des Flußbettes. Bei hohem Wasserstande aber schäumen die trüben Fluten bis zu den Weiden- und Schilfdickichten des Ufers. Die mächtigen Wogen des Dampfers fahren dann rauschend in dies undurchbringliche Pflanzengewirr hinein, rütteln und schütteln dasselbe auf weite Strecken in ungestümem Anprall und verzagen ganze Flüge von wilden Enten, Rohrhühnern und anderen Sumpf- und Wasservögeln, die an diesen Ufern sichere Verstecke finden; oft auch geht die Fahrt an großen und breiten Auen vorüber, welche die rauschenden Fluten des Flusses in mächtige Arme teilen, bis schließlich rechts und links die Hügel und Berge wieder näher treten. Dann verschwindet auch jener zauberhafte Anblick, der auf der Strecke hinter Mchach an klaren Tagen das Auge des Reisenden wie gebannt nach Süden lenkt. Dort steht dann in duftigstem Blau, von weißen Lichtlinien umzogen und durchweht, die Kette der Salzburger und Steierischen Alpen. Der reine Schnee der ewigen Firnhäupter und vergletscherten Hochgipfel sendet dann seine Grüße in blendender Schönheit bis zu den Wogen der Donau herüber; den wanderlustigen Reisenden auf dem Deck des hohen Dampfers ergreift die Sehnsucht, und er unterdrückt nur mit Mühe den Entschluß, von neuem zu den ewigen Schönheiten des hehren Hochgebirges zu pilgern.

Aber bald nehmen auf dem Flusse andere Eindrücke unsere Sinne gefangen. Burgen, Klöster und Ortschaften winken jetzt in stets sich mehrender Zahl von den Höhen herab. Neben den

Wäldern breiten sich weite, fruchtbare Auen und Fluren aus. Die Rebe findet hier allerwärts eine Stätte des Anbaues, und Lustschlösser und Sommerwohnungen verkünden die Nähe einer großen Stadt. Noch eine Wendung des Stromes und diese selbst liegt vor uns, und wenige Minuten später wandeln wir auf den breiten Staden des schönen Linz.





## XX.

### Flußabwärts von Linz nach Wien.

Wie die Mehrzahl der auf der rechten Donauseite gelegenen Städte ist auch Linz römischen Ursprungs. An der Stelle einer älteren keltischen Niederlassung erhob sich hier das vermutlich von Kaiser Marc Aurel angelegte Kastell Lentia als festes Bollwerk an den Grenzen des römischen Reiches gegen die nordwärts der Donau wohnenden germanischen Volksstämme. Später nach der Völkerwanderung stand hier eine Burg der germanischen Bajuwaren, und während des ganzen Mittelalters behielt der Ort unter wechselnder Herrschaft stets eine hervorragende Bedeutung.

Freilich hat Linz aus jenen ältesten Zeiten wenig bauliche Reste sich erhalten. Das Gepräge der Stadt ist ein neuzeitliches. In den breiten Straßen, den geräumigen Plätzen sprechen sich Wohlhabenheit und rühriger Fortschritt aus, die ein regsameres Handeln und eine nicht unbedeutende Industrie hervorrufen und unterhalten. Stattliche Kirchen und zahlreiche Klöster reden von dem religiösen Sinne der Bewohner und zugleich von deren Kunstsinne in älterer und neuerer Zeit. Besonders der im Entstehen begriffene gotische Dom, ein Werk des Kölner Baumeisters Stak, legt Zeugnis dafür ab, daß dieser Geist auch in der heutigen Be-

wohnerschaft noch ungeschwächt fortlebt. Reizvoll ist die Umgebung der schönen Stadt, überreich an lohnenden Ausflugsorten, aussichtsreichen Höhen und wundervollen Thalgründen. Von allen höheren Bergen der Umgebung öffnet sich dem Spaziergänger das großartigste Alpenpanorama, das einen bedeutenden Teil der Salzburger Alpen, der Niederen Tauern und der Steirischen Alpen umfaßt, während gegen Norden die dunklen Höhen des Linzer- und Böhmerwaldes den Gesichtskreis wirkungsvoll umgrenzen.

Am anderen Tage stehen wir, zur Weiterfahrt gerüstet, wieder am Staden von Linz. Bei der Abfahrt entfaltet sich noch einmal prächtig das ganze Stadtbild. Hell wachsen in langer Linie die stattlichen Häuserfronten am breiten, vollbelebten Staden auf, und zahlreiche Kirchtürme, darunter viele mit hohen krönenden Zwiebelkuppeln, streben über das Häusermeer empor. Der Pöstlingsberg mit seiner Wallfahrtskirche, die Franz Josephs-Warte mit ihrem Aussichtsturm erheben sich hinter diesem Stadtbilde, und in der Ferne sieht man höhere Bergmassen von fast voralpinem Gepräge majestätisch emporsteigen.

Jetzt geht's unter der kühn gebauten Brücke hindurch, über welche die Bahn von Linz nach Budweis in Böhmen führt, und dann fahren wir durch eine weite Flachlandschaft abwärts auf dem stolzen, mächtig erbreiterten Strome. Zahlreiche Ortschaften auf beiden Seiten wecken nun große und wechselvolle geschichtliche Erinnerungen; drüben zur Rechten liegt Ebelsberg mit seinem uralten Schlosse, vor dessen Thoren im Jahre 1809 die Wiener Freiwilligen sich kampfesmutig den anrückenden Franzosen entgegenstellten, um ihnen den Übergang über die Traun zu wehren. Eine kurze Strecke weiter sehen wir auf derselben Seite die denkwürdige Tillysburg, ein massives Bauwerk, das Kaiser Ferdinand II. einst seinem ihm treu ergebenen Feldherrn schenkte. Nun winkt wieder der Turm des Stiftes St. Florian herüber, eines der ältesten Klöster Oesterreichs, das Tassilo von Bayern gründete, und dann gelangen wir



zum Städtchen Enns, dem alten römischen Laureacum, am Ennsflüßchen gelegen, der berühmten Grenzscheide zwischen den Landschaften Ober- und Niederösterreich. Aber auch das linke Flußufer birgt der denkwürdigen Stätten genug. Soeben landen wir in Mauthausen, dessen Bewohner, wie schon der Name andeutet, einst das Mautrecht besaßen. Aber als sie von diesem Rechte in thörichtem Unterfangen auch dem Kaiser Friedrich Barbarossa gegenüber Gebrauch machen wollten, als er im Jahre 1189 mit seinem großen Kreuzheere vorüberzog, kamen sie bei dem Gewaltigen übel an, und der Ort ging auf Geheiß des Kaisers in Flammen auf. Noch eine andere Erinnerung aus der alten Kaiserzeit knüpft sich daran; von hier aus trat Karl der Große seinen Kriegszug gegen die räuberischen Avaren an.

So sehen wir auf Schritt und Tritt große Erinnerungen fast alle Stätten an den Ufern der Flüsse beleben. Einer Fahrt auf dem herrlichen Rheinstrome gleich erhöhen sie den Genuß über den Anblick der lachenden und wechselvollen Landschaft. Freilich nicht so eng gewoben sind die Ranken, nicht so überreich ausgestreut die Blüten von Sagen und Legenden, von Gedichten und Gesängen, wie am Rheine, die dort sich an jede Stadt und an jede Burg, an jedes Kloster und an jedes Dorf, ja an fast alle hervorragenden einzelnen Berge und Felsen knüpfen. Ernster und weniger reich von der Poesie umgaukelt zieht die Donau ihren Weg dahin. Aber doch taucht auch die Geschichte ihrer Landschaften und Städte hinab bis ins sagenhafte Altertum. Ihre Ufer sahen einst die kühn gegen Norden vordringenden Römer, nachdem schon lange vorher keltische und germanische Völkerschaften hier festhaft gewesen waren und zahlreiche Niederlassungen gegründet hatten. Feste Kastelle entstanden zahlreich, besonders am rechten Ufer des Flusses und wurden zumeist die Grundlage und der Ausgangspunkt der späteren mittelalterlichen und noch heute bestehenden Städte. Mehrere der römischen Kaiser weilten selbst an den Ufern des großen

Stromes, wenn es galt, die sieggewohnten Legionen den feindlichen Stämmen entgegenzuführen. Aber trotz dieser schon in der Römerzeit an der Donau emporblühenden Kultur blieb lange Zeiten hindurch der Ursprung des Stromes noch sagenhaft, ähnlich wie beim Nil, dessen Quellen man trotz des Jahrtausende alten regen Völkerlebens an seinem Unterlaufe erst in unserem Jahrhundert entdeckte. Noch zur Zeit des zweiten punischen Krieges verlegten die römischen Gelehrten die Quellen der Donau in die Gegend der heutigen Bretagne und zur Zeit Cäsars in das Gebiet der südlichen Alpen. Vielleicht mochte man bei der letzteren Annahme den Inn, als den stärksten und wasserreichsten Zufluß, zugleich als den Hauptstrom ansehen; jedenfalls aber wurden erst durch den Kriegszug des Tiberius gegen die Bindelicier die wahren Quellbäche des Stromes im Schwarzwald entdeckt.

Obwohl auch der Rheinstrom gewaltige Völkerzüge vorüberbrausen sah, obwohl auch an seinen Ufern Germanen und Kelten Römer und Germanen miteinander in blutigem Ringen lagen, obwohl auch dort die gefürchteten Normannen raubend und plündernd aufwärts zogen, die Städte mit den Rittern und Bischöfen stritten, diese und die adeligen Herren und Mächthaber unter sich oft genug in grimmigen Fehden sich bekämpften, und später die Greuel des Dreißigjährigen Krieges und die Eroberungszüge der Franzosen ihre blutigen Spuren zurückließen, — so werden diese trüben Kriegserinnerungen, welche das Menschengeschlecht in fast ununterbrochenem Zwist und Zerwürfniß zeigen, doch noch an Schrecken übertroffen von den blutigen Ereignissen, welche sich an den Ufern der Donau abspielten. Entsprechend der großartigen Natur der Donau und ihres reißenden und wilderen Laufes durch zum Teil erst spät kultivierte, einsame Länderräume, treten in ihren Landschaften auch die großen Völkerverschiebungen und Heereszüge mit noch größerer Gewalt, in noch ergreifenderem Umfange auf. Zugleich folgten jene Kriegs- und Eroberungszüge meist dem Strome selbst auf un-



geheure Strecken, während sie am Rheine in der Mehrzahl der Fälle nur einen lokalen Charakter trugen oder die Laufrichtung des Flusses nur überschritten. Die Donau in ihrem unteren Teile sah das blutige Ringen der Völker unter einem Sesostris, Darius und Alexander, die rücksichtslosen Eroberungszüge der römischen Heere, die verderbenbringenden Stürme der Hunnen und Avaren. Hier an ihren Ufern zogen die Goten und Longobarden, die Heruler und Rugier vorüber, hier drangen später Magyaren und Slaven vor, und hier fluteten die Heereszüge der Osmanen, von Beutegier und Glaubenseifer aufgestachelt, verheerend vorbei. Bis zu unseren Zeiten, bis zu den Befreiungskämpfen der Balkanvölker gegen die Osmanenherrschaft, dem großen Kriege der Russen gegen die Türkei währte dieses wilde Ringen, und Ströme von Blut flossen auf den Uferlandschaften des mächtigen Stromes.

Freilich sind heute diese trüben und blutigen Blätter aus der Geschichte mehr auf den Unterlauf des Flusses beschränkt. Seit der folgenschweren Niederlage der Türken vor den Thoren Wiens im Jahre 1683 brachen für die Landschaften des Mittel- und Oberlaufes dauernd bessere Zeiten an. Besonders in den Ansiedlungen des letzteren lernten wir schon früher gepriesene Stätten einer hohen mittelalterlichen Kultur kennen, welche den Vergleich mit den rheinischen Landschaften und Städten nicht zu scheuen brauchen. Man darf nur Namen wie Ulm und Augsburg, Regensburg und Passau nennen, um an jene reiche Kultur erinnert zu werden, die damals schon die Landschaften der oberen Donau beherrschte und in den Städten naturgemäß ihre Brennpunkte fand.

Aber von dieser geschichtlichen Betrachtung lenken uns bei der Weiterfahrt bald neue und großartige Eindrücke ab. Die Berge sind zu beiden Seiten wieder ganz nahe an den Fluß herangetreten; wir nähern uns einem der interessantesten Punkte des Stromes. Zur Linken liegt Grein, ein freundliches Dörfchen, von Baumgrün umgeben, mit sauberen blanken Häusern am Fuße der schönen Wald-

berge. Dann engen die Felswände links und rechts den Strom mehr und mehr ein. Sein Bett ist tief und felsig. Kreisende, fast geräuschlos auftauchende Wirbel verraten die reißende Strömung und den zerrissenen Untergrund. Von den Felsgestaden zurückgeworfen, sammelt sich die Wassermasse gegen die Mitte des Stromes. Zu einem mächtigen Schwallen quillt sie mit dumpfem Brausen empor. Unserem Dampfer scheinen Flügel verliehen; obwohl die Maschine nur noch mit halber Kraft arbeitet, schießt er förmlich flußabwärts. Jetzt reckt sich zur Linken eine Felszinke, von grauen Burgtrümmern gekrönt und von düsteren Föhren umwachsen, trotzig über den Fluß hinaus. Das Wasser rast in rauschender Strömung am felsigen Gestade entlang. Dann stemmt sich eine Insel, aus festem Gestein gebildet, gegen den Lauf des erregten Stromes. In zwei Arme gespalten, schießt er zu Thal. In dem linken kocht das Wasser über die Felsenklippen des Bettes, in dem rechten strömt es ruhiger, aber doch noch mit hüpfenden Wellen und gurgelnden Wirbeln einher. Abermals sehen wir vor uns die von den Felswänden zurückgeworfenen, mächtigen Fluten sich nach der Mitte des Stromes zusammendrängen. Der ehemals so berühmte Donaustrudel, in dem so viele Menschen ihren Tod fanden, wogt unter uns. Das mächtige Schiff schwankt fühlbar unter dem brausenden, kochenden Wogenschwall. Stolz wirft sich dann unter dem Drucke des umsichtig gehandhabten Steuerers der schwere Dampfer in den brodelnden Fluten herum und erreicht jenseits eines abermals vorspringenden Vorgebirges den Ort St. Nicola, eine liebliche Ansiedlung mit hellen zierlichen Häuschen, schlankem Kirchlein mit rötlicher Kuppel, grauem Wartturm und alter Ruine, alles das von frischem Grün umwoben — ein Örtchen, wie zum Schauplatz einer Idylle geschaffen. Über dem Orte wachsen hohe, dunkle Waldberge an, aus denen hier und da nackte Felsklippen emporstarren. Auch auf der rechten Flußseite herrscht nach wie vor der Wald. Nur an den unteren Gehängen liegen zerstreut





Persenbeug an der Donau.





Wiesen und Fluren mit vereinzelt niederen, weißen und meist strohgedeckten Häuschen, deren winzige Fenster auf das stille Thal und den drunten ruhig dahinfließenden Strom hinausblicken. Am rechten Ufer zieht jetzt wieder nur ein Pfad vorbei, zur Linken aber führt eine Fahrstraße dem Ufer entlang und verbindet die einzelnen Ansiedlungen der untersten Gehänge.

Eine bunte Reihe wundervoller Landschaftsbilder zieht inzwischen am Auge des Reisenden vorüber. Bald sieht er den Fluß wieder in die Felsenengen dunkler Waldberge eingeklemmt und blickt in einsame Seitenschluchten hinauf, aus denen rauschende Bäche in munterem Sturze schäumend zur Tiefe eilen, während die Stimmen der Vögel aus den weiten Wäldern hell und deutlich zu ihm herüberschallen, bald wieder grüßen reinliche Ortschaften vom Ufer, oder stattliche Schlösser und sagenumwobene Ruinen thronen auf stolzen Bergeshöhen. So sehen wir Sarmingstein mit seiner zerfallenen Burg, Schloß Persenbeug, den Lieblingsitz Kaiser Franz II., Ybbs, das alte Pons Sfidis der Römer, und vor allem unterhalb Böchlarn die Stätte, wo ehemals Sexta Colonia, die vielgenannte Römerniederlassung lag, und der hochherzige Rüdiger wohnte, von dem das Nibelungenlied uns erzählt.

Lange schon hat indessen ein wunderbares Bauwerk auf einer Anhöhe zur Rechten des Flusses unsere Blicke gefesselt. Seine riesigen weißen Mauerflächen mit Hunderten von blanken Fenstern schimmern weit in die Lande und über das breite Flußthal hinaus. Stolz ragt über das mächtige Gebäudeviereck mit ragenden Thürmen und hoher Kuppel eine stattliche Kirche empor, und unten senkt sich der gewaltige Granitfelsen, auf dem all diese Bauwerke sich erheben, bußchbedeckt zum Spiegel der dicht vorbeischießenden Donau. Das Benediktinerstift Melk ist es, das so dem Auge des Reisenden entgegentritt und in seiner ungeheuren Ausdehnung das Ansehen und den Reichtum seiner Besitzer verkündet. In ferne Zeiten reicht die Geschichte dieses Ortes zurück, und schon im Nibelungenliede ge-

schieht seiner unter dem Namen Medeliske Erwähnung. In der Römerzeit war dieser Felsvorsprung befestigt, und Karl der Große brauchte die zerfallenen und während der Völkerwanderung verwüsteten Anlagen nur zu erneuern. Urkundlich wird Melf zum ersten Male im Jahre 681 erwähnt, bei Gelegenheit der Bestätigung des Erzstiftes Salzburg als Besitztum des Bischofs Adalwin durch König Ludwig den Deutschen. Später war das befestigte Melf längere Zeit im Besitze der Ungarn, nachdem ihrem Vorrücken gegen Süd- und Mitteldeutschland durch die mörderische Schlacht auf dem Lechfelde ein Ziel gesetzt worden war. Unter dem von Otto II. über die Ostmark gesetzten Fürsten Leopold I. wurde Melf zur Residenz erhoben und sah für die Folge oftmals glänzende Tage; so hielt unter anderem hier Leopold IV., der Heilige, Hochzeit mit Agnes, der Tochter Kaisers Heinrich IV. Seit dem Jahre 1089 bereits war das Stift von Leopold III. dem Mönchsorden der Benediktiner eingeräumt. Die ehemaligen Burg- und Klosteranlagen sahen manche Kriegsstürme im Laufe der Zeiten vorüberziehen und mußten wiederholt Belagerungen, — so namentlich 1683 durch die Türken, — erdulden; die heutigen palastartigen Gebäulichkeiten stammen aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts; sie bergen in ihrem Innern eine wertvolle Bibliothek und Gemäldesammlung und sind gegenwärtig Sitz eines Obergymnasiums und Konviktes.

Die Abtei Melf leitet einen neuen Abschnitt im Laufe der Donau ein, den Eintritt in die mit Recht gerühmte Wachau, eine Landschaft voll ergreifender Schönheiten, wie sie großartiger und wechselvoller kaum ein anderer europäischer Strom aufweist. Ähnlich wie beim Rheine auf der Strecke zwischen Bingen und Koblenz umgrenzen auch hier hohe Berge das meist schmale Thal. Aber nicht niedere Lohhecken umkleiden die Gehänge, sondern prächtige Wälder streben allerwärts bis zu den hohen Gipfeln empor, so daß ein ernster und feierlicher Zug den Grundton der Landschaft bildet. Überall wo sich ein Uferstreifen ausbreitet oder ein



sanfteres Vorland sich zum Flusse abdacht, hat der Mensch vom Boden Besitz ergriffen. Schmucke Wohnstätten erheben sich dort, umschattet von Obstbäumen, auf grünem Rasenplane oder im Bereiche der wohlbestellten Äcker. An den sonnigen Berglehnen gedeiht überall der Wein. In hohen Terrassen steigen seine Felder empor. Auch an zahlreichen und zum Theil größeren Ortschaften fehlt es auf dieser Laufftrecke nicht. Anmutige Dörfer, wohlhabige Städtchen schmiegen sich den Gestaden des Flusses entlang am Bergabhänge hin oder ziehen sich lauselig in die Thalbuchten der seitwärts einmündenden Bäche zurück. Durch diese größeren Thäler und zahlreichen Schluchten, welche den Blick zu ernstern, hohen Waldgebirgen emporleiten, eilen meist wasserreiche Bäche der Donau zu. Einsame Pfade führen durch sie auf die Höhen des Gebirges, von denen einzelne mit Recht wegen ihrer Aussicht berühmt sind. Die Donau selbst durchbricht das Gebirge in vielfachen Krümmungen und bedingt dadurch einen außergewöhnlichen landschaftlichen Wechsel. Oft scheint es, als werde der Strom durch mächtige, vorgelagerte Gebirgszüge gehemmt; die breite Wassermasse steht gebannt wie ein Gebirgssee oder ein ernster Meeresfjord zwischen den gewaltigen Bergmassen. Dann kommt eine kurze Biegung, ein kühner Felsvorsprung wird umfahren, und eine neue Laufftrecke, wieder voll besonderer Schönheiten, liegt vor uns. An manchen Stellen drängt sich uns der Vergleich mit dem Rheinstrome förmlich auf; überraschend sind dort die Ähnlichkeiten in der Gebirgsformation und in der Geartung des Flußlaufes. Aber es ist nicht zu leugnen, daß die Donau manche Vorzüge vor dem Rhein auf den genannten Strecken besitzt. Zwar sind beim Mittelrhein die denkwürdigen Stätten enger geschart, die geschichtlichen Erinnerungen lassen uns hier kaum einen Augenblick aus ihrem fesselnden Banne. Sage und Poesie umranken hier jede Stätte wie mit duftigen Blüten. Aber auch andere Züge unerfreulicher Art machen sich in der Neuzeit mehr und mehr im Antlitze der rheinischen Landschaften be-

merkbar. Wohlgefügte steinerne Schutzdämme begleiten auf weite Strecken die Ufer, zwischen denen die Fluten gebändigt dahinziehen; Eisenbahnen rollen auf beiden Seiten vorüber, mächtige Schleppe-dampfer, polternde Tauer ziehen lange Reihen schwerbeladener, schmückloser Frachtkähne und Kohlennachen hinter sich her. Die prächtigen Ruinen stehen freilich noch auf den ragenden Zinken und Felsgräten, aber drunten in den Städten und Städtchen ist manches fesselnde Bauwerk aus alter Zeit gefallen, und die Festungsmauern und Warttürme, um die ein so eigener Zauber webt, haben der modernen Entwicklung weichen müssen. Mächtige Hotelpaläste, prunkvolle Wohnhäuser wachsen mehr und mehr an den belebten Staden empor, und kaum ein Ort ist zu finden, in dem nicht rauchende Fabrikshornsteine das Vorhandensein der mehr und mehr sich ausbreitenden Industrie verkündeten. Das größte Unheil aber droht den Berggipfeln. Hier nagen und fressen die in regstem Betrieb stehenden Steinbrüche sich von Jahr zu Jahr tiefer ein, verunstalten das landschaftliche Bild und drohen die wesentlichste Grundlage für dessen Schönheit zu vernichten. Nur wenn die ganze Provinz, das ganze Land sich aufrafft, wird am Rhein das drohende Verderben noch abzuwenden sein. Man mag im übrigen sich über die vorgenannten Erscheinungen als Beweise rührigen Fortschritts und sich vermehrenden Wohlstandes ehrlich freuen und wird doch zugleich zugeben müssen, daß der Rhein schon viel von seiner früheren Schönheit eingebüßt hat. Jedenfalls ist es das Fehlen oder Zurücktreten dieser Erscheinungen, welche eine Donaufahrt für den Reisenden so ergreifend macht. Hier erscheint alles noch groß und unentweicht. Eine feierliche Stille liegt über der Landschaft; selten nur begegnet uns ein Dampfschiff; denn nur je ein Personenboot verkehrt täglich zu Thal und zu Berg auf der Strecke zwischen Linz und Wien. Zuweilen geht die Fahrt an Inseln vorüber, die theils mit steilen Felsen, theils von hohen Bäumen umschattet, aus den Fluten ragen. Ab und zu gleitet ein kleineres



Floß, von kräftigen Ruderern gesteuert, ein schwerbeladener hölzerner Frachtkahn vorüber, oder ein Dampfer strebt mit Anhang, schwarze Rauchwolken aus seinem Schlothe entsendend, langsam gegen die reißende Strömung an. Meist aber ist unser Dampfer das einzigste Fahrzeug auf ziemlich weiten Strecken, und sein Pfiff tönt gelegentlich wiederhallweckend als einzigster Mahnruf des Verkehrs durch das stille Thal.

So ziehen wir an der prächtigen Burgruine Aggstein vorüber, dem ehemaligen Sitze weit und breit gefürchteter Raubritter, so sehen wir die stolze Ruine Hinterhaus und das niedliche Örtchen Spiß, berühmt durch sein Stein- und Holzgewerbe und eine eifrig betriebene ertragreiche Pfirsichzucht. Dann kommt Weißenkirchen mit seinen gepriesenen Nebengärten, in dessen Nähe die Burg und Wasserheilanstalt Gartenstein liegt; nun haben wir die sagenumwobene Ruine Dörenstein erreicht, ziehen an Mautern vorüber, das schon im Heldenzeitalter unseres Volkes, von dem das Nibelungenlied singt, eine Rolle spielte, und erreichen dann Stein mit seinen alten Thorburgen und Kirchen und den hinter der Stadt aufsteigenden sonnigen Nebenhöhen. Aber dann, bei Krems, ändert sich die Landschaft, das Gebirge ist durchbrochen, die Donau strömt durch eine weite Ebene dahin. Ihre Gewässer, die kein Widerstand mehr hemmt, zerteilen sich in mächtige Arme. Große Inseln, von Rohr und Schilfwiesen umgeben und von dichtem Gebüsch und hohen Baumgruppen umwachsen, dehnen sich zwischen den verzweigten Fluten aus. Eine eigenartige Tierwelt birgt sich in diesen Gründen, Schwärme von Sumpfs- und Schwimmvögeln haufen in diesen verbergenden Dickichten, am Rande der fischreichen Buchten und Flußarme. So geht es fort für mehrere Stunden, nur von ferne winkt uns noch lange von hohem Berggipfel ein Kirchlein zu. Dann endlich treten zur Rechten hohe Bergzüge, die schon lange unsere Blicke auf sich lenkten, näher an den Fluß heran. In großem Bogen umkreist sie der stolze Strom. Immer lebhafter

gestaltet sich das Flußbild, immer reicher wird auf den Bergen der Anbau. Die Dörfer und Städte zur Rechten scharen sich enger aneinander; prächtige Schlösser und Landsitze verkünden in gleicher Weise Reichtum und verfeinerten Lebensgenuß. Indem unsere Augen noch auf diesen gesegneten Bergen des Wiener Waldes ruhen, zieht vor uns bereits prächtig das stolze Bild der Stadt, überragt von der steinernen „Niesencypresse“ des Stephansdomturmes über den breiten Wassern des Flusses herauf.



## Inhalts-Verzeichniss.

	Seite
1. Dresden . . . . .	1
2. Dresden und Meissen und ihre Umgebung . . . . .	18
3. Durch den Plauenschen Grund ins Erzgebirge . . . . .	37
4. Freiberg . . . . .	52
5. Über Chemnitz nach Leipzig . . . . .	70
6. Leipzig . . . . .	88
7. Leipzigs Handel . . . . .	101
8. Über Zwickau auf den Kamm des Erzgebirges . . . . .	114
9. Von den Hochgipfeln des Erzgebirges nach Annaberg . . . . .	128
10. Dem Südfuße des Erzgebirges entlang nach Karlsbad . . . . .	143
11. Über Eger ins Elstergebirge . . . . .	159
12. Durchs Vogtland zum Fichtelgebirge . . . . .	172
13. Auf den Schneeberg und den Arber . . . . .	184
14. Streifzüge durch den Böhmerwald . . . . .	197
15. Von Bamberg in die Fränkische Schweiz . . . . .	212
16. Durch den Fränkischen Jura nach Bayreuth und Nürnberg . . . . .	226
17. Nürnberg . . . . .	240
18. Über Regensburg zum Durchbruchsthal der Donau bei Kelheim . . . . .	256
19. Donaublicher . . . . .	270
20. Flußabwärts von Linz nach Wien . . . . .	283







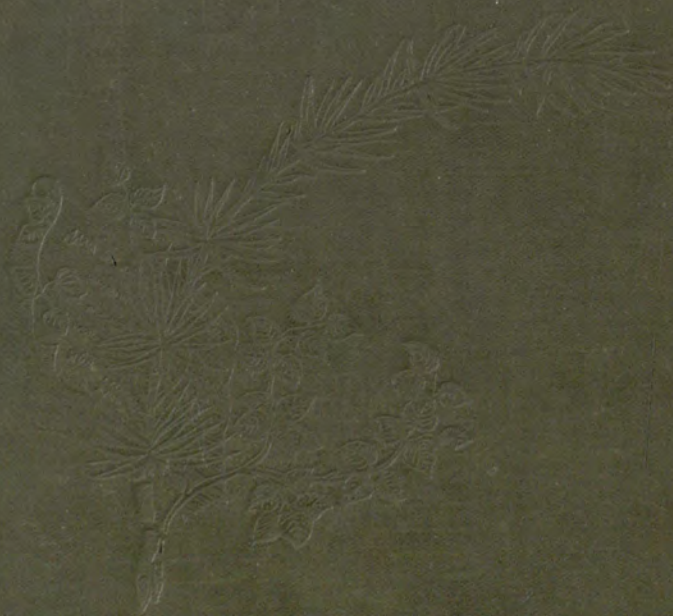








2907



W. G. B. & Co. Leipzig  
Verlag des Verlags